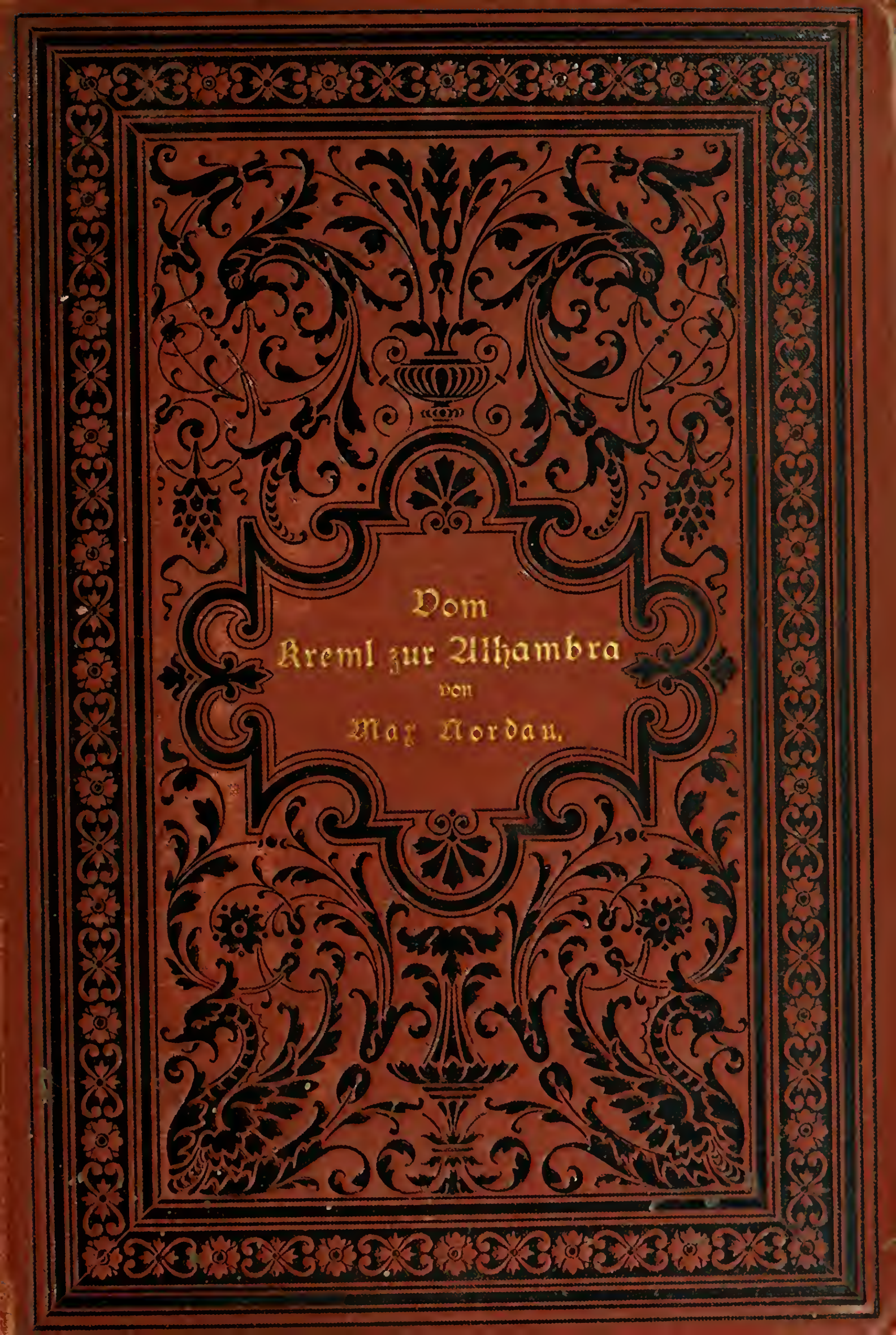

Vom
Kreml zur Alhambra
von
Max Nordau.

Vom Kreml zur Alhambra.

Vom
Kreml zur Alhambra.

Kulturstudien

von

Max Nordau.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.



Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1881.

Inhalt.

Englische Studien.

Französische Provinzfahrten.

Bilder aus Spanien.

V.

Englische Studien.

London.

„Herrliches Wetter heute morgen, wunderschönes Wetter!“ rief der Kapitän der „Mary“ ein über das andere Mal, während er sich vergnügt die großen, fetten Hände rieb und raschen Schrittes auf dem Verdeck umherrannte. Ich muß gestehen, daß ich die Befriedigung des guten Kapitäns nicht vollständig teilte. Die See ging vom Sturme der letzten zwei Tage noch sehr hoch, die Brise war noch ziemlich kräftig und kühl, den Himmel bedeckten noch zahlreiche zerrissene Wolkenfetzen, welche die Sonne nur langsam in einen Winkel des Horizonts zu einem wüsten schwarzen Haufen zusammenzufegen vermochte, und das Schiff war noch viel tanzlustiger, als mit meinem Wohlbefinden verträglich war. Dennoch aber beschloß ich auf dem Verdeck auszuharren und nicht wieder in die entsetzliche Kabine hinabzusteigen.

Es war zum ersten Male seit der Abreise von Gothenburg, daß ich die Koje verließ. Donnerstag vor Tagesanbruch war der Dampfer in die See gestochen, und von diesem Augenblicke bis Freitag nach Mitternacht hatte der Sturm

nicht aufgehört zu heulen und zu tosen. Ich war die zwei Tage hilflos in meiner Koje gelegen und hatte mit unaufhörlicher Übelkeit für meine bisherige Geringschätzung des Meergottes harte Buße thun müssen. Ab und zu erschien der Steward und hatte die Frechheit, mich zu fragen, ob ich zu Tische kommen wolle. Daß dich der Henker! Zu Tische kommen, wenn schon der bloße Gedanke an Essen, der bloße Klang der Glocke, die dreimal täglich zur Mahlzeit rief, eine neue Umwälzung in meinem Innern hervorbrachte! Ich war über alles im höchsten Maße erbittert und wütend: über den Aufwärter, der mich dadurch, daß er die Kabinenthür öffnete und mich anredete, den Kopf nach ihm zu wenden zwang, da ich mich doch nur dann einigermaßen erträglich befand, wenn ich vollkommen unbeweglich daliegen konnte, das Gesicht gegen die Wand gekehrt und die Augen geschlossen; über das Geklapper der Teller und Schüsseln, das aus dem anstoßenden Salon bei jeder Mahlzeit zu mir drang und aufs neue die unleidliche Vorstellung des Essens in mir wachrief; über das eintönige Geheul des Sturmes, der nicht müde werden wollte, mit seinen Grobschmiedfäusten an der Schiffswand neben meinem Kopfe zu hämmern und zu trommeln; über den schrillen, langgezogenen, ohrzerreißenden Pfiff, den die Dampfmaschine den ganzen Tag und die ganze Nacht alle fünf Minuten ausstieß, was ich für eine vollkommen zwecklose, bloß mich zu ärgern bestimmte dumme Spielerei hielt, bis mir später die Aufklärung ward, daß es den Zweck hatte, in dem herrschenden undurchdringlich dicken Nebel einen Zusammenstoß zu verhüten. Mit einem Worte: ich empfand jeden Sinneseindruck als eine Qual, und nur eine einzige Störung war mir nicht unangenehm, wenn nämlich der treffliche Kapitän, ein kleiner, breiter Mann mit kugelrundem, rotem, immer lachendem Gesichte und freundlichen kleinen Äuglein, den mit dünnem krausen Blondhaar bedeckten Kopf

zur Kabinenthür hereinsteckte und mich gutmütig teilnahmsvoll fragte, wie es mir gehe.

Aber das war ja nun alles vorüber. Der Sturm hatte sich seit Mitternacht gelegt, an den Seegang war ich nun schon einigermaßen gewöhnt, der Samstagsmorgen ließ sich nicht unfreundlich an, und die frische, kräftige Luft auf dem Verdecke that ein übriges, um mich gänzlich wieder herzustellen.

Nun erst gelangte ich dazu, mich ein wenig auf dem Schiffe umzusehen. Die Sturzseeen, die fortwährend über dasselbe hinweggegangen waren, hatten alles reingewaschen und zugleich mit einer feinen Salzschicht überzogen. Masten, Raaen, Segel und Takelwerk sahen davon wie kandiert aus und glitzerten und funkelten gar herrlich, wenn sie ein Sonnenstrahl traf. Die Ladung des Dampfers bestand zum größten Teil aus Mastochsen und Kühen. Als ich am Nachmittag vor meiner Abreise von Gothenburg aufs Schiff gekommen war, um mir eine Koje auszusuchen, hatte ich die Tiere eine Weile beobachtet. Sie waren damals munter, fraßen mit guter Lust von dem vor sie hingelegten Heu, glotzten mit hellen Augen in die Welt hinaus, brüllten ab und zu vergnügt, leckten einander die Hälse in gutmütiger Rindviehzärtlichkeit und standen alle auf den Beinen. Nun war mein erster Gang zu den vierfüßigen Mitreisenden. Welche Veränderung! Die armen Tiere lagen über- und durcheinander, keins fraß, ihre Augen waren trübe und halb geschlossen, von Zeit zu Zeit stöhnte ein Ochse ganz kläglich, machte wohl auch den Versuch, aufzustehen, taumelte aber dann wie betrunken und legte sich gleich wieder hin. Alle diese Tiere waren sichtlich seekrank. Eins von ihnen hatte sogar, wie der Kapitän mit aufrichtiger Betrübnis erzählte, in der Nacht das Zeitliche gesegnet und war des Morgens über Bord geworfen worden. Eine ganz andere

Figur machte dagegen der braune Schiffshund, der freundlich an mir emporsprang, als er meiner ansichtig wurde. Das war eine richtige Teerjacke, auch in seiner äußern Erscheinung, denn die krausen Haare seines Fells waren von Pech und Teer zu einem dichten, zottigen Filz verklebt. Sturm und Seegang konnten ihm nichts anhaben. Er sah so feist und zufrieden aus wie der Mops einer reichen alten Jungfer und unterschied sich von einem solchen bloß durch die erstaunliche Gewandtheit, mit der er fortwährend treppauf, treppab lief, Strickleitern erkletterte, auf die Steven hüpfte und bald da, bald dort an einer unmöglichen Stelle des Takelwerks sein fröhliches Gebell erschallen ließ.

Außer mir hatte das Schiff nur noch einen Salonpassagier. Es war dies eine junge schwedische Dame, deren Eltern vor kurzem gestorben waren und die von Verwandten nach London geschickt wurde, um da ihr Fortkommen zu suchen. Sie hatte in London einen Bruder, von dem sie aber schon seit vielen Monaten nichts gehört hatte. Er war brieflich von ihrer Ankunft verständigt worden, und obwohl keine Antwort von ihm eingelaufen war, hoffte sie doch bestimmt, daß er sie am Landungsplatze des Schiffes erwarten werde. Das blutjunge, hübsche Geschöpf sprach kein Wort englisch, war auch offenbar mit Geldmitteln nur sehr spärlich versehen und kannte außer ihrem Bruder keine Seele in London. Trotzdem war sie nicht im geringsten niedergeschlagen. Sie hatte während der beiden Sturmtage viel gelitten und war nun ganz glücklich, nicht mehr seekrank zu sein. Sie kam ebenfalls aufs Verdeck, atmete aus tiefer Brust die würzige Brise, hatte ihre naive Freude an allem, was sie sah, und sprach aufgeräumt von der Zukunft, die sich ihr in rosigem Lichte darstellte.

Je weiter der Tag vorrückte, um so ruhiger wurde die See, um so klarer der Himmel, um so wärmer die Luft. Gegen

Nachmittag kam die Küste Englands etwa auf der Höhe von Yarmouth in Sicht und wir segelten in einiger Entfernung ihr entlang bis zu unserer Ankunft in London. Es war eine zauberhafte Fahrt, und die Eindrücke, die ich damals empfing, werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Die See um uns war so belebt wie ein Strom in der Nähe einer Großstadt. Hundert weiße und rote Segel schimmerten nah und fern, die nahen wie die stolzgeblähten Flügel eines Riesenschwans, die fernen wie helle Pünktchen am Horizont. Zwischen den Segelschiffen, die, bis an den Masttop all ihre Leinwand entfaltend, auf der silbernen Bahn gleich Schlittschuhläufern flink dahin glitten, tauchte da und dort die plumpere Gestalt eines Dampfers auf, dessen breiter Schornstein einen hinten nachwallenden dunklen Federbusch von Rauch trug. Ganz unvergleichlich schön war der Anblick der Küstenlinie, die fern im Westen aus der Flut hervortrat. In bläulichen Nebelduft gehüllt, wurden dort verschwimmende undeutliche Umrisse sichtbar, in denen das Auge eine Fülle stetig wechselnder Bilder mehr erriet als erkannte. Grüne Hügel folgten auf tiefdunkle Wälder und auf graue Strandklippen. Jetzt erglänzten die weißen Mauern eines Schlosses, jetzt die Türme, Schornsteine und Dächer einer Stadt, jetzt die durchsichtigen Rauchwölkchen eines Fischerdorfes, dessen Hütten sich wie eine Herde brauner Heidschnucken in unklarem Gewimmel bis an die Wasserlinie drängten. Und als die Sonne unterging und am westlichen Horizont die Abendröte sich entzündete, da ergoß sich über dieses ferne magische Bild ein märchenhafter rosiger Farbenton, der ihm alles Körperliche benahm und es als eine Luftspiegelung, als ein überirdisches Traumgesicht erscheinen ließ. Von der milden rötlichen Helle hoben sich luftig und unbestimmt die zart gezogenen Umrisse bizarrer gotischer Zinnentürme und krauser waldbestandener Berghäupter ab

wie aus schwarzem Flor ausgeschnittene Silhouetten, die auf einen leuchtenden Grund geklebt sind. Und wie um die Stimmung noch märchenhafter zu machen, drang in der tiefen Stille manchmal geisterhaft leise summend der Ton der Abendglocken über die meilenweite Wasserfläche zu uns herüber. Ich begreife nun das helle Aufjauchzen des englischen Matrosen, wenn er nach langer Abwesenheit in entlegenen Breiten zum ersten Male aus der Ferne wieder die süßen, harmonischen Stimmen der Glocken vernimmt, die ihm den ersten Gruß der langentbehrten Heimat in die See hinaus entgegentönen, jener „merry bells of England", jener „fröhlichen Glocken Englands", von denen das rührende englische Volkslied singt! Ich hörte nicht wie der heimkehrende Matrose in diesen Glockenklängen das Brausen heimatlicher Wälder, das Geflüster der Kindheitserinnerungen, den Wiedersehensjubel einer Mutter oder Geliebten, und dennoch löste sich meine ganze Seele in wonnige, thränenweiche Rührung, wie ich so auf dem Verdecke saß und auf das in der Ferne traumhaft dämmernde abendrote Land hinübersah und dem Geläute lauschte, das der Wind mir in einzelnen abgerissenen Accorden zutrug.

Allmählich erlosch das Abendrot, die Küstenlinie löste sich in ein kaum wahrnehmbares schattenhaftes Wölkchen auf, die See aber begann in blauem Glanze zu flimmern, vom Himmel leuchteten hell die Sterne herab, Leuchttürme blitzten in weißem und rotem Lichte auf, und an allen Stellen des Gesichtskreises, wo man bisher Segel gesehen hatte, erschienen nun farbige Lichtpunkte, die wie grüne und rote Glühwürmchen auf der dunklen Flut funkelten. Stundenlang konnte ich mich von diesem wundersamen Nachtbilde nicht trennen, und es war spät nach Mitternacht, als ich endlich meine Koje aufsuchte.

Das Erwachen am nächsten Morgen war ein herrliches.

Wir befanden uns bereits ziemlich weit in der Themse und vom Decke öffnete sich ein überaus anmutiger Ausblick auf das blühende Land, das sich an beiden Ufern des mächtigen Stromes weithin dehnte. Die Sonne schien hell und warm herab, auf den smaragdgrünen, sammetartig glänzenden Wiesen stand ein feiner Nebel, der sich über die kräftige Grundfarbe wie eine silberige Lasur legte, da und dort weidete schönes Vieh, sonntäglich herausgeputzte Einzelpersonen und Familiengruppen zogen auf den blinkenden Kiespfaden dahin, nahe und ferne Kirchenglocken vermischten ihre Klänge zu einer fremdartigen, reichen Harmonie — wenn wir es nicht gewußt hätten, so würde uns ein Blick in diese stille, liebliche Welt gesagt haben, daß es ein Sonntagsmorgen sei. Auch der Strom war minder belebt, als ich es nach allen Schilderungen erwartet hätte. Wohl kamen uns manchmal Dampfer entgegen, die ihre Reise in die weite Welt antraten, wohl zogen mit uns noch drei oder vier andere große Schiffe nach London, allein alle die kleinen Fahrzeuge, deren Gewimmel sonst das Strombild mit so buntem und lärmendem Leben erfüllt, die Kohlen- und Heubarken, die Kalk- und Stein-Flachschiffe, die Fischerboote, die Überfuhrkähne, die kleinen behenden Dampfpropeller fehlten entweder ganz oder lagen mit gerefften Segeln und eingezogenen Rudern am Ufer vertäut oder in der Mitte des Fahrwassers verankert. Der Strom zeigte eben auch seine Sonntagsphysiognomie wie das Land ringsum.

Bei Gravesend kamen die Zollbeamten an Bord, und ihr erstes Geschäft war, sich im Salon zu einem reichlichen Frühstück zu setzen. Sie wurden damit erst knapp vor unserer Ankunft in London fertig und verließen dann gesättigt und zufrieden das Schiff, nachdem sie uns bloß leichthin und beinahe ohne die Antwort abzuwarten gefragt hatten, ob wir nicht etwa Tabak und Cigarren mit uns führten. Ich bin

seither wohl noch ein halb dutzendmal auf demselben Wege nach London gekommen und habe jedesmal beobachtet, daß die Amtshandlung der Zollbeamten an Bord des Schiffes erstens im Einnehmen einer substantiösen Mahlzeit und zweitens in gerührtem Sichverabschieden vom Kapitän bestand. Das bringt mich auf die Vermutung, daß zum Zolldienst nach Gravesend bloß anerkannt starke Esser, die zugleich bewährte Gemütsmenschen sind, abgeordnet werden, da ein appetitloser und apathischer Beamter nach dem herrschenden Systeme unmöglich drei Schiffe an einem Tage zollämtlich behandeln könnte.

Nun kamen wir an Woolwich vorbei, nach einer kurzen Weile hatten wir Greenwich erreicht, der Strom begann nun von zahlreichen kleinen Dampfern mit verschiedenfarbig bemalten Schlöten gepflügt zu werden, deren Deck von einer unglaublich dicht gedrängten Menge Ausflügler besetzt war, die Wiesen und Haine an den Ufern wurden seltener und kleiner, dagegen die Häuser, Villen und Magazine häufiger, noch eine Biegung des Stromes und — hier lag das unermeßliche London vor unseren staunenden Blicken aufgerollt. Das abgebrauchte Gleichnis vom Häusermeer habe ich nie als so wahr und plastisch empfunden wie angesichts dieses Bildes. Das, was ich sah, war wirklich ein Meer von Dächern, das in höhern und niedrigern Wogen bis an den fernsten Horizont flutete und dessen Ufer das unbewaffnete Auge von unserem Standpunkte in keiner Richtung entdecken konnte. Endlos, meilenweit, sinn- und blickverwirrend drängte sich Haus an Haus und Straße an Straße, und über das Gewimmel der gleichförmigen Dächer erhoben sich mannigfaltige Monumentalbauten, wie die Gestalten berittener Offiziere über die Masse des Fußvolks. Die Ufer des Stroms waren weithin auf und ab mit einer fünf-, sechs-, zehnfachen Linie von Dampfern und Seglern einge-

faßt; unmittelbar aus dem Wasser stiegen hohe, vielfensterige, uniforme Ziegelbauten hervor, welche mit riesigen Inschriften bedeckt waren; es waren Werften, welche die Güter aus den anlangenden Schiffen aufnehmen; heute freilich waren alle Fenster und Pforten geschlossen; an Wochentagen aber ragt fast aus jeder Öffnung dieser Gebäude ein Krahn hervor, von dem ein Strick und Haken herabhängt, der bis aufs untenliegende Schiff hinabreicht; ununterbrochen tauchen die Haken hinab, holen sich ein Bündel aus dem Schiffsraume, schlüpfen damit in die Öffnung des Hauses und kommen gleich wieder hungrig und suchend zum Vorschein, um dasselbe Manöver unersättlich durch viele Stunden zu wiederholen, so daß diese Werften den Eindruck ungeheurer Polypen machen, die mit hundert abwechselnd ausgestreckten und zurückgezogenen Fangarmen ein Opfer aussaugen und verzehren, welches sie an sich gezogen haben.

Jenseits der „wharfs“, mehrere hundert Schritte im Lande, wuchsen da und dort mitten zwischen den Häusern Mastenwälder von erstaunlicher Ausdehnung hervor; da lagen in den Docks, zu denen schmale Kanäle vom Strome führen, viele Hunderte von Schiffen aller Größen, deren Takelwerk mit seinen unzähligen Bäumen und Stangen und Seilen und Ketten ein verworrenes Gewebe bildete, welches den Himmel so dicht überspann, daß sein Blau an dieser Stelle kaum zum Vorschein kam. Jenseits der großen Docks erhoben sich die finstern Quaderwälle und Türme des Tower, darüber hinaus funkelte das bizarre goldene Flammenbündel, welches das „Monument“, die Denksäule zur Erinnerung an das große Feuer von 1666, krönt, noch weiterhin wurde zwischen niedereren Türmen und Schornsteinen die mächtige Kuppel von St. Paul sichtbar, und ganz in der Ferne unterschied man undeutlich in dem feinen, warmgetönten, goldigen Nebel, der selbst bei klarstem Wetter über London schwebt, die

geradaufstrebenden gotischen Formen von Westminster. Unfern vor uns spannte sich die ungeheure „London Bridge“ quer über den Strom, und über das Brückenfeld bewegte sich stetig ohne Lücke, ohne Unterbrechung ein doppelter, in entgegengesetzter Richtung vorwärtsrollender Strom von Fuhrwerken und Menschen, die sich aus der Entfernung und von unten so ansahen wie Ameisenzüge, welche in schwarzem, unzähligem, gleichmäßigem Gewimmel aus einem Bau hervorquellen und in deren Masse das Auge kein Individuum sondern bloß eine Bewegung unterscheidet, deren Breite' Lautlosigkeit, unveränderliche Gleichmäßigkeit und Unaufhörlichkeit das Auge und die Seele schließlich in eine Art magnetischen Taumels fasciniert.

Wir hatten reichlich eine Stunde Zeit, uns den Eindrücken des ersten Anblicks von London hinzugeben, denn so lange dauerte es, bis der vor der St. Katharinen-Werfte angelangte Dampfer sich dem Ufer nähern und mit der Breitseite am Quai anlegen konnte. Endlich waren aber die hiezu notwendigen verwickelten Manöver ausgeführt, ein Steg wurde aufs Deck geschoben und ein Rudel Lastträger stürzte vom Ufer aufs Schiff, um sich unseres Gepäcks zu bemächtigen. Die junge Schwedin stand neben mir und blickte suchend und aufgeregt auf den Quai hinaus. Da standen einige Gruppen von Männern, meist Arbeiter im Bratenrock, die Hände in den Taschen, lässig plaudernd, rauchend oder tabakkauend und uns gleichgiltig beguckend, aber ein bekanntes Gesicht fand sich nicht darunter. Ihr Bruder war also nicht gekommen, sie zu erwarten. Das arme Mädchen wurde bleich und beklommen, und ich konnte sehen, wie sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Ihr Bruder scheint nicht da zu sein?“ fragte ich sie. „Nein, aber er wird kommen,“ antwortete sie leise, aber bestimmt. „Und wenn er doch nicht kommt?“ „Er wird gewiß kommen.“

„Was gedenken Sie nun zu thun?“ „Ich gedenke meinen Bruder zu erwarten.“ Ich war fest überzeugt, daß sie sich an eine eitle und nichtige Hoffnung klammere und ihres Bruders vergebens harren werde, aber ich fühlte, daß meine aufrichtige Teilnahme leicht in eine schiefe Beleuchtung geraten könnte, wenn ich noch länger in das Mädchen dringen würde. Ich begnügte mich also, ihr die Hand zu reichen, die sie mit dankbarer Wärme drückte, und ihr die Adresse meines Hotels zu geben, damit sie mich finden könne, wenn sie meiner bedürfe; dann nahm ich vom Kapitän herzlichen Abschied und saß eine Minute später in einem „four-wheeler“ (vierräderige Droschke), der sich langsam durch die engen, finstern und schmutzigen Gäßchen wand, welche von der Landseite die Zufahrt zu St. Catharines Wharf bilden, um alsbald den weiten Platz von Trinity-Square zu erreichen, wo er in munterem Trabe seinen Weg nach dem Westen fortsetzen konnte.

Der erste Sinn, der im Straßengewirr von London einen charakteristischen Eindruck empfing, war der Geruchssinn. Ein scharfer, prickelnder, brenzelnder Duft stieg mir in die Nase und machte mich fortwährend nießen. Es war, als führe ich durch eine Wolke fein verteilten Schnupftabaks dahin, oder als wäre die Atmosphäre mit Cayennepfeffer geschwängert. Die Luft von London enthält nämlich fortwährend große Quantitäten Ruß, Kohlenstaub und Rauch, welche die Nase und Kehle des Fremden lebhaft irritieren und gegen die man erst nach wochenlangem Aufenthalt in der Stadt genügend abgestumpft ist, um sie nicht zu empfinden. Auch dem Auge wird diese Rußbeimischung der Luft sichtbar. Ein feiner Regen von winzigen schwarzen Pünktchen fällt ununterbrochen auf Menschen und Dinge nieder. Die Häuser sind davon mit einer schwarzen Kruste überzogen. Die blühendste Wäsche wird davon in einer halben Stunde absolut

unpräsentabel. Man geht morgens als Gentleman aus und kommt mittags als Kohlenbrenner heim. Man wäscht sich Hände und Gesicht vor jedem Besuche, vor jeder Mahlzeit, fünf- oder sechsmal im Tage, und das Waschwasser könnte jedesmal zur Bereitung von Tinte dienen. Man geht ein wenig in der Straße spazieren und hat das Gesicht so dicht mit schwarzen Punkten bedeckt, daß man einem Kupferstich in punktierter Manier gleicht; man fährt sich mit Hand oder Sacktuch über die Stirne und die Punkte werden zu Linien und man sieht nun wie ein Porträtkopf in schraffierter Manier aus; dieses Rußgestöber ist die Verzweiflung aller fremden Damen, die London besuchen, aber es bereichert die Wäscherinnen und Seifenfabrikanten. Es ist die Ursache der großen Reinlichkeit der Engländer, welche sie über die winzigen Waschbecken des Kontinents in solche Wut geraten läßt. In London muß man ein Amphibium sein, wenn man nicht in Schmutz untergehen will. Nur um den Preis fortwährender Ablutionen kann man sich seine weiße Haut bewahren; auf Vernachlässigung der Körperpflege steht rapide Vernegerung als Strafe. Unter solchen Umständen ist die Waschmanie der Engländer eigentlich gar kein Verdienst, und sie sind ungerecht, sich über die angebliche Wasserscheu der Franzosen lustig zu machen. In Frankreich erfordert eben die Konservierung eines menschlichen Aussehens kein fortwährendes frenetisches Pritscheln!

Ich roch also London, noch ehe ich es sah und hörte. Zu sehen und zu hören war auch auf dieser Fahrt nicht viel. Eine Wanderung durch die City an einem Sonntag vormittag ist eine Wanderung durch eine ausgestorbene Stadt. Alle Läden, alle Thüren und Fenster waren geschlossen. In den endlosen Straßen rollten nur wenige Fuhrwerke entlang, da am Sonntag während der Gottesdienststunden sogar die Omnibus ihre Fahrten einstellen; auf den

breiten Trottoirs eilten da und dort Frauen mit Gebetbüchern in der Hand, Herren in lichten Handschuhen und weißer Kravatte dahin, verspätete Kirchengänger, die alsbald in einer der zahlreichen Kapellen und Kirchen verschwanden, aus denen vielstimmiger Gesang herausdrang; ab und zu wurde eine Policeman sichtbar, eine ungeschlachte, große und breite Figur mit rotem Gesichte, mächtigem Kinnbart und rasierter Oberlippe, in blauer Tuchuniform und mit einem wunderlichen Tuchhelm auf dem Kopfe, der gleichmäßigen langsamen Schrittes von einer Straßenecke bis zur andern auf und nieder ging; vor den geschlossenen Ginläden lümmelten gegen die Wand und Thür gelehnt Gruppen schäbig aussehender Männer und Weiber, welche die Eröffnungsstunde ihrer Schnapspaläste erwarteten. Die Häuser, zwischen denen ich dahinfuhr, hatten — mit seltenen Ausnahmen — gar keine Architektur. Es waren würfelige Haufen rußgeschwärzter Ziegel, die unverputzt und ungetüncht ihr natürliches Gefüge zeigten. Das Dach fällt nach innen ab, jedes Haus zeichnet sich also gegen den Himmel mit einer scharfen, geraden Linie ab, aus welcher zahllose Schornsteinhelme hervorspringen, welche launenhaft gekrümmt, gewellt, hin- und hergeschoben, in vielfachen Knieen gebogen, sich untereinander duckend oder einander um die Wette überragend, die bizarrsten Silhouetten an den blauen Himmelsgrund malen und den Vorübergehenden, verrückte Gesichter schneidend, mit ihren lächerlich-unheimlichen Grimassen angrinsen. Die Londoner Schornsteinhelme sind eine Erscheinung für sich, eine Vision des Geister-Hoffmann, ein Vorwurf für Breughels Pinsel; man braucht mit keiner überlebhaften Phantasie begabt zu sein um in ihren Umrissen tausend Fratzen zu unterscheiden, welche von einer grimmigen Heiterkeit verzerrt zu sein und einander schadenfroh anzukichern und förmlich vor Begierde zu zucken scheinen, über die drolligen Dinge laut aufzulachen, die sie

auf der Straße und in den Häusern fortwährend beobachten. Die Londoner Straße sieht am Sonntag den Fremden feindlich und abstoßend an. Er fühlt sich von diesen verrammelten Häusern ausgeschlossen und zurückgewiesen. Er hat die Empfindung, als wendeten ihm alle Häuser den Rücken, denn er ist noch nicht an die Idee gewöhnt, in diesen schmucklosen Ziegelmauern Façaden zu erblicken. Ihm ist, als sollte er nie das Angesicht dieser Häuser zu sehen bekommen, als sollte er hier nie heimisch werden, als müßte er ewig in diesen leeren Gassen, zwischen diesen verriegelten Thüren und Fenstern freund- und obdachlos umherwandern, und das Gefühl des Fremdseins überkommt ihn mit einer Stärke und Trostlosigkeit wie nirgends in der Welt.

Als ich dieselben Häuser und Straßen am Montag wiedersah, da erkannte ich sie nicht. Der Märchenprinz war gekommen und hatte das schlafende Dornröschen wachgeküßt, und nun offenbarte sich mir die ganze ungeheure Fülle des Londoner Lebens. Als ich vormittags aus der ruhigen Seitengasse des Strand, wo sich mein Hotel befand, in diese Hauptstraße heraustrat, erfaßte mich sofort ein brausender Menschenstrom, der mich mit sich fortriß. Um diese Stunde war die drängende unablässige Bewegung ostwärts, nach der City gerichtet. Nach dieser Seite fuhren die Tausende von Cabs und Hansoms, die vielfarbigen Omnibus, die Geschäftswagen mit den bunten, großsprecherischen Aufschriften; nach dieser Seite strebten die Zehntausende eiliger, nicht rechts noch links schauender, gleich Stieren gerade vor sich hin stürmender Menschen, die alle so hastig ausschritten und so rücksichtslos jedes Hindernis beiseite stießen, als hätten sie die Begnadigung eines Hinzurichtenden in der Tasche und fürchteten zu spät auf den Richtplatz zu kommen. Kleine Inseln, welchen der Menschenstrom rechts und links auswich, bildeten die mit unbeweglich steinernen Gesichtern drein-

schauenden, an Straßenecken stehenden oder langsam dahinschreitenden Policemen und die in feuerroten Wämsern steckenden kleinen Jungen, welche mit dem Geschäfte des Stiefelputzens das des Zeitungsvertriebs verbinden und auf dem Straßenpflaster vor sich ein großes Plakat ausgebreitet haben, welches mit dem Inhaltsverzeichnis der Morgenblätter bedruckt ist.

In dieser großen Straße, dem Strand, ebenso wie in allen anderen Hauptverkehrsadern von London, beobachtet der Zuschauer einen in seinen Dimensionen homerischen, in seinen Zwecken grotesken Kampf zwischen den Häusern und den Menschen. Die Menschen hasten mit aller Kraft dahin, zornig jede Störung bekämpfend, welche ihren beschleunigten Schritt verlangsamen könnte, die Häuser suchen diese Eilfertigen mit allen Mitteln aufzuhalten, anzuziehen, stillestehen zu machen. Die Menschen scheinen für ihre Umgebung weder Auge noch Ohr zu haben und bloß an das Ziel zu denken, dem sie raschen Ganges zustreben, die Häuser locken und winken und rufen mit tausend Zungen und tausend Fingern, streben ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, ihre Neugierde zu erregen, ihr Auge zu überraschen, ihr Ohr zu erschließen, und alles das, um von dem Gelde, das jeder Vorübergehende in der Tasche trägt, einen möglichst ansehnlichen Teil abzubekommen. Das eine Haus ist von unten bis oben mit klafterhohen Buchstaben von extravaganter Form und Farbe bedeckt; das nächste trägt eine einzige, ungeheure schwarze Nummer, die vom ersten Stock bis zum Dache reicht; hier fährt aus einer Façade, die dem Hause eines Goldschmieds angehört, ein gigantischer vergoldeter Arm mit einem Hammer in der geballten Faust, dort steht in einer Nische die riesige Statue eines tabakschnupfenden, buntbemalten Schotten in glänzender Nationaltracht, daran erinnernd, daß hier Tabak zu bekommen sei. Der Uhrmacher sucht die Aufmerksamkeit

durch ein Glockenspiel und eine Kirchturmuhr mit Negern, Wilden, Türken und anderen Figuren auf seinen Laden zu lenken, der Fabrikant physikalischer Instrumente füllt sein Schaufenster mit hüpfenden, zuckenden, kreisenden, wirbelnden elektrischen Maschinen. Den Laden eines Spielwarenhändlers bezeichnen zappelnde und tanzende Bajazzos, den eines Erzeugers wasserdichten Leders ein großes gefülltes Bassin, in welchem zwischen künstlichen Enten und Schwänen Schuhe umherschwimmen. Der Buchhändler legt seine Bücher vor der Thür aus, jeder Band mit großer Schrift den Preis an der Stirne tragend, und lädt mit vervielfältigten Inschriften, feuerrot auf grünem Grunde, das Publikum ein, ins Innere des Ladens zu treten. Der Restaurant häuft leckere Lebensmittel und Gerichte in seinem Schaufenster auf und schreibt auf eine Tafel vor seiner Thür die Speisekarte des Tages und die Preise aller Speisen. Freie Mauerflächen, Schornsteine, Gerüste von Neubauten, Gitter von Promenaden sind mit wahren Ungetümen von Plakaten bedeckt, die eine noch lautere, noch unleidlicher aufdringliche Stimme haben als die Häuserfaçaden und Schaufenster. Hier diese halbnackte Schönheit mit den langwallenden Haaren, die in so reichen und schreienden Farben ausgeführt ist, soll ein haarwuchsbeförderndes Öl empfehlen; da der indische Fürst mit seinem roten Kaftan und dem Kaschmirshawl-Turban ist die Reklame eines Saucefabrikanten; diese Erdkugel, die zwei Klafter im Durchmesser hält, bezeichnet die Annonce einer Zeitung; dieses Riesenbild eines Totschlags mit frenetisch agierenden Personen, ellenlangen Dolchen, breiten, saftig roten Blutströmen und verzerrten Physiognomieen lädt zum Besuche eines Theaters ein. Wohin immer das eingeschüchterte und ermüdete Auge blickt, begegnet es stets demselben krampfhaften, gewaltthätigen, verzweifelten Bestreben, die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden einen Augenblick, einen einzigen,

kurzen Augenblick zu fesseln. Bemerkt zu werden, das ist das große Ziel des allgemeinen Strebens. Wer unbeachtet bleibt, geht zu Grunde, wem es gelingt, die Augen und Ohren der stumpf und betäubt dahinströmenden Menge mit einem grellen Bilde oder schrillen Rufe zu füllen, der wird reich, groß, mächtig. Daher diese heulenden Plakate, diese tobenden Façaden, diese gilpsenden Schaufenster, dieser Tumult der Annoncen, Reklamen, Aufschriften, Anzeigen und Schaustücke, welche die Geschäftsstraßen Londons zu einem Irrenhause tollgewordener Gegenstände machen.

Neben den fixen die wandelnden Annoncen. Wie ich so Strand und Fleetstreet entlang ging, kam mir ein wunderlicher Zug entgegen, vielleicht fünfhundert Männer, alte, junge, kleine, große, robuste, schwächliche, und alle steckten gleich Schildkröten zwischen zwei großen Tafeln, die ihnen vom Kinn bis zum Knöchel reichten und zwischen denen bloß der Kopf und die Füße hervorsahen, und die Tafeln waren mit grellen Bildern und kreischenden Ankündigungen bedeckt. Langsamen Schrittes zogen diese Menschen im Gänsemarsche dahin, und es dauerte eine Viertelstunde, bis sie alle vorübergegangen waren. So wandeln sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend durch die Hauptstraßen und erregen das Staunen der Fremden und die Aufmerksamkeit der Einheimischen. Das Publikum sieht nur die Tafeln und es merkt gar nicht, daß über diesen menschliche Gesichter erscheinen, käsige, bleiche, ausgemergelte Gesichter, in welchen Müdigkeit, Elend, Hunger und Krankheit zu lesen steht und die aus glasigen und vertierten Augen auf die Vorübergehenden blicken. Der Lokalwitz nennt die Unglücklichen, welche für einen Shilling täglich ihre Menschenwürde aufgeben und sich zur Wandelpuppe erniedrigen, „Sandwiches“, weil sie zwischen den zwei Annoncentafeln stecken wie eine

Fleischschnitte zwischen den zwei Brotscheiben eines Schinkenbrötchens.

Wunderbarer Gegensatz! Man biegt aus der tosenden Fleetstreet ab und gelangt durch schmale, schmutzige Gäßchen mit wenigen Schritten in den „Tempel“ und in „Lincolns Inn Field“, wo die Stille und der Friede eines ländlichen Kirchenplatzes herrscht. Weite, gitterumhegte Rasenplätze, hohe, alte, gotische Mauern, breite, hallende Trottoirs, Häuser mit Gräben davor, welche gegen die Straße durch Eisengitter verwahrt sind, still dahineilende Menschen mit großen Ledertaschen in der Hand, kaum ein Wagen, sonderbare Gestalten in langer, schwarzer Robe und mit weißen Flachsperücken auf dem Kopfe — hier sind die Bureaux der großen Advokaten und Sollicitors, und manche von diesen drolligen Masken in Robe und Perücke verdient jährlich mit größter Regelmäßigkeit 50—60,000 Pfund, sie allein so viel wie dreitausend der jämmerlichen „Sandwiches“, denen wir eben begegnet sind.

Wir kommen aus dem jähen Wechsel der Gegensätze nicht heraus. Aus dem stillen Lincolns Inn Field gelangen wir wieder in eine donnernde Hauptstraße; dieses Viertel ist eine Art Mesopotamien zwischen den zwei gewaltigen Strömen, welche Fleetstreet und Holborn heißen. Hier, in Holborn, ist der Wagen- und Menschenverkehr womöglich noch größer als in Fleetstreet. Zwischen den Füßen der Pferde tummeln sich kleine Jungen in einer Art zerlumpter Uniform herum, welche den Pferdemist mit blitzschneller Bewegung auf eine Schaufel sammeln und in Eisenblechständer werfen, die in kurzen Abständen das Trottoir einsäumen. Armut macht diese armen Kinder tollkühn und affenartig behend. Das Herz schnürte sich mir zusammen, so oft ich sah, wie sich die Rangen mitten zwischen die dahinjagenden Rosse warfen, im Fluge den Dünger auflasen und mit einem Satze aus dem

Wagengewühl wieder bei dem Kehrichtbehälter anlangten. Ich fürchtete immer, daß sie jetzt und jetzt zertreten, gerädert, zerstampft würden, aber es geschah ihnen nichts, und es scheint, daß Unglücksfälle unter ihnen nicht häufig sind.

Neben diesen Kindern der Straße, die in einer ekelhaften und schmierigen Beschäftigung ihr eltern- und freundloses Leben ganz so wagen wie ein Soldat in der seinigen, die rühmlich genannt wird, trollen sich Schwärme anderer, die es nicht einmal so gut haben wie ihre kleinen Altersgenossen im Dienste der Straßenreinigung. Diese zerlumpten, schmutzigen Kinderscharen, die vor der Auslage eines jeden Viktualienhändlers mit hungrigen Augen und wässerndem Munde stehen bleiben und sich viertelstundenlang in die Herrlichkeit eines Lendenbratens vertiefen können, sind vielleicht der schmerzlichste Zug im Londoner Straßenleben, schmerzlicher als die Gruppen Erwachsener, welche die Ginpaläste füllen oder vor den wappengeschmückten Spiegelscheiben-Thüren der letztern herumlungern und mit scheuen, verdächtigen Blicken in die Bewegung rings um sie hinausblicken.

Holborn Hill, Skinner Street, Cheapside, Poultry — so geht der kolossale Straßenzug hin, der aus dem Westend nach dem Herzen der City, nach der Bank und Börse führt. Hier ist der Holbornviadukt, der zwei Stadtviertel über eine tiefe und breite Straße hinweg miteinander verbindet, hier die schwarze Quadersteinmasse des Newgate-Gefängnisses, hier der mächtige Bau des Postpalastes, um den fortwährend die brandrot lackierten Postwagen und die nett uniformierten Briefträger schwärmen; da wird am Grund einer Seitenstraße die gotische Front von Guildhall sichtbar, da erhebt sich vor uns die Säulenordnung der Börse, die geschmacklose klassische Front des Mansionhouse, die gefängnisartige niedrige Quadermauer der Bank. Und jenseits dieses Mittelpunktes der City folgen enge Straßen, deren jedes Haus

Waren im Werte von Millionen enthält, in welchen schwere Lastwagen ineinander gekeilt den Verkehr oft stundenlang unterbrechen, in welchen der Thee Chinas das Pelzwerk des Nordpols mit dem Ellenbogen anstößt und die Baumwolle Amerikas die Schafwolle Australiens nachbarlich grüßt. Und mitten zwischen diesen Warenhäusern und Schreibstuben öffnen sich schmale, den Wagen unzugängliche Gäßchen, die „Lanes", welche sich ab und zu in Höfe erweitern und wieder zu quetschend engen Passagen zusammenziehen, und in welchen bettelarme, schmutzige Leute wohnen, deren Kinder herdenweise im Kote der ewig feuchten, ewig schlammigen, mit Küchenabfällen bedeckten, häßlich riechenden Straße spielen, deren zerfetzte Wäsche aus den Fenstern heraushängt, um da zugleich zu trocknen und rußig zu werden, und deren Gezänk und Gekreisch aus den schwarzen Hintergründen der finstern Fluren hervortönt.

Bis in die Nachmittagsstunden geht die Bewegung des städtischen Lebens nach der City hin, von drei Uhr ab beginnt der Rückstrom nach dem Westen und wird zwischen vier und fünf Uhr am stärksten. Die Omnibus, die jetzt aus der City kommen, haben kein freies Plätzchen, die in der entgegengesetzten Richtung fahren, rollen leer dahin; vor den Stationen der unterirdischen Eisenbahn bilden sich Ansammlungen von Handwerkern mit Werkzeugsäcken, Commis mit Handtaschen und Arbeiterinnen mit kleinen Paketen, und die Züge dieser Bahn, die westwärts verkehren, sind so überfüllt, daß in den Coupé dritter Klasse mindestens ebenso viele Reisende stehen als sitzen. Die City wird nun allgemach leer und das westliche London kongestioniert sich. Weststrand, Oxfordstreet, Regentstreet, Piccadilly werden der Schauplatz turbulenten Volkslebens, das durch das Vorherrschen disreputierlicher weiblicher Elemente einen widerlichen Anstrich von Zügellosigkeit und Ausgelassenheit erhält. Das unge-

heure London ist in Bezug auf Nachtleben eine Kleinstadt. Um neun Uhr sind alle anständigen Geschäftsläden gesperrt und die meisten Straßen menschenleer. Diejenigen aber, in welchen der Lärm und das Treiben des Tages noch fortdauert, werden von den respektabeln Elementen der Bevölkerung gemieden und dem häßlichen und schönen Laster als ausschließlicher Tummelplatz überlassen. Darin unterscheidet sich London am meisten von Paris. Hier beginnt das öffentliche Leben eigentlich erst am Abend, in London hört es zu dieser Tageszeit auf; in Paris ist die gasbeleuchtete Straße die Lieblingspromenade des Bürgers wie des Vornehmen, in London ist sie die Domäne der Diebe, der Sünderinnen und Trunkenbolde. Der anständige Londoner verbringt den Abend daheim oder in einem befreundeten Hause oder im Theater, aber nie auf der Straße und natürlich auch nicht in Cafés, da es solche im Pariser Sinne nicht giebt. London ist eben die Stadt des Familienlebens. Es arbeitet hart am Tage und ruht sich am Abend spießbürgerlich in der eigenen Stube aus. Nur derjenige Londoner, der kein Heim und keine Familie hat, ist nach der Dinerstunde außerhalb der Häuser zu treffen. Dann kriechen unter den Thorbögen des Adelphihouse, aus den Spelunken von Sevendials, aus den tiefen, schmutzigen Häusern von Drury-Lane all die scheußlichen Gestalten hervor, die sich tagsüber wie Fledermäuse vor der Sonne verborgen halten, und die Straßen bevölkern sich mit unheimlichen, zerlumpten, drohenden Erscheinungen, die von einem Galgen losgeschnitten zu sein scheinen. London hat zwei Bevölkerungen, eine Tages- und eine Nachtbevölkerung. Die beiden sehen einander nie und kommen miteinander nie in Berührung, denn die eine erscheint immer erst, wenn die andere verschwindet. Wo die Nachtbevölkerung am Tage unterschlüpft, das ist ein Mysterium. Nur die Polizei weiß dies und die nicht immer. Manchmal, wenn irgendwo ein

alter Häuserblock niedergerissen wird, um Neubauten Platz zu machen, kommen plötzlich einige solcher menschlichen Larven im vollen Tageslicht zum Vorschein und stieben rasch auseinander, um sich an einem andern Orte zu verkriechen. So erblickt man ein abstoßendes Gewimmel von Asseln und Würmern und Blindschleichen, wenn man in einem feuchten Keller einen Stein plötzlich von der Stelle rückt, an der er lange gelegen . . .

Ein „superiores" Boarding-House.

Nach kurzem Aufenthalte im Hotel beschloß ich, mich in einem „Boarding-House" einzumieten, und ließ mir zu diesem Behufe von einem Freunde, der in Londoner Verhältnissen trefflich bewandert war, eine Adresse geben. Er empfahl mir ein solches Haus in Brook-Street, einer Nebenstraße des bloß von Herzögen, Grafen und Baronen bewohnten Grosvenor Square. „Sie zahlen dort etwas mehr," sagte er, „aber Sie sind dafür in einem durchaus ‚superioren' Hause und haben den Vorteil, auf Ihre Visitenkarte ‚Grosvenor Square' setzen zu können. Diese Adresse allein wird Ihnen bei gewissen englischen Familien, mit denen Sie etwa in Berührung kommen werden, als Empfehlung ersten Ranges dienen." So verhält es sich in Wirklichkeit. Wie es in den feudalen Zeiten Güter und Schlösser gegeben hat, mit deren Besitz ein Adelstitel und hohe Ämter verbunden waren, so ist noch heute in London mit dem Besitze von Häusern in bestimmten Gegenden Hochachtbarkeit verbunden. Wohl giebt es auch in anderen Großstädten vornehme und geringe Viertel, allein man zieht aus der Straße, wo jemand wohnt, keine Rückschlüsse auf dessen Charakter. In London

aber geschieht dies, mindestens seitens der Philister. Eine Gegend hat einen respektablen oder gemeinen Ruf und man nimmt, wenn man sie bewohnt, ihre Respektabilität oder Gemeinheit an, wie gewisse Tiere die Farbe des Bodens annehmen, auf dem sie leben. Ein Lord, der nach Stepney wohnen ginge, wäre in der Gesellschaft unmöglich; einem Stockjobber, dem es gelänge, ein Haus in Grosvenor Square zu bekommen, würde die Zulassung in die Gesellschaft von Peers sehr erleichtert werden. Freilich gelänge es ihm nicht leicht, denn zur Erwerbung eines Hauses in vornehmer Gegend bedarf es nicht bloß schweren Geldes, sondern auch gewichtiger Empfehlungen.

Das Boarding-House, das mir mein Freund bezeichnet hatte, war wirklich in jeder Beziehung ein „superiores“. Schon der Pensionspreis war ein höchst distingnierter. Ich bezahlte wöchentlich drei Guineen und außerdem fünf Shillings für Bedienung und erhielt dafür ein Zimmer auf dem obersten Stockwerk. Man verlangte von mir Referenzen und gab mir gleichfalls welche vom imposantesten Klange. Man nannte mir als Erteiler von Auskunft über den Charakter des Hauses einen Dean (Domherr) der Hochkirche von England und einen „honourable Gentleman“, den jüngern Sohn eines Lords. Allerdings erfuhr ich bald genug, daß der Dean gewöhnlich in Cannes wohne, also praktisch ziemlich unerreichbar sei, und der Sohn des Lords als Sekretär eines Spielklubs ein recht ärmliches Dasein friste.

Und noch in hundert anderen Zügen gab sich die Superiorität meines Boarding-House zu erkennen. Bei Tische wartete ein Mann in drapfarbener Livree mit großmächtigen Metallknöpfen auf. Im Salon lagen zwei Exemplare des „Peerage“, des Verzeichnisses sämtlicher Adelspersonen des Vereinigten Königreichs, auf und stand ein Flügel, auf dem leider fast zu jeder Tageszeit jemand hämmerte. An Zei-

tungen hielt man den konservativen Standard und die respektable Times. In jedem Schlafzimmer fand ich eine große ledergebundene Bibel und hing ein Stahlstich Ihrer allergnädigsten Majestät der Königin. Auch ein Bad gab es im Hause, und das wurde bei allen Gelegenheiten von der Landlady (Hausfrau) als besonders wertvoller Vorzug betont. Allein irgendwie geschah es, daß die Wasserleitungsröhre immer schadhaft war, so oft ein Boarder den Wunsch ausdrückte, dieses berühmte Bad zu benutzen, so daß zuletzt ein Skeptiker unter meinen Mitpensionären die ruchlose Frage aufwerfen konnte, ob das Bad nicht vielleicht überhaupt eine bloße Mythe sei, von der Landlady erfunden und verbreitet, um dem Hauswesen ein erhöhtes Prestige zu verleihen.

Die ersten Eindrücke, die ich in diesem superioren Hause empfing, waren vortreffliche. Die Landlady war eine Dame von zweifelhaftem Alter, deren Erscheinung ganz geeignet war, einem zur Ehrerbietigkeit hinneigenden Geiste höchlich zu imponieren. Ihre Gestalt war groß, breit und korpulent; sie war ziemlich stark geschminkt und trug zu jeder Tageszeit lange Locken, ein weinrotes schweres Seidenkleid, und um den Hals eine fingerdicke und mindestens ellenlange Goldkette. Sie sprach gemessen und würdevoll und machte dazu ein so bedeutendes Gesicht, als ob sie an einer Krönungsceremonie teilnähme. Sie lächelte nie, was vielleicht darin seinen Grund hatte, daß ihre Zähne bemerkenswert schadhaft waren. Man konnte mit ihr nicht fünf Minuten beisammen sein, ohne zu erfahren, daß ihre Großmutter mütterlicherseits die leibliche Schwester eines Baronets gewesen sei, dessen Nachkommen seither die Baronie erhalten haben, und daß sie in ihrer Jugend einen Vetter des gegenwärtigen Bischofs von Australien, der um ihre Hand angehalten, abgewiesen habe. Der Helmschmuck des Familienwappens ihrer Großmutter prangte auf den Pensionsrechnungen der Dame, und in dem

Photographie-Album, das auf dem Mosaiktisch des Salons lag, nahm das Porträt des Lord N., Urenkel des Bruders ihrer Großmutter, den ersten Platz ein. Dagegen beobachtete sie über ihre eigenen Standesverhältnisse ein tiefes Stillschweigen; sie gab nur so viel zu verstehen, daß sie Witwe sei, und erst später erfuhr ich durch die Zuvorkommenheit einer gütigen Nachbarin, daß ihr verstorbener Mann zuerst Lakai, dann Butler (Haushofmeister) eines reichen Tuchwebers gewesen sei, in dessen Dienst, fügte die liebenswürdige Auskunftgeberin hinzu, auch die Landlady als Stubenmädchen gestanden „haben soll“, was also nicht sicher ist.

Die Einrichtung des Hauses war eine recht elegante. Im Speisesaal, der im Erdgeschoß auf die Straße ging, stand ein großes geschnitztes Büffett, das hinter Spiegelscheiben allerlei Silbergerät sehen ließ. Dahinter befand sich ein Rauchzimmer, dessen Fenster sich auf einen kleinen Garten öffnete; im Speisesaal war nämlich Rauchen ebenso streng verpönt wie Fluchen. Auf dem ersten Stock lag der Salon, der unter anderem einen stets versperrten Bücherschrank enthielt, und an dessen Wänden einige Schwarten hingen, die glücklicherweise so schmutzig, verschwarzt und geräuchert waren, daß man keine Ahnung von dem haben konnte, was sie vorstellen sollten, denen aber die Landlady die stolzesten Namen, etwa Raphael, Murillo und Van Dyk, gab. Jedes Schlafzimmer war mit einem Marmorkamin versehen, der Fußboden mit einem Teppich überzogen, das Bett so groß und breit, daß man sich auch querüber darauf in voller Länge ausstrecken konnte, und der Waschkasten mit einem ganzen Arsenal von weitbäuchigen Krügen und Töpfen besetzt, welche warmes und kaltes Wasser und nochmals warmes und kaltes Wasser und ein drittes Mal warmes und kaltes Wasser enthielten.

Ich schlief die erste Nacht in meinem herrlichen Bette wie ein König. Die höchst komplizierte Bettdecke, die aus einem verwickelten System ineinander geschlagener Leinenlaken, Woll- und Seidendecken bestand, hatte mir zwar vor dem Einschlafen viel Kopfbrechens gemacht, allein da ich in der sonderbaren Schichtenbildung doch nicht klug werden konnte, hatte ich mir so geholfen, daß ich den ganzen kunstvoll geordneten Kram auf die Erde geworfen und bloß ein Leintuch auf mir gelassen hatte, was mir bei der damals herrschenden warmen Temperatur trefflich bekam. Am Morgen hatte ich allerdings einen kurzen Moment des Ärgers durchzumachen. Ich wartete immer, daß jemand komme, um meine Kleider zu reinigen, das geschah aber nicht. Endlich wurde ich ungeduldig und klingelte. Nach wenigen Minuten steckte das Stubenmädchen den Kopf zur Thür herein und fragte, ob ich noch mehr Wasser wünsche. „Wasser? Nein. Dessen habe ich dort vier Eimer. Aber meine Kleider wünsche ich gereinigt zu haben." „Die Bürsten liegen unten auf dem Tische in der Vorhalle," antwortete das Mägdlein prompt und entschwand meinen Blicken. Die Auskunft tauchte mich in tiefe Träumerei. Sie klang mir unverständlich. So thöricht und kurzsichtig ist der Mensch! Die nächstliegende, natürlichste Deutung wollte ich ihr nicht geben und riet lieber eine Viertelstunde hin und her, mich erfolglos zwischen allerlei Mutmaßungen umherwindend. Ich kleidete mich schließlich an und ging zur Landlady hinab, um sie über den Punkt der Kleiderreinigung zu interpellieren. Sie nahm aber meine Anfrage höchst ungnädig auf und gab mir kurz angebunden und nicht ohne ihren Hohn über die Unwissenheit und schlechte Lebensart des „foreigner" deutlich durchschimmern zu lassen, den Bescheid, daß in superioren Boarding-Houses nur Schuhe, aber keine Kleider gereinigt werden. Ein Gentleman komme nie in die Lage sich zu beschmutzen,

und geschehe dies ausnahmsweise doch, so kaufe er einen neuen Anzug.

Diese Darlegung, ich gestehe es, erregte momentan meinen heftigen Grimm, allein ich fand alsbald wieder den Gleichmut und die Heiterkeit meiner Seele angesichts des schönen und erbaulichen Schauspiels, das sich mir nun darbot. Es war ungefähr halb neun, sämtliche Hausgenossen waren im Speisesaal versammelt, und nun kniete ein anwesender Clergyman nieder, die übrigen thaten es ihm nach, er sprach mit lauter Stimme das Vaterunser, dann las er einen Psalm, dann fügte er einige christliche Betrachtungen und Mahnungen zur Tugend hinzu, und dann erhob er sich, um sich an den Frühstückstisch zu setzen, was auch die anderen zu thun sich beeilten. Die Andachtsübung hatte ungefähr zehn Minuten gedauert und war mit großer Feierlichkeit vor sich gegangen. Sie wiederholte sich auch in der Folge jeden Morgen. In ihr hatte ich die letzte und größte Probe der unvergleichlichen Superiorität dieses Musterhauses zu sehen.

Beim Frühstück, das aus Thee oder Kaffee, kaltem Braten, gebackenem Schinken mit Eiern und geröstetem Brot mit Butter bestand, wurde mir zuerst Gelegenheit, meine Hausgenossen kennen zu lernen. Damit hatte ich nun wirkliches Glück gehabt, denn dieselben bildeten eine Sammlung Typen, wie man sie so reich und interessant nicht bald zwischen vier Wänden vereinigt findet. Obenan am Tische thronte natürlich die Landlady in der vollen Majestät ihrer Bemalung, ihrer Locken, ihres weinroten Kleides und ihrer pfundschweren Goldkette. Den Ehrenplatz ihr zur Rechten hatte der schon erwähnte Clergyman, der die Morgenandacht leitete und vor Beginn wie zum Schlusse jeder Mahlzeit „Grace“ sagte, das heißt ein kurzes Tischgebet sprach, während dessen Dauer alles sich vom Sitze erhob und feierliche Stille herrschte. Der Reverend war ein schlanker, magerer

Mann von etwa vierzig Jahren; sein Gesicht war glattrasiert und sein dunkler Kopf begann ein wenig kahl zu werden. Er trug immer einen schwarzen langen Rock, der bis ans Kinn zugeknöpft war, und eine weiße Kravatte, ein Abzeichen seines Standes. Er sprach lispelnd, etwas schleppend, immer mit großer Salbung, lächelte süßlich dazu und verdrehte häufig die Augen. Er hatte vor kurzem eine Pfründe in den Midland Grafschaften verkauft und hoffte nun eine solche in der Nähe von London zu bekommen. Der Reverend Gentleman klagte immer über schlechten Appetit, aß aber erstaunlich viel. Es wurde stillschweigend von uns vorausgesetzt, daß wir unser Lunch außer Hause einnehmen; er aber wußte es so einzurichten, daß er zufällig immer dann heimkam, wenn die Hausfrau sich zum Lunch setzte, und dann wurde er natürlich eingeladen, an der Mahlzeit teilzunehmen.

Zur Linken der Hausfrau saß ein kleiner sehr beweglicher und redseliger Herr mit blondem, kühn aufgezwirbeltem Schnurr- und Knebelbart und einem Monocle. Wenn es nicht sein fremder Accent schon gethan hätte, so würde das unbekannte Ordensbändchen, das er im Knopfloch trug, verraten haben, daß er ein Ausländer sei. Es war ein Pole, ein polnischer Graf, der Stolz und die Zierde des Hauses, ein dekoratives Stück, womit ebenso viel Staat gemacht wurde, wie mit dem Familienschmuck und mit der Photographie des Lords. Man nannte ihn Monsieur le Comte (sprich: Monsiu li Coomte), und in der Konversation stöberte ihm der Titel schneeflockendicht um die Ohren, da alle Damen des Hauses im häufigen Anbringen der Titulatur miteinander wetteiferten.

Neben dem Clergyman saß eine hübsche, blasse Dame von höchstens dreißig Jahren, die immer in Schwarz erschien und auch heftig geschminkt war. Sie liebte es, daß man sie

für eine Witwe hielt, war aber in Wirklichkeit von ihrem Manne geschieden. Die Sache hatte sich erst vor wenigen Monaten ereignet und in allen Zeitungen gestanden, sie war also noch zu lebendig in aller Erinnerung, als daß die Dame sie hätte leugnen können. Um also der Nachrede hinter ihrem Rücken zuvorzukommen oder mindestens die Spitze abzubrechen, pflegte sie selbst manchmal auf ihre Ehescheidung zu sprechen zu kommen und mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung, der regelmäßig in einem ähnlichen Seufzer des Reverend ein Echo fand, zu konstatieren, daß sie ganz glücklich sei, ihr Scheusal von einem Gatten losgeworden zu sein, gegen den sie den Scheidungsprozeß wegen „grausamer Behandlung“ angestrengt habe. Bis auf die kleine Ungenauigkeit, daß nicht sie, sondern der Gemahl die Scheidung gefordert hatte, war die Darstellung richtig. Der Mann hatte sie wirklich grausam behandelt; oder war es nicht grausam von ihm, daß er in öffentlicher Gerichtssitzung behauptete, sie habe ihn mit einem Footman, einem Offizier und einem Studenten der Medizin betrogen? Noch grausamer war es übrigens, daß er diese Behauptungen sogar bewies, und am allergrausamsten, daß die Richter ihm alles von A bis Z glaubten und das Urteil dem entsprechend fällten.

Der Nachbar dieser interessanten und von ihrem Gatten so grausam behandelten Dame war ein junger Deutscher, ein Professor der Geschichte, der im British Museum Studien oblag. Er war ein stiller, träumerischer Mann, der einen konvulsivischen Tic in den Gesichtsmuskeln hatte, infolge dessen er jede Minute die Lippen zu einem lautlosen Lächeln verzog. Das war ein ganz merkwürdiges Lächeln, bei dem einem beinahe unheimlich wurde. Die Augen blickten melancholisch, die Rede war ernst, die Lippe aber lächelte dazu so übernatürlich weise und sardonisch, so schwermütig und

doch zugleich mit so schneidendem Hohn, daß man den Eindruck hatte, er mache sich fortwährend über sich selbst und seine Umgebung höllisch lustig. Das, was um ihn gesagt und gethan wurde, gab oft genug zur Satire Anlaß, und darum wurde mir ganz angst und bange, wenn ich sein Lächeln aufzucken sah, denn ich fürchtete immer, seine Nachbarn würden sich verspottet fühlen und ihm einmal ein Glas Wein über den Kopf gießen. Übrigens war er im Hause sehr beliebt, und die Landlady erklärte ihn für den vollkommensten Gentleman, dem sie je unter Foreigners — Monsiu li Coomte natürlich ausgenommen — begegnet sei. Besonders rühmte sie seine vollendet englische Manier zu essen. In der That, er hatte in diesem Punkte die strikten englischen Sitten weg. Er führte den Löffel der Quere nach an die Lippen, aß Fische, wie sich's schickt, mit der Gabel und einem Stückchen Brot, das er hernach im Teller zurückließ, zum Braten nahm er sich ein Häufchen Salz, ein Pätzchen Senf, ein Stück Kartoffel und zweierlei Gemüse, ordnete alles methodisch auf dem Tellerrande zu einer Reihe, schob auf jedes Stückchen Fleisch ein wenig von all diesen Zuthaten, ehe er es zum Munde führte, legte nach jedem Gang Messer und Gabel säuberlich der Länge nach nebeneinander auf den Teller und strich zuletzt die Brotkrümlein, die sich aufs Tischtuch verstreut hatten, artig zusammen, wie sich's gebührt. Die Landlady wurde ganz gerührt, wenn sie diesem musterhaften Thun zusah, und häufig konnte sie in der Aufwallung ihrer Sympathie das Kompliment nicht unterdrücken, man würde nie vermuten, daß er ein Deutscher sei, wenn man ihm essen zusähe.

Zur linken Nachbarin hatte der stille, geheimnisvolle Lächler eine andere Dame, eine wohlgenährte, stattliche Erscheinung, jedoch sehr apathisch in Blick und Rede und sehr

langsam in allen Bewegungen. Sie war die Frau eines hohen Beamten, der in Indien lebte und sie in London zurückgelassen hatte, weil sie das tropische Klima nicht vertrug. Ich habe sie durch Wochen kein anderes Wort aussprechen hören als yes, no und „that'll do!“ (genug!), wenn sie im Kartenspiel dem Austeilen Einhalt zu thun hatte. Diese Dame ging abends sehr oft aus, wie sie sagte, um ihre Verwandten zu besuchen. Sie mußte deren eine erstaunliche Menge in London haben, denn auch sie erhielt sehr oft Besuch von ihnen, wobei wir die auffällige Thatsache bemerkten, daß ihre Angehörigen alle männlichen Geschlechts, alle jung und hübsch waren und nie öfter als drei- oder viermal erschienen, so daß wir im Laufe zweier Monate vielleicht zehn verschiedene Vettern zu sehen bekamen.

Auf der andern Seite des Tisches saß neben Monsin li Coomte ein jovialer Herr von vielleicht fünfzig Jahren, ein großer, breiter und dicker Mann mit feistem, rotem Gesichte und kleinen lustigen Augen, der fünfundzwanzig Jahre lang in der indischen Armee gedient, es bis zum Obersten gebracht hatte und nun mit sehr stattlicher Pension in den Ruhestand getreten war. Er besaß eine Frau und zwei Söhne, deren Porträts er in einer Cigarrentasche bei sich trug und gerne vorzeigte. Er sprach von seiner Familie oft und mit großer Zärtlichkeit, lebte aber dennoch allein in London, während die Frau mit den Kindern in Darmstadt wohnte, weil man dort, wie er mir erklärte, Kinder besser erziehen lassen könne als in England. Übrigens besuchte er seine Familie jährlich auf drei bis vier Wochen und ließ es ihr in der Zwischenzeit an nichts fehlen.

Der Oberst war ein eigenartiger Mensch. Er hatte, was man in England einen „Punjabkopf“ (Punjabhead) nennt. Was das ist, will ich lieber mit einem Beispiele als mit einer Definition erklären. Ich fragte ihn einmal, ob er

in Kalkutta gewesen sei. „Kalkutta? Kalkutta — laß mich sehen ... Kalkutta ...“ wiederholte er sich noch einigemale leise und wie ein Mensch, der angestrengt in seinem Gedächtnisse sucht. Plötzlich fuhr er mit einem Aufschrei heraus: „Kalkutta sagen Sie? Ob ich in Kalkutta gewesen bin? Du lieber Gott, ich habe achtzehn Jahre da gelebt!!“ Leute, die lange Jahre in Indien und besonders im Punjab gelebt haben, pflegen wie es scheint an solchen Geistesabwesenheiten zu leiden ... Bei Tische war er so zerstreut, daß er wiederholt eine Schüssel voll Ragout, die man vor ihn gestellt hatte, damit er austeile, ganz allein aufaß, bis die Hausfrau ihm ein für allemal das Amt eines Austeilers entzog, obwohl er in der Mitte einer Tischseite saß und das Gesetz der englischen Tafelsymmetrie tyrannisch forderte, daß er eine Schüssel vor sich habe wie sein Gegenüber auf der andern Seite, dem die Verteilung von Gemüse oblag. Am Tischgespräche nahm er gewöhnlich nicht teil. Wenn man ihn aber direkt ansprach, so brach er bei jedem Worte, das nur im entferntesten eine humoristische Auffassung zuließ, in ein dröhnendes, breites Gelächter aus, welches minutenlang währte und wobei ihm die hellen Thränen über die dicken Backen in den Bart hinabrollten.

An der Seite des Obersten saß ich, der Letztgekommene in der Tafelrunde, und an der vierten Seite des Tisches, der Hausfrau gegenüber, die Schwester dieser letztern, gleichfalls eine Witwe, Mrs. Brown, eine magere, hochaufgeschossene, sehr gesprächige Person mit lebhaft roter Nase und boshaften grauen Augen, die bei Tische dem Aufwärter alle fünf Minuten in schmachtendem Tone zuflüsterte, er möge ihr doch „ein Tröpflein“ reichen, was der boshafte Mensch immer so arg mißverstand, daß er ihr Wasserglas gut zu einem Drittel mit Cognak füllte, wogegen sie immer erst dann mit einer schwach abwehrenden Handbewegung

protestierte, wenn er die Flasche schon wieder verkorkt und aufs Büffett zurückgestellt hatte.

Alle die angeführten Thatsachen, so weit sie nicht durch direkte Beobachtung zu ermitteln waren, und namentlich die Antecedentien der geschilderten Personen erfuhr ich freilich nicht bei der ersten Begegnung, sondern erst viel später, als ich bereits mit den Hausgenossen gut bekannt war. Eine der Eigentümlichkeiten des superioren Boarding-House ist die eisige Kälte, mit welcher jeder neue Ankömmling empfangen wird. Er tritt zum ersten Mal in den Speisesaal, niemand nimmt die geringste Notiz von ihm. Er setzt sich an den Tisch und hat die Empfindung, als wäre er eine Art Banquos Geist, der von niemand aus der Tafelrunde als von der Hausfrau gesehen wird. Nach der Mahlzeit bilden die übrigen Gruppen, in welchen eine mehr oder minder rege Unterhaltung gepflogen wird, der Neuling bleibt isoliert und kann, wenn er nicht gerade zur Lektüre aufgelegt ist, die Daumen umeinander drehen. Mich unterhielt diese hochmütige Zurückhaltung, die nur sehr allmählich wich, allein eine sensitive Natur, besonders eine weibliche, kann durch dieselbe bis aufs Blut verletzt werden. Wenige Tage nach mir kam eine junge Französin ins Haus, ein anmutiges, feinorganisiertes Mädchen aus guter Familie, das in London Unterricht in seiner Muttersprache erteilen wollte. Natürlich wurde sie mit derselben Schroffheit aufgenommen, wie ich und wie jeder andere. Kaum daß die Damen ein wenig nach ihr schielten, als sie im Zimmer erschien. Sie saß allein in der Ecke, ehe man zu Tische ging, sie speiste stumm und unbeachtet, während um sie die Konversation allseitig genährt wurde, und nach der Mahlzeit existierte sie für die Hausgenossen so wenig wie vor derselben. Die junge Dame war davon so tief verletzt, sie fühlte sich in diesem Hause, wo sie nach landläufiger Annahme Ersatz

für die Familie zu finden gehofft hatte, so fremd und verlassen, daß ihre bewegliche Physiognomie davon einen tief schmerzlichen Ausdruck annahm, der mir nahe ging und mich veranlaßte, die Hausfrau darum anzugehen, mich der jungen Dame vorzustellen, ein Verlangen, das zwar erfüllt wurde, aber im Hause das größte Aufsehen erregte und tagelang als eine unerhörte Neuerung besprochen, kritisiert und verurteilt wurde. Was lag mir daran? Die junge Französin war glücklich, aus ihrer unleidlichen Vereinsamung gerissen zu sein, und ich werde nie den tiefdankbaren Blick vergessen, mit dem sie meine höfliche Annäherung aufnahm.

Die Hausgenossen vereinigten sich bei den Mahlzeiten und blieben den Abend über in der Regel beisammen. Die Konversation bei Tische war von unglaublicher Schläfrigkeit und Albernheit, wenn nicht Monsin li Coomte das Wort hatte, was freilich meistens der Fall war. Die Damen unterhielten sich regelmäßig mit Spekulationen über das Wetter und seine mutmaßliche Gestaltung am nächsten Tage, der Reverend fragte, ob alle Welt die Morgenblätter gelesen habe, und wenn alles einstimmig bejahte, begann er deren Inhalt umständlich wiederzuerzählen, die Hausfrau gab Details aus der Familiengeschichte des gewissen Lords und ihrer Großmutter mütterlicherseits zum besten, und der deutsche Professor hörte mit seinem unergründlich geheimnisvollen Lächeln zu. Sowie aber der polnische Graf in die Unterhaltung eintrat, lud sich die Luft mit Elektrizität und wir kamen aus der atemlosen Spannung nicht heraus. Kein Roman von Dumas ist so abenteuerlich und unglaublich wie die Geschichte seines Lebens. Welche Schicksale! Welche Wechselfälle! Welche Gefahren und wunderbaren Rettungen! Er war — natürlich — aus einer der ersten Familien Polens. Im Jahre 1863 nahm er am Aufstande teil und kommandierte als General ein Armeecorps. Einmal vernichtete er

in dreitägiger Schlacht zwei russische Infanteriebrigaden (er setzte dem Obersten mit technischen Ausdrücken den Schlachtplan in allen Details auseinander und der gute Oberst machte dazu ein sehr tiefes Gesicht und sagte immer: „Natürlich! Natürlich!"), ein andermal bemächtigte er sich einer Festung mit Hilfe der Frau des Kommandanten, die sich in ihn verliebt hatte. (Hier sahen ihn sämtliche Damen mit einem vorwurfsvoll entrüsteten Blicke an.) Nach Besiegung des Aufstandes wurde er gefangen genommen und in die tiefste Kellerzelle der Warschauer Citadelle geworfen. Man ließ ihn fünf Tage ohne Speise und Trank, und er wäre verdurstet, wenn er nicht von Zeit zu Zeit eine der Ratten, die ihn legionenweise umschwärmten, erhascht, ihr den Kopf abgerissen und ihr Blut getrunken hätte. In Petersburg arbeiteten mächtige Familieneinflüsse an seiner Befreiung, allein der Zar war sehr gegen ihn aufgebracht, weil er kurz vorher einen Großfürsten im Einzelkampf getötet hatte. Schließlich wurde er indessen doch begnadigt, jedoch ins Ausland verbannt und seine sämtlichen ungeheuren Güter wurden konfisziert. (Hier stieß die Hausfrau einen Seufzer aus, so tief, so unermeßlich tief, daß ich aus seiner Tiefe berechnen konnte, der edle und tapfere Graf müsse sie schon seit mindestens einem Jahre die Farbe seines Geldes nicht haben sehen lassen.) In diesem Stile ging es jeden Tag, und die Damen wurden nicht müde, ihm zuzuhören, wie der Graf nicht müde wurde, immer neue Episoden zu erzählen.

Nach dem Diner zogen sich der Graf und der Oberst ins Rauchzimmer zurück, während der Reverend und der Professor, die vom Laster des Tabakskults frei waren, mit den Damen in den Drawing-room gingen. Mit übler Nachrede über die Bewohner der Nachbarhäuser verging eine halbe Stunde, bis Monsiu li Coomte wieder zum Vorschein kam und die

Landlady, Mrs. Brown und der Professor mit ihm die allabendliche Whistpartie begannen. Der Reverend verlor sich mit der geschiedenen Frau in Schwarz in die entfernteste Ecke des Salons und unterhielt mit ihr ein angelegentliches Geflüster, welches er von Zeit zu Zeit mit einem überaus gottesfürchtigen Augenverdrehen begleitete, wohl damit die entfernter Sitzenden sich über den Inhalt des eifrigen Gesprächs keine falschen — oder richtigen — Gedanken machen. Eines Abends geschah es, daß sie noch mehr vertieft waren als gewöhnlich und der täppische Oberst in seiner einfältigen, nichtsahnenden Harmlosigkeit auf sie zugehen und neben ihnen stehen konnte, ohne daß sie ihn bemerkten. Erst als der Oberst ihnen ein „schöner Abend heute!" in die Ohren rief, fuhren sie jäh zusammen, die Dame wurde trotz ihrer Schminke sichtlich rot und der Reverend um eine Nuance bleicher. Allein rasch faßte er sich und sprach mit wunderbarer Geistesgegenwart viel geläufiger, als es sonst seine Gewohnheit war: „Wir debattierten gerade über die Frage, ob ein Mensch, wenn sein Leben davon abhängt, eine Lüge sagen dürfe. Was meinen Sie, Oberst?" Dieser war albern genug, den plumpen scholastischen Vorwand für bare Münze zu nehmen, und antwortete nach einigem Besinnen: „Ich glaube, er dürfte um diesen Preis eine Lüge sagen!" „Aber das hieße ja die Vorsehung in die eigene Hand nehmen!" fuhr der Reverend auf und begann nun eine herrliche Homilie, die ihm aus aller Verlegenheit half und auch der Dame vollauf Zeit gewährte, sich wieder zu sammeln.

Ich zog es in der Regel vor, diese gewählte Gesellschaft bis zum Moment, wo der Thee aufgetragen wurde, sich selbst zu überlassen und im Speisesaal zu bleiben, um durch das geöffnete Fenster das Straßenleben zu beobachten. Das ist nun das ärgste Vergehen gegen den guten Anstand, und die Landlady sagte es mir auch einmal in wohlmeinend

belehrendem Ton. „Keine Person, die sich respektiert, darf in England am Fenster stehen und auf die Straße hinaussehen; wenn sie es aber dennoch thun will, so muß sie mindestens einen von innen durchsichtigen, von außen aber jeden Blick abwehrenden härenen Schirm vor die Scheiben stellen und sich auf diese Weise unsichtbar machen ...“ Ich schlug diese Mahnung in den Wind und die Landlady gab mich mit einem tief verachtungsvollen Blick als unverbesserlichen Barbaren auf. Freilich, wenn, wie dies so oft geschah, einer der benachbarten Herzoge oder Grafen von Grosvenor Square ein Galadiner gab, dann stürmten alle Boarders und die Landlady allen voran in den Speisesaal, der gewisse Schirm wurde vors Fenster geschoben und alle Köpfe preßten sich an das Haargewebe, um die schwerfälligen Karossen zu sehen, in welchen die geputzten Damen und großen Edelleute vorüberrollten. Aber bei offenem Fenster frei seine Neugierde zu befriedigen — shocking! Das bringt nur ein ungezogener foreigner zu Wege!

Und doch war die Straße nach der Dinerstunde von wechselndem und eigenartigem Leben erfüllt. Bald erschien eine „German band“, eine Gruppe versoffen aussehender junger und alter Männer in einer Art Uniform, mit Notenständern und Noten, die sich in der Mitte der Straße aufstellten und mit schrillen Blechinstrumenten ein Konzert aufführten, bald ein „Punch and Judy“, die englische Form des Puppenspiels von Hanswurst und dem Teufel. Neben ihnen mühten sich um den Bettelpenny junge Mädchen und Knaben in italienischer Bauerntracht mit Drehorgeln und „Niggerminstrels“, Straßensänger mit geschwärzten Gesichtern und rotbemalten Lippen, in phantastische Fräcke und bis unter die Arme reichende Beinkleider aus längsgestreiftem Kattun gekleidet, welche zu vieren und achten die drolligsten Lieder sangen und dazu groteske Sprünge vollführten und

sich auf Mandolinen, Kämmen und Maultrommeln begleiteten. Um diese Zeit machte auch der „Catsmeatman“, der „Katzenfleischmann“, mit seinem Karren die Runde. Dieser Mann verkaufte nicht etwa Katzenfleisch, sondern Fleisch für Katzen. Wenn sein gellendes „cats meat! Cats meat!“ durch die Straße tönte, öffneten sich die Dienerthüren der Häuser und neben den heraustretenden Mägden, welche die tägliche Ration für „puss“, den Liebling der englischen Hausfrau, in Empfang nahmen, fuhren sämtliche Katzen in die Gasse, kreisten katzbuckelnd, schnurrend, den Schwanz kerzengerade in die Luft hebend und unter den drolligsten Windungen um den Fleischhändler und gaben ihm bis an die nächste Straßenecke fröhliches Geleite. Neben unserem Hause befand sich eine „alley“, ein schmales, schmutziges Gäßchen mit Stallungen und einem einzigen Wohnhause, wo außer Stallknechten nur eine arme irländische Familie lebte. Der Vater war ein Trunkenbold, die Mutter krank und nur eine junge Tochter tüchtig auf den Beinen, die denn auch sich und die Eltern und drei kleine Geschwister mit ihrer Hände Arbeit — man kann sich denken wie kümmerlich! — erhielt. So oft der Catsmeatman vorüberkam, stand die hübsche Irländerin am Eingang ihrer „alley“ und kaufte um einen Penny Fleisch, wobei sie immer lange suchte und noch außerdem den Händler bat, ihr doch ein recht reines, recht frisches, recht gesundes Stück zu geben. Eines Abends sagte er denn auch halb scherzhaft, halb ungeduldig: „Ihre Katze muß aber ein ganz besonders heikles und verwöhntes Tier sein, Miß!“ Das Mädchen wurde feuerrot und eilte so verwirrt von dannen, als hätte man sie auf einem Diebstahl ertappt. Da starrte der Catsmeatman minutenlang in die dunkle Alley hinein, in deren Tiefe die junge Irländerin verschwunden war, und fuhr sich plötzlich mit dem Zeigefinger an die Nasenspitze und begann leise

vor sich hin zu pfeifen. Es war ihm offenbar ein großes Licht aufgegangen. Von da an bemerkte ich, daß er, wenn das Mädchen mit dem Penny erschien, ihr nicht mehr von der zweideutigen Ware im Wagen gab, sondern aus der Rocktasche ein in Zeitungspapier säuberlich gehülltes Stück Fleisch hervorzog, das er ihr mit freundlichem Grinsen reichte und das sie niedergeschlagenen Auges annahm. Dieser niedere Mann hatte ein Gemüt und eine Zartheit, um die ihn Herzoge beneiden durften...

Ich blieb ungefähr zwei Monate in meinem „superioren“ Boarding-House, und wenn ich es nach dieser Zeit verließ, so waren daran die Ernährungsverhältnisse schuld, die in dem Hause herrschten. Auf dem Kontinente gelten die Engländer für pyramidale Esser. Meine Landlady schien sich nun vorgesetzt zu haben, ihre Landsleute in dieser Hinsicht zu rehabilitieren. Wohl erschienen beim Diner immer zahlreiche Schüsseln von tröstlichster Größe und man sah auf dem Tische zu gleicher Zeit einen riesigen Rindsbraten, eine Hammelskeule, ein Ragout und mehrere Gemüsesorten prangen. Allein diese Viktualienschätze wurden fast unbeschädigt wieder vom Tische weggetragen und sie dienten offenbar bloß zur wenig sättigenden Augenweide. Waren die Schüsseln aufgestellt und die Metallglocken, ohne die in England kein Gericht auf den Tisch kommt, vom Aufwärter mit großer Feierlichkeit abgehoben, so begann die Landlady ein allgemeines Verhör. „Nehmen Sie Rindsbraten oder Hammelskeule?“ wurde einer nach dem andern gefragt, und je nach der Antwort bediente ihn die Landlady, welche den „joint“, oder Mrs. Brown, welche die Hammelskeule vor sich hatte. Im Vorschneiden hatten beide Damen eine Geschicklichkeit, die meine grenzenlose Bewunderung erregte. Sie führten Schnitte von einer Feinheit aus, die mancher Mikroskopiker nach jahrelanger Übung und mit den kom-

plizierteſten Inſtrumenten nicht erreicht. Die Portion Braten, die ſie uns gaben, war von ätheriſcher Dünne und tadelloſeſter Transparenz. Man konnte durch ſie die Malereien der hübſchen Porzellanteller ganz ſcharf und deutlich ſehen. Hatte man die erſte Portion verzehrt, ſo war die Landlady allerdings ſo gnädig, ſich zu erkundigen, ob man noch mehr wünſche, und auf die ausnahmslos bejahende Antwort erhielt man eine zweite Probe ihrer Kunſtfertigkeit im Erzielen feiner Schnitte. Nach dieſer aber wurde man nicht mehr nach weiteren Wünſchen gefragt. Die ſtillſchweigende Vorausſetzung war, daß der Appetit eines wohlerzogenen Menſchen die zweimalige Bedienung mit dieſen hiſtologiſchen Präparaten nicht überdauern dürfe.

Wie in vielen anderen Dingen kehrte ich mich auch in dieſer Hinſicht nicht an die hergebrachten Einrichtungen, ſondern gab ſchon bei der erſten Mahlzeit zu verſtehen, daß ich die übliche Frage, ob ich joint oder muttonleg wolle, nicht als ſtrenge Alternative auffaſſe, ſondern der Reihe nach von allem Vorhandenen eſſen werde. Dieſe ſcherzhaft geäußerte, aber bitter ernſt gemeinte Erklärung erregte allgemeine ſtille Mißbilligung, welche ſich zu ſtrafenden und entrüſteten Blicken verſtieg, als ich nach den üblichen zwei papierdünnen Fleiſchſchnitten, ohne auf eine neue Frage nach dem Stande meines Appetits zu warten, ein drittes Mal den Teller zur Landlady hinſchob und ein drittes Stück joint begehrte. Was half mir aber all meine Energie? Die dritte Schnitte war noch kleiner und dünner als die beiden erſten, und kaum war dieſelbe auf meinem Teller, als die Landlady jeder etwa beabſichtigten Fortſetzung meiner Manöver zuvorkam, indem ſie dem Aufwärter winkte, die Schüſſeln wegzutragen und die Mehlſpeiſe (in regelmäßigem Wechſel entweder Rhabarbertorte und Reis in der Milch oder Pudding und Stachelbeertorte) hereinzubringen.

Trotzdem ich zum Lunch täglich in einem Oystershop oder Coffeeroom ein mächtiges Beefsteak verzehrte, verlor ich binnen zwei Monaten bei diesen Tafelgepflogenheiten doch ungefähr acht Pfund an Körpergewicht und fand schließlich, daß dieser Diät genug sei und ich mich wieder in reichlichere Nahrung setzen dürfe. Mein Vertrauen zu superioren Boarding-Houses war aber für immer dahin, und ich bekehrte mich für die weitere Dauer meines Londoner Aufenthalts zum möblierten Zimmer und Restaurant. In Brookstreet jedoch lebte, wie ich mich später überzeugte, noch jahrelang mein Andenken als das einer Art von Polyphem fort, der im stande wäre, ganze Hämmel — und wohl auch Menschen — zu verschlingen, wenn man seiner greulichen Gier nicht Einhalt thäte.

Die obern Zehntausend.

Als die schwarze Häuserflut Londons begann, aus ihrem ursprünglichen Bette, der City, auszutreten und die grünen Ufer der Themse weithin zu überschwemmen, ganze Gaue mit Hunderten von Ortschaften, Dörfern, Weilern und Gehöften, mit all ihren Wiesen, Äckern, Wäldern, Bächen, Hügeln und Thälern verschlingend und die blühende Erde mit ödem Pflaster und noch ödern Ziegelwürfeln bedeckend, da ließ sie im Westen ein weites Stück Land unberührt und dieses bildet nun mitten im unermeßlichen Häuser- und Straßenocean der Stadt eine herrliche grüne Insel, die in der ganzen ursprünglichen Schönheitsfülle der südenglischen Landschaft prangt. Den riesigen Parks, die sich in ununterbrochenem Zusammenhange von Whitehall bis zum Kensington Palast über eine halbe geographische Meile weit hindehnen, besonders aber den westlichsten derselben, Hyde Park und Kensington Gardens, fehlt keiner der Reize, welche die freie Natur in ihren lieblichsten Aspekten schmücken. Weite Wiesen von dem tiefen, üppigen, saftigen Sammetgrün, welches den englischen Rasen so wunderbar auszeichnet, werden von großen Schafherden belebt, die hinter lebendigen Hecken friedlich

weiden oder im hohen Grase lagern; durch diese Grasflächen ziehen sich reinliche Kiespfade und dichte Alleeen hundertjähriger Bäume, deren Kronen sich über die Straße hinweg zu gotischen Gewölben vereinigen und das durchfilternde Sonnenlicht märchenhaft grün färben; mit den Wiesen wechseln silberne Wasserflächen, auf welchen leichte Ruderboote umherschießen und exotische Wasservögel lärmen, zwischen deren buntem Getümmel weiße Schwäne ihre stillen Kreise ziehen; bald hebt sich das Land zu sanft ansteigenden Hügeln, welche dichtes Buschwerk bedeckt, in dem die Nachtigall schlägt und die Schwarzamsel ihr Nest baut, bald vertieft es sich zu einem Parterre, das mit einem Teppich entzückender Blumenbeete bedeckt ist; neben sonnigen Rasenflächen, wo Hunderte geputzter schöner Kinder unter der Aufsicht von Kindermädchen und Gouvernanten sich mit lärmenden Spielen vergnügen, öffnen sich stille, verlassene Laubgänge und dunkeln dichte, geheimnisvolle Haine, wo man, auf bequeme Holzbänke gelagert, stundenlang ungesehen und ungestört träumen kann; hier herrscht immer erfrischende Kühle, selbst wenn über den Straßen von London die drückendste Sommerschwüle brütet; zu jeder Tageszeit webt ein feiner, durchsichtiger Nebel über der ewig feuchten Erde, der die Baumgruppen und Grashügel in einen goldenen, duftigen Schleier hüllt, über den Wiesen als ein leichtes, unbestimmtes, auf- und niederwallendes Dunstwölkchen hängt, in welchem das träumende Auge einen Reigen transparenter Elfen in transparenten fliegenden Gewändern zu entdecken glaubt, und welcher die bizarren Umrisse der fernen Paläste, die den Park von allen Seiten umgeben, zu dämmerig schattenhafter Weichheit schmilzt.

Am südlichen Saume dieses traumhaft schönen Parks zieht sich Rotten-Row hin, eine breite, von mächtigen Bäumen eingefaßte Fahrstraße, wo sich täglich zweimal das vornehme und reiche London in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit

zur Schau stellt. Von zwölf bis zwei Uhr mittags und noch mehr von fünf bis sieben nachmittags rollen hier in Tausenden von Wagen die Aristokratie und der an ihr zudringlich sich reibende Geldplebs hin und her, ehrfurchtsvoll angestaunt von Tausenden von Zuschauern, die teils auf Stühlen sitzen, welche die Fahrstraße zu beiden Seiten säumen, teils an den eisernen Barrieren lehnen, die Rotten-Row vom Reste des Parkes trennen. Die Wagen sind nicht von jener leichten, luftigen, koketten Eleganz, welche die Landaus und Victorias im Pariser Bois de Boulogne auszeichnet; es sind solide, schwerfällige Fahrzeuge von gediegenster Pracht, nüchtern in der Farbe, ungraziös in der Form, aber weitläufig, bauchig, bequem, mit einer Verschwendung von Silber, Elfenbein und ciseliertem Stahl gebaut, rollende Paläste, die man trotz des Widerspruchs, der in dem Worte liegt, fast zu den Immobilien des Besitzers rechnen möchte. Gemeine Mietwagen werden in Rotten-Row nicht zugelassen; magere Gäule, schäbige Kutscher, demütig plebejische Cabs und galopinhaft behende Hansoms sollen das Auge der Großen nicht beleidigen, welche in den stattlichen Wagen ihre Macht und Größe spazieren führen. Alles an diesen Staatskarossen spiegelt die hochmütige, schroffe Unnahbarkeit und selbstbewußte Erhabenheit ihrer Besitzer wider. Die Pferde, entweder in der gewöhnlichen Weise paarweise neben- oder auch „tandem“, das ist einzeln voreinander, gespannt, sind herrlichstes Vollblut, in Größe, Gestalt und Farbe einander peinlich gleich, ihr Geschirr ist drückend schwer vom reichen Silberbeschlag und sie traben weitausgreifend und die Beine fast bis zu den schnaubenden Nüstern erhebend so stolz dahin, als wüßten selbst sie die Auszeichnung zu schätzen, einen Peer des Königreichs Rotten-Row entlang ziehen zu dürfen. Der Kutscher auf dem hohen Bock ist ein breiter, würdevoller alter Mann, mit rotem, glattrasiertem,

viereckigem Gesichte, ein Familienerbstück des Hauses; neben ihm sitzt ein Lakai, unbeweglich, mit steinernem Gesicht, die Arme über der Brust gekreuzt; hinten auf stehen zwei andere Lakaien, gleich an Wuchs, in lange Röcke von unostentativer Farbe und einen hohen Cylinder gekleidet und auf die Zuschauer zu beiden Seiten der Straße mit der superben Verachtung eines römischen Triumphators blickend. Und hinter dem Schlag, den nur selten ein großes buntes Wappen, meist ein diskreter Helmschmuck ziert, die Herrschaften selbst — ein apathischer alter Mann in der einen Ecke, eine Matrone mit hartem, zurückweisendem Gesichtsausdruck in der andern, auf den Rücksitzen schöne junge Mädchen in heulenden Roben und Clownhüten, die so starr und kerzengerade dasitzen wie die Statuen der egyptischen Pharaonen im British Museum und ihr blühendes Gesicht mit dem unvergleichlichen, durchsichtigen Teint so unbeweglich halten, als postierten sie eben vor einem Photographen. Alle diese Leute blicken aus halbgeöffneten Augen auf die Welt, die ihnen offenbar nicht der Mühe wert scheint, das Auge ganz zu öffnen, und in ihren niedergezogenen Mundwinkeln ist eine grausame Geringschätzung aller Menschen und Dinge petrifiziert. Sie sprechen nur selten und mit kaum bewegten Lippen und lächeln fast nie. Das lässige, schleppende Wort fällt von ihren widerstrebenden Lippen wie die Kupfermünze aus der Hand des Vornehmen, der sie im Vorübergehen ohne umzuschauen dem Bettler hinrollen läßt. Der Geber kümmert sich nicht darum, ob das Almosen an seine Bestimmung gelangt; an dir ist es, es im Fluge zu erhaschen, ihm nachzulaufen, es ehrfurchtsvoll aufzulesen!

Neben und zwischen den Wagen und auf Parallelstraßen die Reiter und Reiterinnen, welche derselben Rasse angehören. Ihre Toiletten sind minder geschmacklos und lärmend, ihre Mienen infolge der physischen Erregungen des Reitens etwas

beweglicher, aber ihr Blick ist nicht minder hart, ihre Lippe nicht minder höhnisch und weltverachtend, als die ihrer Sippen in den Wagen, und auch in den ihnen folgenden Reitknechten mit den breiten Rohledergürteln um die Mitte erkennt man denselben Stoff, aus dem die großartigen Kutscher und Lakaien auf den Karossen geknetet sind.

Hut ab vor diesen stolzen, steinernen Menschen in den Wagen und hoch zu Rosse — sie sind der zehntausendköpfige Beherrscher von Großbritannien und seinen Kolonieen, das heißt von einem Fünftel des Menschengeschlechts. England wird von seiner Aristokratie regiert, nicht von der Königin, die nur die dekorative Spitze eines weitläufigen Gebäudes ist, mit dessen Konstruktion sie nicht wesentlich zusammenhängt, die weniger Machtbefugnisse hat als ein Doge des alten Venedig und deren Einfluß eben nur mit dem Willen und der Gutheißung der Aristokratie geübt werden kann, und nicht vom Volke, dessen ganze Kraft und Anstrengung, dank der Einrichtung der englischen Verwaltungs- und Gesellschaftsmaschine, bloß die Zwecke der Aristokratie fördert, wie der Dampf nicht für sich selbst, sondern für die ihm unbekannten Zwecke des Apparats arbeitet, in welchem er gefangen gehalten wird.

Die englische Aristokratie ist die stolzeste, die mächtigste und reichste der Welt. Sie kann mit keiner andern europäischen Aristokratie verglichen werden, sondern bloß mit den kleinen unabhängigen deutschen Bundesfürsten, die vor ihr höchstens den Hoheitstitel und die Befugnis, Orden zu verleihen, voraus haben. Ihr Kastendünkel und ihre Unzugänglichkeit ist jedenfalls größer als die des Herrschers eines deutschen Kleinstaats. Ihre Erziehung hat nur den einen Zweck, in ihr das Bewußtsein der eigenen Unvergleichlichkeit und Souveränetät zu erwecken, großzuziehen und zur höchsten Entwickelung zu bringen. Die Jugend des englischen Aristo-

kraten ist eine rein animalische. Das erste, was er lernt, ist jede Gemütsregung zu unterdrücken und sich jenen unerschütterlichen äußern Gleichmut zu bewahren, der den vornehmen Engländer in keiner Lebenslage verläßt und dessen Eisschichte zu durchbrechen keine Seelenerregung stark genug ist. Eltern und Geschwister zeigen ihm keine Zärtlichkeit, denn eine solche Gefühlskundgebung wäre schwächlich und, was viel ärger ist, vulgär, allein sie behandeln ihn mit der achtungsvollen Rücksicht, die dem Träger eines großen Namens zukommt. Wenn er später einmal heiratet, so wird das eine Interessenehe sein und seine hochgeborene oder reiche Frau Gemahlin wird nicht die Geschmacklosigkeit begehen, sich durch Liebesergüsse lächerlich zu machen; das einzige Wort der Liebe, das er in seinem ganzen Leben zu hören bekommt, ist das, welches ihm eine Farmerstochter, Londoner Ladnerin, Schauspielerin, oder in welchem Kreise er immer seine Maitresse suchen mag, in die Ohren lispelt. Früh verläßt er das Elternhaus, um zuerst in Eton, dann in Cambridge notdürftig etwas Latein, Griechisch und Mathematik zu lernen und ganz besonders seine Muskeln zu üben. Er reitet, schwimmt, rudert, boxt, schießt, ficht, wirft den Hammer, schleudert das Gewicht, läuft, springt und ringt, er spielt Cricket, Croquet und Lawn Tennis, und wenn er in all diesen Künsten mehr oder weniger fertig ist, hat auch seine Erziehung ein Ende erreicht und er macht eine mehrjährige Reise nach den entlegensten Kolonieen, um in Elefanten-, Büffel- und Tigerjagden, in Kämpfen mit Menschenfressern, in wildem Buschleben und Entbehrungen aller Art die überschüssige Energie und Vitalität seines Athletenleibes loszuwerden. Ist die tierische Jugendgewaltthätigkeit befriedigt, das Jucken der hypertrophierten Muskeln gestillt, die zu hohe allgemeine Stimmung auf die in einer civilisierten Gesellschaft allein zulässige Tonalität herab-

gedämpft, so kehrt er nach England zurück, heiratet, nimmt seinen Posten in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben ein und versteinert sich binnen kurzem zu dem teilnamslosen, stolzen Mann, den wir eben im Hyde Park gesehen haben. Kalt und steif lebt er dahin, zu ewiger Repräsentation gezwungen, marionettenhaft zwischen den drohend nach ihm gerichteten Stahlspitzen eines unerbittlichen Etikettenkodex hinschreitend, der ihm bloß eine enge Bahn für die Bewegung offen läßt und ihn durchbohrt, wenn er haarbreit rechts oder links von der Satzung abweichen will. Sein eigener Pomp und seine eigene Großartigkeit erdrückt und erstickt ihn, wie die schwere Rüstung die burgundischen Ritter in der Schlacht bei Murten erdrückte. Um seiner würdevollen Langweile, welche er selbst in seine Wetten und seine Fuchsjagden, die einzigen vom Herkommen ihm gestatteten Aufregungen, mitnimmt, zu entgehen, um sich die durch den peinlichen Zwang der ansehnlichen Haltung einschlafenden und schmerzenden Glieder zu rängern und geradezurenken, reist er — oft in einer Art Incognito — jährlich nach Paris, wo er es, in der Regel ungeschickt und erfolglos, versucht, sich einer wohlthuenden Ungezwungenheit hinzugeben, die ihm daheim bei Strafe der gesellschaftlichen Acht versagt ist. Er interessiert sich für nichts, wozu ihn die Mode nicht zwingt, muß sich aber den Anschein geben, an allem Fashionablen, sei dies nun Litteratur oder Kunst, Religion oder Nordpolentdeckung, einen mäßigen, ruhig-würdevollen Anteil zu nehmen. Die Thatsache, daß jeder wissenschaftliche Verein, jede Kunstakademie Englands Aristokraten zu Mitgliedern zählt, spricht eher für als gegen diese Darlegung. Die Körperschaften wählen vornehme Männer, um sich in den Augen der Nation einen respektablen Charakter zu sichern, und die Vornehmen acceptieren die Wahl, weil es erstens im Interesse des Standes liegt, die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß nichts auf

4*

Beachtung Anspruch erheben kann, was nicht von der Aristokratie patronisiert wird, und weil zweitens Kunst und Wissenschaft gegenwärtig die Mode sind, wie in früheren Generationen andere Dinge die Mode waren. Fashion, nichts als Fashion. Die Aristokratie war gotteslästerlich und heidnisch unter Karl II., sie ist heute bigott und muckerisch; damals und heute weil es die Fashion ist, damals und heute ohne Aufrichtigkeit, oberflächlich und mit demselben unveränderten Fonds von verstocktem Aberglauben und gedankenlosen Vorurteilen. Zur Zeit der Restauration wälzte sie sich in allen Lastern und Scheußlichkeiten, aber mit kaltem Phlegma, systematisch, ohne den fröhlichen Leichtsinn, der der Sittenlosigkeit einen künstlerischen, genialen Anstrich giebt und sie doch einigermaßen über die ekelerregende Schweinerei erhebt; heute ist sie bis zur Ängstlichkeit prüde und bis zur lächerlichsten Pedanterie sittsam, aber wieder nicht aus echtem Tugenddrang und aus tiefer Überzeugung, wie die zahllosen skandalösen Scheidungsprozesse beweisen, welche fortwährend die intime Verderbtheit der Aristokratie offenlegen. Als es zu Anfang dieses Jahrhunderts üblich war, fortwährend Flüche und Blasphemieen im Munde zu führen, fluchte und blasphemierte die Aristokratie; da es seit dem Regierungsantritt der Königin Victoria üblich ist, sich in der Rede strenger Ehrbarkeit zu befleißen, ist ihre Konversation nunmehr biblisch. Als es — bis unter Wilhelm IV. — die Fashion war, erschrecklich viel zu trinken, setzte die Aristokratie ihren Stolz darein, viel „six bottle-men" (Sechsflaschen-Männer) zu liefern, und besoff sich öffentlich aufs bestialischeste; heute ist Mäßigkeit die Fashion und — sie besäuft sich höchstens noch im geheimen. Da nun — ausschließlich durch den bildenden Einfluß des Prinzen Albert — seit zwanzig Jahren Litteratur, Musik und Kunst in der Mode sind, so kauft die Aristokratie Bücher und Gemälde —

letztere in der Regel nach der Geviertelle — und geht zu allen Konzerten, aber wieder nur gelangweilt, ohne wahres Interesse und ohne jede Wahl, die eben nur der Ausfluß von Geschmack und Verständnis sein kann, welche beide hier vollkommen fehlen.

Das Leben des Aristokraten ist also ein vollständig leeres und rein äußerliches. Nur eine Leidenschaft lebt wirklich in ihm, und das ist seine unersättliche Gier nach Geld und Macht. Was er thut, geschieht nur, um seinen Einfluß und sein Vermögen zu vermehren. Darum drängt er sich zu einer politischen Rolle, darum übernimmt er auch unentgeltliche Ämter, in denen er aber für seine und seines Standes Interessen wirken kann, darum stellt er sich an die Spitze von Vereinen, organisiert er populäre Bewegungen und monopolisiert er das ganze öffentliche Leben des Landes. Patriotismus ist dieser privilegierten Rasse gleichbedeutend mit Standesinteresse, und ihr anscheinend uneigennütziger Eifer im Dienste der Öffentlichkeit nur die schlaue Maske ihres Egoismus, eine so schlaue Maske, daß sie selbst sehr mißtrauische, sehr skeptische Beobachter getäuscht hat.

Ein Wort der Erklärung dürfte hier zur Verhütung von Mißverständnissen am Platze sein. Wenn man von der englischen Aristokratie spricht, so meint man keineswegs die Personen, welche einen Adelstitel besitzen. Diese kontinentale Vorstellung hat in England keine Geltung. Hier fallen blaues Blut und Titel nicht zusammen. Wohl gehören alle Peers zur Aristokratie, aber sie bilden nur einen kleinen Teil der letztern. Das Gros derselben besteht aus den alten Grundbesitzer-Familien, die seit Jahrhunderten in ihrer Grafschaft mächtig und einflußreich sind, ohne darum etwas Anderes zu sein als simple „Commoners“, deren einziger Titel das dem Namen angehängte „Esquire“ ist. Diese Familien stammen zum größten Teil von den normännischen Erobe-

rern und viele von ihnen sitzen noch auf der Scholle, welche ihren Ahnen im „Domesday-Book“ zugewiesen wurde. Zwar sind sie nicht die Sprößlinge der vornehmsten Begleiter Wilhelms des Eroberers, denn diese wurden hohe Barone, spielten in den frühen Feudalzeiten große Rollen, was damals ein besonders ungesundes Metier war, und gingen im Kriege der Rosen zu Grunde, wenn sie nicht früher bei einem der zahlreichen Anlässe, bei welchen die Könige aus dem Hause Plantagenet solche kleine Familienunterhaltungen veranstalteten, den Kopf aufs Schafott trugen. Aber neben jenen vornehmsten Räubern kam ja auch ein Schwarm von hunderttausend geringeren Abenteurern nach England herüber, die alle ihr ansehnliches Stück Land erhielten, die alle — wenn auch in minderem Range — zur herrschenden Rasse gehörten, und die ihre Stellung und ihr Eigentum durch die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage erhalten konnten, weil sie in ihrer minder hervorragenden Position weit weniger den verheerenden Stürmen und Wettern ausgesetzt waren, welche die vornehmsten, an der Spitze der Nation stehenden Familien bei jeder politischen Krise heimsuchten. In diesen Squirefamilien nun ist die Herrschaft eine Tradition. Aus ihrer Mitte gehen neun Zehntel der neuen Lords hervor, welche fortwährend kreiert werden. Ein Baron mag ein neugebackenes Adelsdiplom von gestern haben, aber seine Familie kann darum doch ihren Stammbaum um Jahrhunderte zurückverfolgen und sein ferner Ahn den Familienschild in der Schlacht von Hastings getragen haben. Die Peers sind nur die Blüte und die pompösen Vertreter der Gentry, welche die eigentliche Aristokratie des Landes ist. Die Gentry bildet die Schichte der Nation, welche man „die obern Zehntausend“ nennt. Sie hat dem Lande seit achthundert Jahren fast alle seine Staatsmänner, Krieger, Richter, aber auch Schriftsteller und Dichter geliefert. Sie ist mit allen Peersfamilien

verschwägert und nimmt die jüngern Söhne der Betitelten wieder in ihren Schoß auf. Sie absorbiert alle Ehren und Vorteile, die vom Throne ausgehen, und alle Reichtümer, die vom Plebs erarbeitet werden. Sie ist ahnenstolzer, exklusiver und hochmütiger als selbst die Peers. In ihre Kaste gelangt man unvergleichlich schwerer als ins Haus der Lords. Die Krone kann einen Lumpen von der Straße — wenigstens in der Theorie steht das — zum Herzog machen, aber sie kann nicht bewirken, daß ihn die landbesitzende Gentry als Ebenbürtigen in ihre Reihen aufnehme. Denn dazu gehören Ahnen, geschichtliche Vergangenheit, Familienverbindungen, und die kann auch die Krone nicht nach ihrem Gutdünken verleihen.

Diese Aristokratie im weitern Sinne nun, die im Vorstehenden definiert wurde, liegt gleich einem ungeheuren Polypen über England und saugt dem Leibe der Nation mit tausend Armen aus allen Adern die Nährsäfte aus. Sie besitzt vor allem den Grund und Boden des ganzen Landes. Die jüngste Aufnahme des Landbesitzes im ganzen Königreiche hat gezeigt, daß ein volles Drittel von England und Wales sich in den Händen von 12,000 Personen befinde; hundert Personen allein besitzen mehr als ein Zehntel (3,852,000 Morgen) des Gesamtflächeninhalts des Königreichs, der 35 Millionen Morgen beträgt. Wohl weisen die journalistischen Söldner der Aristokratie, mit Recht alarmiert über den Eindruck, den diese Ziffern auf die Nation hervorbringen müssen, beschwichtigend darauf hin, daß sich die Zahl der Personen, die in England Grund und Boden eignen, seit zwanzig Jahren verdoppelt habe. Allein das sind eitel Flausen, Taschenspielerstückchen mit Zahlen, welche nur ein sehr naives Gemüt täuschen können. Neun Zehntel der „Grundbesitzer", deren Zahl so stattlich ist, oder um ganz genau zu sein 703,289 von den 972,836 überhaupt

vorhandenen Grundbesitzern, haben weniger als einen Morgen Landes, nennen also nichts ihr Eigen als ein Haus mit einem Stückchen Garten daran. Die Anzahl der Gutsbesitzer dieser Kategorie wächst allerdings mit der rapiden Entwickelung der großen Städte und der Einführung der „Land transfer bill“ von Jahr zu Jahr in bedeutendem Maße. Nach den alten Landübertragungsgesetzen war es nahezu unmöglich, ein Stäubchen Landes in England käuflich zu erwerben. Man erstand ein Grundstück in allen Formen Rechtens von einer Person, deren Familie dasselbe seit undenklichen Zeiten unangefochten besessen hatte. Allein in dem Augenblicke, wo man sich der rechtmäßige Eigentümer des Grundes glaubte, erschien irgend ein nie gehörter, nie gesehener Unbekannter, produzierte einen „Grant“, einen Schenkungsbrief, vielleicht aus dem zwölften Jahrhundert, legte Auszüge aus Kirchspielregistern bei, welche seine Abstammung von dem damals Begabten darthaten, und erhob auf Grund dieser Dokumente auf das in gutem Glauben verkaufte und erworbene Grundstück Ansprüche, denen die Gerichte stattgaben, sofern es dem Beklagten nicht gelang, die Authenticität der gegnerischen Beweisstücke zu demolieren oder eine andere Urkunde vorzuweisen, welche darthat, daß das Streitobjekt vor Jahrhunderten auf rechtlichem Wege in den Besitz der Rechtsvorfahren des letzten Verkäufers gelangt sei. Also im ungünstigsten Falle konnte der Käufer um Geld und Land kommen, im günstigsten sich seines Besitzes nur nach langem und überaus kostspieligem Prozessieren erfreuen, immer vorbehaltlich neuer Anfechtungen, die stets wieder über Nacht auftauchen konnten. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen nur sehr wenige Leute Lust hatten, sich in die Fährlichkeiten und Zufälle eines Landerwerbs einzulassen, und der Boden in England nahezu unverkäuflich war. Diesem fabelhaften Zustand der Dinge

hat nun die erwähnte „Land transfer bill“ vor einigen Jahren ein Ende gemacht, indem sie den ungestörten Besitz eines Grundstücks durch eine festgestellte Anzahl von Jahren als genügenden Eigentumstitel anerkannte, der jedes frühere dokumentarisch erhärtbare Recht aufhebt, und zahlreiche Personen, die früher „on lease“ wohnten, das heißt die ihre Häuser nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren innehatten, nach deren Ablauf sie an den Grundeigentümer heimfielen, kaufen seither diese Häuser als „freehold property“, das heißt als volles Eigentum, sie werden dadurch Grundbesitzer in England und sie sind es, welche die Zahl der letztern im jüngsten Ausweise so sehr anschwellten.

Wenn man aber von den wohlhabenden Städtern absieht, so kann man sagen, daß von den 32 Millionen Einwohnern des Inselreichs höchstens hunderttausend wirkliche Grundbesitzer sind, die vom Ertrage ihres Landes leben, während der ganze Rest der Nation für diese Oligarchen arbeitet, entweder als Farmer, die von einem Tag auf den andern ohne Entschädigung von Haus und Hof gejagt werden können, oder als Taglöhner, als „Farm labourers“, die um einen Lohn von 7 bis 15 Shillings die Woche, der nicht genügt, um ihnen halbwegs zulängliche Nahrung und notdürftige Kleidung zu verschaffen, das Land für die Frohnherren pflügen.

Wie der ganze Ertrag des Bodens der Aristokratie zufließt, so schwellt auch der Gewinn des Handels und der Industrie — allerdings auf einem indirekteren Wege — die Geldsäcke der Aristokratie. Sowie in England ein Mann, der sich aus den obskuren Tiefen des Volkes durch eigene Arbeit emporgerungen hat, im Handel oder Gewerbe zu einer großen Vermögensstellung gelangt ist, erwacht in ihm der Ehrgeiz, sich in die obern Zehntausend einzudrängen. Er zieht sich vom Geschäft zurück und kauft sich im Westend

an; er frequentiert die Gesellschaft der Peers, die den Millionär gern dulden; er läßt sich von einem der zahllosen heraldischen und genealogischen Bureaus, die in London an allen Straßenecken ein zweideutiges Dasein fristen, einen Stammbaum fabrizieren, der vielleicht nicht einmal ganz erfunden zu sein braucht und nach welchem er von irgend einem Trainknecht des normannischen Heeres abstammt; er legt sich ein Wappen und „crest" (Helmschmuck) zu, was in England jeder thun kann, der die darauf gelegte Steuer bezahlt, und seine neuen Nachbarn geben sich den Anschein, an den Stammbaum und das Wappen zu glauben; endlich krönt er sein Streben damit, daß er seine Erbin samt ihren Millionen dem völlig vermögenslosen jüngern Sohn eines Lords giebt oder seinen Sohn mit der mitgiftlosen Tochter eines solchen hohen Herrn verheiratet. In beiden Fällen hat die Frucht der Arbeit seines ganzen Lebens nur dazu gedient, den Reichtum der Aristokratie zu vermehren und ihren Schild neu zu vergolden, und man kann als allgemeine These die Behauptung aufstellen, daß der Handel und die Industrie Englands in letzter Linie ihre ungeheuren Schätze wieder nur für die Aristokratie aufspeichern, daß die Erwerber der Kolossalvermögen nur deren Nutznießer auf Lebenszeit sind und daß sie nach ihrem Tode von den „obern Zehntausend" in Gestalt von Schwiegersöhnen oder Schwiegertöchtern beerbt werden.

Habe ich es nötig den Nachweis zu liefern, daß die Politik die ganz ausschließliche Domäne der Aristokratie ist? Mit Ausnahme eines einzigen Arbeiters, den die 30 Millionen Engländer, die von ihrer Hände Arbeit leben, durch ein Wunder ins Parlament bringen konnten, besteht dieses ganz und gar aus Geburtsaristokraten, aus Geldmagnaten oder aus solchen, die sich anheischig machen, den Interessen der herrschenden Klasse zu dienen. Kein Mann aus dem

Volke kann — ohne ein Wunder — in England ein Abgeordnetenmandat erhalten: Beispiele wie die Gambettas, Spullers, des verstorbenen Thiers sind hier nahezu unmöglich, und zwar nicht so sehr darum, weil jedes Abgeordnetenmandat in England durchschnittlich 5000 Pfund kostet, eine Summe, die der Arbeiter oder kleine Bürger nie aufbringen kann, als vielmehr wegen der eisernen Organisation der aristokratischen Einflüsse. Daran hat die Parlamentsreform nichts geändert. Wohl sind zahlreiche „verfaulte Flecken" abgeschafft und große Städte mit Mandaten begabt worden; wohl ist das Wahlrecht in England ein recht liberales, indem jeder Familienvater, der einen eigenen Herd hat, jeder „householder", eine Stimme hat; allein vor allem ist die Vertretung der Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern, welche ein volles Viertel der Inselbevölkerung enthalten, noch immer eine bis zur Lächerlichkeit unverhältnismäßig schwache gegenüber den Landbezirken, in welchen drei Viertel der Einwohner des Königreichs neunzehn Zwanzigstel seiner Vertreter wählen, und dann stehen die Wähler unter einem gesellschaftlichen Zwange, dem sie sich nicht entziehen können und der sie nötigt, dem Kandidaten der Aristokraten ihre Stimme zu geben. Der Farmer und Taglöhner hängt ganz direkt von seinem Grundherrn ab; der Handwerker, der Kaufmann, der Advokat und Arzt ist auf seine Kundschaft angewiesen; alle Erwerbsklassen leben und gedeihen nur durch die Aristokratie, einerseits, indem sie dieselbe mit den übertriebensten Preisen fröhlich bestehlen, was sie lächelnd duldet, weil sie es ja thun kann und das erschwindelte Geld schließlich nach kürzerem oder längerem Kreislauf doch wieder in ihre Hände zurückkommt, — und andererseits indem sie erst durch den Besitz der aristokratischen Kundschaft das Ansehen und die „Respektabilität" erlangen, ohne welche sie nicht gedeihen können, weil selbst die Plebejer in ihrer

blöden, gedankenlosen Nachäffung der Aristokratie bloß jene Handwerker, Kaufleute, Ärzte und Advokaten aufsuchen, welche von den höhern Klassen patronisiert werden. Alle diese Wähler werden sich nun wohl hüten, einen Kandidaten des Volks gegen einen solchen der Aristokratie zu ernennen, und der Wahlkampf spielt sich immer nur zwischen autorisierten Whigs und autorisierten Tories, das heißt zwischen Mitgliedern der herrschenden Kaste ab. Diese politische Zweiteilung der Aristokratie ist die lustigste Komödie, die je ein Land und die Welt getäuscht hat. Whigs und Tories unterscheiden sich in nichts voneinander; die ersteren sind nicht die liberaleren, die anderen nicht die reaktionäreren von den beiden. Ist eine liberale Maßregel infolge der Zeitströmung reif und unvermeidlich, so führen sie die Tories ohne alles Bedenken durch; ist sie noch irgendwie zu stunden, so bringen sie die Whigs in aller Gemütsruhe zu Falle. Die Aristokratie hat sich in zwei ungefähr gleich große politische Lager geteilt, damit möglichst viele aus ihrer Mitte in regelmäßigem Wechsel an die Schüssel gelangen, da doch nicht alle zu gleicher Zeit an ihr Platz finden können. Whigs und Tories sind zwei Eimer, die an derselben Kette hängen und abwechselnd in den Brunnen des Nationalvermögens tauchen; ist der eine voll, so steigt er hinauf und die Reihe sich zu füllen ist am leeren, der nun hinabsteigt; so geht es seit Jahrhunderten fort, und ohne Unterbrechung schöpfen, schöpfen, schöpfen sie. Erst in der allerletzten Zeit beobachtet man einige Anzeichen der Bildung einer wirklich unabhängigen liberalen Partei, einer radikalen Gruppe von Volksvertretern, die von der Last ererbter Familientraditionen frei ist und wirklich für jeden, nicht für die sorgsam äquilibrierten Interessen der Whig- und der Tory-Cliquen arbeitet. An ihrer Spitze steht Bright, der kühnste Neuerer, den das englische Parlament in der zweiten Hälfte dieses

Jahrhunderts hervorgebracht hat. Allein diese Gruppe ist noch klein und machtlos trotz ihrer Rührigkeit. Sie ist eine Partei der Zukunft und es wird noch Menschenalter dauern, ehe auch sie im Wettkampf um die Regierung des Landes wird in Frage kommen, ehe sie den Jahrhunderte alten Pakt zwischen den Tories und Whigs, der ihnen den geordneten Turnus in der Ausbeutung des Gemeinwesens sichert, wird durchbrechen können.

Das Parlament ist allmächtig, und da es bloß aus Aristokraten besteht, so benutzt es die Macht im Interesse der Aristokratie. Alle Minister, alle höhern Beamten sind Aristokraten. Die zahllosen Sinekuren, welche jährlich gegen 1½ Millionen Pfund des Budgets verschlingen, diese Stellen, in welchen schamlose Müßiggänger für „Besorgung des Wachses zu den Siegeln der Parlamentsurkunden“ 1500 oder 2000 Pfund jährlich beziehen, werden immer nur an Aristokraten vergeben. Nur in den niedersten Ämtern finden wir Plebejer, die durch einen Konkurs in den Besitz der Stelle gelangt sind, es aber nie zu höherem Avancement und fettem Gehalte bringen können. Der diplomatische Dienst ist natürlich eine Domäne der obern Zehntausend. Ebenso die Armee trotz Abschaffung des Offizierstellenkaufs. Die Anforderungen, die an die Lebensweise eines Offiziers gestellt werden, sind so extravagante, daß kein Unbemittelter das Waffenhandwerk — es sei denn als gemeiner Soldat oder Unteroffizier — zur Lebenscarriere wählen kann, selbst wenn er durch ein Zusammenwirken außerordentlicher Umstände in der Kriegsakademie zu Woolwich Aufnahme gefunden und die Offiziersprüfung bestanden hätte. Die Kirche steht ganz unter dem Einflusse der Aristokratie, da die meisten Pfründen und Pfarren, die „livings“, persönliches Eigentum der Grundbesitzer sind und von ihnen nach Belieben, natürlich immer nur an Mitglieder der eigenen Kaste, verliehen, alle höhern

Stellen aber durch die Regierung besetzt werden. Ein Geistlicher, der aus den niedern Volksklassen stammt und sich nicht die Protektion der Aristokratie erbetteln kann, erhält höchstens eine Hungerpfarre, über die er nie hinauskommt, oder er muß Missionär werden, das heißt solche geistliche Arbeit verrichten, welche den jüngern Söhnen aristokratischer Familien zu gefährlich, zu langweilig und zu schlecht ist.

Man behauptet vielfach, daß in England alle Carrieren dem Talente offen sind. Jawohl, theoretisch. Praktisch aber steht die Sache so, daß das Talent ohne Geld- und Familienverbindung nicht einmal zur Entwickelung gelangt. Erziehung ist in England ein sehr teurer Artikel und Wissenschaft dem Armen fast unerschwinglich. Der Arme kann weder eine „Grammar School“ noch ein „College“ oder gar die Universität besuchen. Er kann die hohen Gebühren nicht bezahlen, mit welchen die Erlangung der Advokatur oder des Rechtes zur Ausübung der ärztlichen Praxis verbunden ist. Ab und zu stehen wir vor einer Erscheinung wie die Tyndalls, der ein Buchbinder, oder George Smiths, der ein Lithograph war, und die beide durch übermenschlichen autodidaktischen Fleiß es zu ersten Stellungen in der Naturwissenschaft, respektive in der Assyriologie gebracht haben; allein wie viele ganz anständig begabte Streber wären unter ähnlichen Anstrengungen zusammengebrochen, ehe sie ihr Ziel erreicht hätten! Und selbst diese glänzenden Autodidakten, haben sie es denn trotz ihren Erfolgen zu einer materiellen Stellung gebracht, die nur im entferntesten der eines in einer fetten geistlichen oder administrativen Sinekure untergebrachten jüngern Sohnes aus der Aristokratie entspricht? Die Wahrheit ist, daß in England dem Armen und Konnexionslosen bloß die Carriere des Kaufmanns, des Handwerkers und — des Schriftstellers offen steht, in welch letzterer aber der Autodidakt, der Mann ohne akademische Erziehung

und sociale Schulung, nur bei ganz außerordentlichem Talente die höchsten Ziele erreicht. Man muß das Genie eines Dickens haben, um ohne Schulsack und gesellschaftliche Unterstützung vom armen Fabrikarbeiter zum Range des ersten Romandichters der Nation zu gelangen; mit einem weniger außerordentlichen, weniger sensationellen Talente begabt, etwa selbst so talentiert wie Walter Scott oder Bulwer, wäre er noch vor dem Erfolge unterlegen.

Die Verteidiger der heutigen gesellschaftlichen Ordnung Englands weisen gerne darauf hin, daß ein Baronets- oder Peerstitel hier das Verdienst weit sicherer belohne als auf dem Kontinente. Allerdings. Aber welches Verdienst? Das des Politikers, das des Advokaten oder Richters in der Regel; das des Soldaten viel seltener, das des Künstlers, Gelehrten oder Schriftstellers fast niemals. Walter Scott wurde wohl Baronet, Macaulay und Bulwer wurden sogar Lords, aber alle drei gehörten von Haus aus zur Aristokratie, zur Gentry. Dickens, der ein Plebejer war, erhielt nie eine staatliche Auszeichnung und ebenso wenig erhielt sie Thackeray, der sich nicht gleich Scott der Verwandtschaft mit den Stuarts oder gleich Bulwer des ältesten normännischen Blutes rühmen konnte. Die Politiker und Richter und Soldaten aber gehen, wie wir gesehen haben, ziemlich ausnahmslos aus der herrschenden Kaste hervor, und die Standeserhöhungen und Auszeichnungen gehen auf diese Art regelmäßig „en famille“ vor sich.

So ist die Herrschaft der Aristokratie auf breitester Basis gegründet und eine Auflehnung gegen sie auf friedlichem Wege unmöglich. Die Erben regieren das Land, geben ihm Gesetze, vertreten es in der Fremde, kommandieren seine Armee und Flotte; die jüngern Söhne durchdringen die ganze Verwaltungsmaschine, sprechen Recht, beherrschen die Universitäten und die Kirche und unterwerfen auf diese Weise die

Administration, die Justiz, die Wissenschaft und das nationale Gewissen dem aristokratischen Einflusse. Das Prestige, welches diese Machtstellung der Aristokratie verleiht, macht ihr die Kunst, die Litteratur, ja selbst die Philosophie unterthan und führt ihr die Reichtümer des Handels und der Industrie als regelmäßigen Tribut zu. Der Plebejer aber blickt zu den obern Zehntausend, die er hoch über sich gleich olympischen Göttern umgeben von der Gloriole der Macht, des Glanzes und des Reichtums dahinwandeln sieht, mit Schauern der Ehrfurcht empor und wirft sich im Geiste vor ihnen in den Staub, wenn sie im Hyde Park als eine grandiose Prozession in ihrer erhabenen Unnahbarkeit und Weltverachtung an ihm vorüberziehen.

Die Demokratie in England.

So hat die französische Revolution vergebens stattgefunden? So ist die „Erklärung der Menschenrechte“ nicht auch für England erfolgt? So sind die erhabenen Auferstehungs-Glockenklänge der Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ nie an die englische Volksseele gedrungen?

Nie. Die völkerbefreienden Ideen der großen Revolution haben wohl Flugkraft genug gehabt, sich über den schmalen Kanal zu schwingen, aber sie konnten sich im Insellande nicht niederlassen, um zu nisten und zu brüten. Das englische Volk hat sie feindlich abgewiesen. Zur Zeit der großen Revolution in Frankreich und seither noch öfter schien es, als sollte sich auch in England eine demokratische Bewegung herausbilden, aber es blieb immer bei erfolglosen Versuchen vereinzelter Schwärmer, bei Anfängen, denen keine Fortsetzung folgte. Burns war ein glühender Republikaner und Gleichheitsmensch, aber seine politischen und socialen Gedichte wirkten auf seine Zeitgenossen unendlich weniger als seine lyrischen. Von 1791 bis 1798 entstanden mancherorten, hauptsächlich allerdings im keltischen Irland, doch auch auf angelsächsischem Grunde, in England und Schottland, Ja

kobinerklubs, deren Mitglieder sich durch extravagante Tracht, Manieren und Redensarten bemerkbar machten, aber sie gewannen weder Verbreitung noch Einfluß auf ihre Umgebung, sondern wurden als affektierte Nachahmer einer ausländischen thörichten Tagesmode verlacht. Die Chartistenbewegung, die von 1838 bis 1848 England einigermaßen erregte, ging in Begleitung gewisser Schlagworte der modernen Demokratie vor sich, aber auch sie vermochte nicht, die Masse der Nation zu packen und mitzureißen, und sie ging im ganzen vorüber, ohne im Volksgeist und Volksgemüt dauernde Eindrücke zurückzulassen.

Für die Freiheit des Individuums, für jene persönliche Unabhängigkeit von der Staatsgewalt, die sich in dem bekannten Spruche „my house is my castle“ ausdrückt, hat der Engländer einen hochentwickelten Sinn. In diesem Punkt ist er ohne Frage allen kontinentalen Nationen weit überlegen. Aber für die Gleichheit fehlen ihm Verständnis und Vorliebe. In England herrscht im Verhältnis des Volks zu seinen Gebietern noch heute das volle Mittelalter. Es giebt hier keine eingeborenen Demokraten. Der Gleichheitsgedanke, wenn er aus der Fremde und von Fremden eingeführt wird, geht auf englischem Boden zu Grunde, wie ein Samenkorn zwischen Granitgeröll. Der Engländer acceptiert seine aristokratische Gesellschaftsordnung, er hält sie für gut, er ist stolz auf sie, er begeistert sich für sie. Der ärmste Arbeiter, der sein elendes Leben in Schmutz und Not verdämmert, berühmt sich dem Fremden gegenüber der Größe und des Glanzes seiner Lords. Der Hungerleider von Farm-Taglöhner dünkt sich etwas Rechtes, weil er im Dienste des Herzogs Soundso steht. Die „Internationale“, die doch seit Jahren ihren Hauptsitz in England hat, vermag auf die englischen Arbeiter nicht zu wirken, weil sie außer ihren wirtschaftlichen auch demokratische Grundsätze auf ihre Fahne

schreibt. Nichts schmeichelt dem niedern Engländer so sehr, als wenn er sich im noch so abgeschwächten, noch so fernen Abglanz seiner Aristokratie sonnen kann. Oder ist es nicht charakteristisch, daß die gemeinsten Kneipen, die für die alleruntersten Klassen der Bevölkerung berechnet sind, zum Wirtshausschild mit Vorliebe ein hochadeliges Wappen wählen und daß man in den „slums“ von London auf Schritt und Tritt Schnapsbuden „zum Wappen von Norfolk“, „zum Wappen von Buckingham“, „zum Wappen von Westminster“ antrifft? Ist es nicht charakteristisch, daß sich gerade die niedrigsten Schichten bis zur wilden Leidenschaftlichkeit für die angeblichen Ansprüche eines Betrügers auf einen Baronetstitel begeistern, und daß der Häftling Orton, welcher Sir Roger Tichborne zu sein behauptet, seine opferwilligsten und treuesten Anhänger unter den Taglöhnern der großen Industriestädte zählt? Was in aller Welt kann einem Fabriksarbeiter von Birmingham, der täglich drei Shillings verdient, daran gelegen sein, daß ein fremder Mann ins Erbe der Tichbornes eingesetzt werde? Und doch opfert dieser selbe Fabriksarbeiter seit Jahren einen Teil seines kärglichen Verdienstes zuhanden des famosen Dr. Kenealy, um die Agitation für den Pseudo-Tichborne im Gang zu erhalten. Setzen wir den Fall, die Agitation führte zu einem Erfolge und der Sträfling von Dartmoor würde seine Gefängniszelle mit der prächtigen Halle des Hampshirers Schlosses vertauschen; nun und dann? Dann wäre er ein großer und überreicher Herr, einer der Mächtigen des Landes, würde auch wie die anderen Dynasten im wappengeschmückten Wagen in Hyde Park umherfahren und jährlich 30,000 Pfund für Staat und Prunk ausgeben, den Arbeiter aber würde seine Karosse höchstens mit Kot bespritzen, und wenn derselbe versuchen würde, ins Schloß Tichborne zu dringen, um seinen Heros von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so würden zwei

Dutzend Lakaien ihn über die Treppe hinunterwerfen. Aber das verschlägt alles nichts. Der Taglöhner steuert freudig seinen Penny wöchentlich zur Tichborne-Kasse bei, und wenn Ortons Ansprüche anerkannt würden, so wäre es bis an seine Todesstunde die schönste Erinnerung seines Lebens, daß seine schwielige Hand mitgeholfen habe, Sir Roger die Baronetskrone aufs Haupt zu setzen, und daß sein obskures Plebejerdasein auf diese Weise mit den Geschicken eines der hohen Herren des Landes verknüpft worden sei.

Die Aristokratie bildet die Romantik im Leben von Hunderttausenden prosaischer Engländer, die im Herzen die märchenhafte Hoffnung nähren, daß sie eines Morgens als Lords erwachen könnten. Warum nicht? Der Fall ist vorgekommen. Die jüngern Söhne jüngerer Söhne können nach fünf, sechs Generationen in tiefe Obskurität versinken und eine Reihe von Todesfällen, die sie zu Erben einer Lordschaft und eines prinzlichen Vermögens machen, sie plötzlich wieder ins blendende Licht der höchsten Gesellschaftsstellung emporheben. Die zahllosen Engländer, die Scott, Stuart, Howard oder Russell heißen, hängen mit inniger Freude und sogar Überzeugtheit an der Vorstellung, daß sie aus den großen Häusern dieses Namens stammen und vielleicht gar noch einmal Earls von Eldon, Marquis von Bute, Herzoge von Norfolk oder von Bedford werden könnten. Der Typus der guten Landlady meines ersten Boarding-House in London ist ein überaus weit verbreiteter und wurde oft genug zu Komödienfiguren verwendet. Man ist äußerst entfernt mit einer Person aus den „obern Zehntausend“ verwandt, ohne daß diese Verwandtschaft von der andern Seite im geringsten anerkannt würde, ohne daß daraus die geringsten gesellschaftlichen Beziehungen hervorgehen würden, aber das genügt dennoch, um dem betreffenden Individuum die lächerlichsten Prätentionen zu geben und in ihm den

Wahn zu nähren, daß es ebenfalls zu den vornehmeren Klassen gehöre. Wo gäbe es eine Familie in England, in der nicht die dunkle, vage Tradition lebte, daß ein ferner Vorfahr einmal eine Standesperson gewesen sei oder sich mit einer Standesperson verheiratet habe und nur durch die Bürgerkriege, die Religionsverfolgungen u. s. w. in die namenlose Masse des Volks versenkt worden sei? Daher die wunderliche Schatzgräberei reich gewordener Plebejer, die mit leidenschaftlichem Eifer die wüsten Einöden einer finstern Vergangenheit durchwühlen, um Ahnen und Wappen zu suchen; daher das erstaunliche Mißverhältnis zwischen der Lebensstellung und den Anschauungen der meisten Engländer, die, obwohl sie in jeder Hinsicht der Plebs angehören, dennoch die entschiedensten Feinde der gesellschaftlichen Gleichheit sind und sich im geheimen für etwas weit Besseres als ihre Nachbarn und äußerlichen Standesgenossen, für Lords in der Verbannung, für Incognito-Mitglieder der „obern Zehntausend" halten; daher endlich die Zärtlichkeit eines jeden Engländers für seine Aristokratie, die ja möglicherweise Blut von seinem Blute ist, sein lebhaftes Interesse für alle Vorgänge im „high life" und seine Bewandertheit in genealogischen und heraldischen Fragen. Burkes drei Riesenbände über die „Peerage und Baronetage", über die „landbesitzende Gentry" und über die „ausgestorbenen, ruhenden (dormant) und aufgehobenen Adelstitel" erfreuen sich einer fabelhaften Verbreitung in der Mittelklasse, und arme Handwerker kennen keine interessantere Lektüre als die mehrere Spalten lange Liste der bei den Drawing-Rooms der Königin vorgestellten Personen, welche die „Times" andächtig zu veröffentlichen pflegt.

Dieser Hang, sich eine aristokratische Abstammung anzudichten, diese heftige, instinktive Scheu, dem Volke entsprossen zu sein, verläßt den Angelsachsen selbst im freien, republika-

nischen Amerika nicht. Als der biedere Musterbürger Franklin zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in diplomatischen Geschäften nach England kam, nahm er sich Zeit, nach der Grafschaft zu reisen, aus der seine Familie stammte, und in den Kirchspielregistern und Dorfarchiven so lange herumzustöbern, bis er sich glücklich einen Stammbaum zusammenstückeln konnte, an dessen Wurzel wir irgend einen illustren Bauernknecht finden. Doch wozu auf das vorige Jahrhundert zurückgreifen? Wir haben ein viel näheres Beispiel: als General Grant Präsident der Vereinigten Staaten wurde, war es seine erste Sorge, durch befreundete Blätter verkünden zu lassen, daß er aus einer Familie stamme, die in England schon zur Zeit Eduards IV. blühte.

Wir stehen hier wieder vor einer völkerpsychologischen Erscheinung, in welcher sich die intimsten Eigenschaften einer Rasse kundgeben. Der Angelsachse — wie der Germane überhaupt — ist eben seinem innersten Wesen nach kein Demokrat im heutigen Sinne des Wortes, kein Gleichheitsmensch. Während die Gleichheit das höchste politische Ideal des Romanen ist, das Streben nach ihr die treibende Kraft, sie selbst das Ziel, ihre gesetzliche und gesellschaftliche Anerkennung die Frucht der großen Revolution war, mag sich der Germane für sie nicht nur nicht begeistern, sondern sie widerstrebt ihm, und er sucht ihr mit allerlei Schlichen zu entgehen, wenn sie ihm durch Gesetz und Verfassung aufgenötigt wird. Das beste Beispiel hierfür ist wieder Amerika. Die Konstitution dieses Landes ist unter dem Einflusse der französischen Encyklopädisten, also eminent romanischen Geistes, zu stande gekommen und stipuliert denn auch die Gleichheit aller Bürger. Allein die Menschen, die berufen waren, unter dieser Konstitution zu leben, waren Angelsachsen, und sie haben trotz der theoretischen Gleichheit eine Fülle gesellschaftlicher Abstufungen geschaffen, welche — weil

sie nicht den historischen Hintergrund der europäischen Feudalität haben — auf den Fremden überaus grotesk wirken. Der Weiße fühlt sich dem Farbigen, der eingeborene Amerikaner dem naturalisierten Eingewanderten, der Abkömmling der alten Puritaner und der Neu-Amsterdamer Mynheers dem erst in zweiter oder dritter Generation von europäischen Emigranten Stammenden so unendlich übergeordnet, wie nur ein englischer Grosvenor einem simplen Mr. Brown, und wäre nicht der nivellierende Einfluß des „allmächtigen Dollars“, wir würden es in Amerika erleben, daß die „alten Familien“ die Mesalliance mit neuen Leuten perhorreszieren würden.

Seit der Germane in der Weltgeschichte erscheint, hat er immer in gesellschaftlicher Ungleichheit gelebt und den Rangunterschied zwischen Gemeinen und Vornehmen gekannt. Der alte Germane hatte seinen Götteradel, dessen Ursprünge er mit den heiligen Stammesmythen verknüpfte und dessen jedes einzelne Mitglied ihm mit dem Nimbus übernatürlichen Ursprungs und geheimer Beziehungen zu den Stammesgöttern umgeben schien. Die Verehrung dieser Edelinge bildete einen Bestandteil seiner Religion und floß aus denselben Gemütsquellen wie die Verehrung seiner Götter selbst. Daher das Gefolgschaftssystem, daher die freudige Unterordnung unter die Häuptlinge, daher die dynastische Treue, wie sie in jener Kulturepoche kein anderes Volk kennt und wie sie bei den Vandalen, bei den Goten, bei den Franken aus zahlreichen Anlässen so rührend und erschütternd zum Ausdruck kommt. Auf diesen Gemütsgrundlagen konnte sich im Mittelalter die echt germanische Institution der Feudalität aufbauen, dieser Gemütszug lebt heute noch in Deutschland abgeschwächt und verkümmert als tiefer Respekt vor Titeln und Würden, in England als abergläubische Verehrung der Aristokratie fort und er kann uns als Beweis der Zähigkeit dienen, mit der

eine primitive Eigenschaft des Urcharakters eines Volks sich trotz veränderter Weltanschauung und grundverschiedenen Daseinsbedingungen, trotz ansteckendem und verlockendem Beispiel benachbarter Stämme erhält.

Bei allen anderen Völkern dient das Kolonialwesen der demokratischen Idee; die etwa bestehenden gesellschaftlichen Unterschiede des Heimatslandes verschwinden auf dem neuen Boden, und die Arbeit, die in einem jungen Gemeinwesen allein das Dasein ermöglicht und der sich niemand entziehen kann, begründet notwendig eine allgemeine Gleichheit. Allein der Engländer nimmt seine aristokratischen Neigungen und Begriffe auch in die Kolonieen mit, und weit entfernt, das Joch der socialen Ungleichheit auf jungfräulichem Grunde von sich zu schütteln, macht er es dort im Gegenteil noch schwerer und drückender. Die Gesellschaft jeder englischen Kolonie ist ein rohes Abbild der Gesellschaft des Mutterlandes, eine Zinknachahmung des goldenen Originals. Der Engländer, der daheim als Plebejer, als Mann von niederer Abstammung und ohne jede aristokratische Verbindung und Patronage nicht die geringste Aussicht hat, zu einer höhern Vermögens- und Machtstellung zu gelangen, geht in die Kolonieen, nicht allein um hier Geld, sondern mehr noch um Ansehen und Einfluß zu gewinnen. Er macht sich da zu dem, was er in der Heimat nicht werden konnte: zum Aristokraten. Findet er inferiore Rassen vor wie in Indien, Neu-Seeland oder Südafrika, so behandelt er diese so, wie er daheim von den „obern Zehntausend" behandelt worden ist. Besteht die Kolonialgesellschaft bloß aus Weißen, wie in Kanada und Australien, so sucht er sich durch Reichtum und Verschwägerung — beides in den Kolonieen leicht zu erlangen — Aufnahme in die herrschende Klasse zu erwirken, die er bereits fest organisiert vorfindet. So hat jede englische Kolonie ihre lokale Aristokratie mit allen Lastern und Miß-

bräuchen der metropolitanischen; der Arbeiter wird ausgebeutet, der Grundbesitzer monopolisiert den politischen Einfluß, er läßt sich oder seine Kreaturen ins Kolonialparlament wählen, er reißt die einträglichen Stellen an sich, er regiert als Minister, er spricht Recht, er kommandiert die Lokalmiliz als gewählter Offizier, er hat die unbedingte Verfügung über das Kolonialbudget, das er für seine Zwecke und Interessen belastet, mit einem Worte, er ahmt jeden Zug des Systems der „obern Zehntausend" in England nach, und der einzige Unterschied zwischen der Metropole und der Kolonie ist, daß in der letztern jedermann, wenn er Geld erworben hat, Mitglied der herrschenden Kaste werden kann, während in der erstern, wie wir gesehen haben, Geld allein hierzu nicht genügt. Und noch mehr: auf dem Umweg über die Kolonieen kann der englische Plebejer sogar im Mutterlande selbst zu halbaristokratischem Ansehen gelangen und, wenn auch nicht Mitglied, so doch einflußreicher und hochgeschätzter Verbündeter der „obern Zehntausend" werden. Diese haben nämlich immer jüngere Söhne und Parteigänger genug, für die daheim keine passende Versorgung zu finden ist und die daher nach den fetten Almen der Kolonieen auf die Weide geschickt werden; man ernennt sie zu Beamten, Richtern, Gouverneuren und Bischöfen, kann sie aber den Kolonieen nur mit ihrer eigenen Zustimmung aufhalsen. Damit dieselben nun immer willig bleiben, die Schmarotzer aus der heimischen Aristokratie reichlich zu ernähren, räumt man ihnen eine gewisse beschränkte Reciprocität ein, und der koloniale Aristokrat findet infolge dessen manchmal an der Tafel der englischen Aristokratie ein Gastcouvert für sich gelegt.

Vielleicht nehme ich übrigens die Ursache für die Wirkung. Vielleicht herrscht nicht in den Kolonieen das Patriciersystem, weil der Engländer ein eingefleischter Aristokrat

ist, sondern das aristokratische Princip hat sich in England erhalten können, weil es auch in den Kolonieen in voller Geltung steht. Seit 1815 sind 9 Millionen Individuen aus England zur Hälfte nach den Vereinigten Staaten, zur Hälfte nach den britischen Kolonieen ausgewandert. Wer vermöchte nun zu sagen, wie viel finstere, leidenschaftliche Ehrgeizige unter diesen 9 Millionen waren, die Demagogen geworden wären und sich gegen die Herrschaft der „obern Zehntausend“ empört hätten, wären ihnen in den Kolonieen nicht Wege zur Befriedigung der Ambition und Herrschergelüste offengestanden, die daheim nur durch eine blutige Revolution hätten gestillt werden können. Vielleicht hat die französische Revolution nur darum stattgefunden, weil die Marats keine französische Kolonie hatten, wo sie Premierminister werden konnten, und vielleicht ist England von einem socialen Kataklysma bisher nur darum verschont geblieben, weil es Kolonieen-besitzt, in denen catilinarische Ambitionen verhältnismäßig leicht Befriedigung finden.

Alle plebejischen Talente, welche dem System der „obern Zehntausend“ gefährlich werden konnten, sind auf diese Weise unschädlich geworden, und die Massen, die in England zurückblieben, beugen sich mit Rindvieh-Willigkeit unter das aristokratische Joch. Die Voraussetzung der Demokratie ist das Erwachen des Selbstgefühls und die Mündigkeit der niedern Volksschichten. Diese Voraussetzung fehlt in England. Der englische Arbeiter ist der stärkste, ausdauerndste, mutigste in Europa; an Ehrlichkeit und Treue, an Hingebung zu seinem Werke und Gewissenhaftigkeit übertrifft ihn kein Individuum aus einem andern Volke; aber neben diesen Tugenden hat er ein ungeheures Laster, welches eine Folge seiner Lage ist, und dieses Laster ist der absolute Mangel an Voraussicht. Das ist ein Laster, das notwendigerweise überall den Sklaven charakterisiert. Der Sklave ist nicht mündig und

fühlt dies; er weiß, daß er im Dienste eines Herrn steht, und erwartet von diesem Versorgung und Pflege; er ist befriedigt, wenn er seine laufenden Pflichten erfüllt hat; wozu sich mit der Zukunft beschäftigen? wozu für den nächsten Tag sorgen? wozu sich das ohnehin geringe Maß der Genüsse verkümmern, um einen Notpfennig zu ersparen? Der Herr ist da, der Herr wird ihn ernähren, wenn er nicht mehr arbeiten kann.

Das ist die Lebensauffassung des englischen Arbeiters. Er lebt gedankenlos in den Tag hinein. Manchmal legt er einige Pfund in die Savings-Bank, aber er nimmt sie am nächsten Feiertage wieder heraus und schmaust und zecht für sie. Der französische Arbeiter sucht Kapitalist und Rentier zu werden, der englische denkt nie daran, sich selbst für seine alten Tage zu versorgen. Dazu ist die Gesellschaft da, dieser unsichtbare Sklavenvogt, für den er sein Leben lang arbeitet. Und die Gesellschaft entspricht den Erwartungen des Arbeiters. Sie öffnet ihm das Armenhaus, wo jeder dürftige Engländer an seinem Zuständigkeitsorte Aufnahme findet. Das ist eine Altersversorgung, aber die eines Sklaven; eine tief entwürdigende, eine bitter verletzende, eher für ein Lastvieh als für einen Menschen geeignete. Im „Workhouse“ verliert der erwerbsunfähig gewordene Arbeiter seine Selbständigkeit; er wird unfrei, er lebt in einer Art Gefangenschaft, er hat zwar Obdach und Nahrung, aber seine Menschenwürde wird mit Füßen getreten. Dieses Los läßt sich der Engländer willig gefallen. Der Arbeiter verbraucht — man kann oft genug sagen vergeudet — seinen ganzen Erwerb bis auf den letzten Penny mit der Aussicht auf schließliche Versorgung im Armenhause, und der Reiche bezahlt gerne die „poor rate“, um seinem Sklaven schließlich ein Dach und ein Stück Brot bieten zu können. Der französische Arbeiter würde unter

solchen Verhältnissen individuell sich selbstmorden oder korporativ zum rächenden Petroleum greifen!

Wie soll die Masse des Volks bei solchen Anschauungen und Gewohnheiten demokratischen Ideen zugänglich sein? Wie soll der Arbeiter, der nicht einmal für seine eigenen Angelegenheiten und für seine eigene Zukunft ein hinreichendes Interesse hat, auf den Gedanken verfallen, die Angelegenheiten des Staates, die Leitung der nationalen Geschicke zu kontrolieren und die Gesellschaft unter seinen Einfluß zu bringen? Er hat theoretisch alle Freiheiten; er könnte, wenn er wollte, zwei Drittel sämtlicher Abgeordneten wählen, er kann sich beliebig associieren und versammeln, er hat die Freiheit des gesprochenen und gedruckten Wortes, aber er benutzt diese köstlichen Güter, um die der französische Arbeiter noch immer vergebens ringt, ausschließlich zu zufälligen materiellen Zwecken und nie im Dienste großer und ewiger Principien. Wann hält er Meetings? Wenn ihm der Lohn verringert wird. Wozu bildet er Vereine und Genossenschaften? Um striken zu können. Die Höhe des Taglohns — das ist sein ganzer Gesichtskreis. Über diesen hinaus sieht er nicht. Auf den Gedanken, daß politische Freiheit nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Förderung des allgemeinen Wohlbefindens ist, und daß eine Konstitution, welche die Ausbeutung einer ganzen Nation durch eine mächtige Aristokratie gestattet, trotz aller durch sie gewährleisteten Freiheiten nichts taugen kann, auf diesen Gedanken ist der englische Arbeiter noch nicht geraten. Der Farm-Taglöhner, der mit seinem empörend dürftigen Lohn kein Auslangen finden kann, der Fabriksarbeiter oder Handwerksgeselle, der beschäftigungslos geworden ist oder dessen Salair man herabgesetzt hat, beschäftigt sich bloß mit dieser augenblicklichen Erscheinung, ohne zu verstehen, daß sie das Symptom eines allgemeinen, dauernden Übels ist, und begnügt sich damit,

auszuwandern oder zu striken, womit aber an den herrschenden Verhältnissen gar nichts geändert wird.

Bezeichnend ist es, daß nur ein Teil der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs eine noch unausgesprochene, aber deutlich erkennbare Hinneigung zu demokratischen Ideen zeigt, und zwar, wie sich theoretisch ohnehin erwarten ließ, der keltische. In Irland nimmt die Jahrhunderte alte Gärung und Unzufriedenheit immer mehr die Form demokratischer Bestrebungen an. Äußerlich ist es auch dort nur eine materielle, nämlich die Land-Frage, welche die Gemüter erregt und zu violenten Handlungen antreibt. Aber im Hintergrunde dieser an sich schon sehr bedrohlichen Land-Frage kommt eine noch viel bedrohlichere zum Vorschein, nämlich die der individuellen Gleichheit einerseits, die der kollektiven Emancipation Irlands von der Aussaugung durch die englische Aristokratie andererseits.

Wie wenn die Kulturgeschichte ein nach allen Regeln der Naturwissenschaft geleitetes Experiment hätte veranstalten wollen, so hat sie zwei verschiedene Rassen, die germanische und die keltische, unter dieselben Bedingungen versetzt, um zu erproben, wie die gleichen Gesetze und Einrichtungen, die gleichen klimatischen, religiösen und kulturellen Verhältnisse auf das verschiedene ethnische Material einwirken. Nun denn, das Resultat des Versuches ist im höchsten Grade frappant. Der Angelsachse, der durch den Normannen seiner Freiheit, Selbständigkeit und Grundherrlichkeit beraubt und aus der Kondition des unabhängigen Landbesitzers in die des Leibeigenen, der sich später zum Farm-Taglöhner entwickelt, hinabgedrückt worden ist, hat nicht die leiseste Erinnerung an seine früheren Rechte bewahrt und ist so ledig jeder Ahnung eines Anspruchs auf den Grund und Boden, den er bearbeitet, daß er, wenn er mit seiner Lage unzufrieden ist, sich einfältig und plump so hilft, daß er auswandert; der

Kelte, der seitens des Anglonormannen dieselbe Behandlung zu erleiden hatte, ist sich bis zum heutigen Tage seiner historischen Rechte in absoluter Klarheit bewußt; er weiß, daß er früher der freie Herr des Bodens war, auf dem er heute als rechtloser Farmer oder hungernder Taglöhner sitzt; daß der Lord, dem all seine Arbeit zu gute kommt, ein Räuber ist, der ihm sein Eigentum vor Zeiten mit bewaffneter Faust entrissen hat; er behält sich im Herzen stets vor, wieder in seine unverjährbaren Rechte einzutreten, und wenn der Lord den Versuch macht, ihn von der Scholle zu jagen, seinen Taglohn zu verkürzen, seinen Pachtzins zu erhöhen, so fällt es ihm nicht ein, auszuwandern, sondern — er erschießt den Lord. Der Angelsachse wurde durch sein tiefes Gemüt zu religiösen Skrupeln und dadurch der Reformation in die Arme getrieben, der Kelte findet für seine äußerlichen Neigungen und seine heidnische Phantasie Befriedigung im Katholicismus und schert sich nicht um den tiefern sittlichen Inhalt des Christentums. Der Angelsachse ist zufrieden mit seiner aristokratischen Gesellschaftsordnung und sucht nur direkt oder indirekt in die herrschenden Schichten zu gelangen; der Kelte gelangt selbständig, durch eigenen Instinkt oder eigenes Nachdenken, zur demokratischen Idee und lehnt sich gegen die Herrenkaste auf. Der Grundstock der wenigen socialdemokratischen und der republikanischen Vereine, die auch in den englischen Großstädten bestehen, wird von Irländern gebildet. Diese Kelten sind der Sauerteig, der an den unbeweglichen dicken Teig der angelsächsischen Nation gesetzt ist und ihn allgemach in Gärung bringen zu wollen scheint. Das an den Boden gedrückte Ohr des Beobachters hört ein dumpfes Rollen aus der Richtung von Irland her — wer weiß, ob das nicht die ersten fernen Donnerschläge eines revolutionären Wettersturmes sind, der auch in England die

Sündflutepoche einleitet, aus welcher Frankreich bereits wieder hervorgegangen ist.*)

*) Diese Worte wurden im Herbst 1879 geschrieben. Seither ist jenes dumpfe Rollen bereits sehr laut geworden, und es scheint, als ob die oben angekündigte Revolution wirklich ausbrechen wollte, trotzdem die Gladstonesche Regierung noch den Versuch macht, sie mit der „Land-bill" momentan zu beschwören.

Englische Religiosität und Sonntagsfeier.

Der Fortschritt der Zeiten, die großen Resultate der Naturwissenschaften, die kühnen Untersuchungen der positivistischen Philosophen, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung und Mythologie, die häufigere Berührung mit fremden Völkern von emancipierterer Denkungsweise, nichts hat die tiefe, melancholische Religiosität der englischen Nation zu erschüttern vermocht und sie steckt noch heute bis über den Scheitel in derselben theologischen Weltanschauung, aus welcher die puritanische Bewegung hervorgehen konnte. Man giebt sich in England gar nicht den Anschein, aufgeklärt zu sein; man heuchelt nicht Toleranz gegen den Unglauben, wie dies anderwärts denn doch Mode zu sein beginnt; man sucht ganz offen von Staats und Gesellschafts wegen die freie Forschung zu unterdrücken. Als Tyndall 1874 in Belfast anläßlich einer Versammlung der „British association" eine Rede hielt, die gottesleugnerisch angehaucht war, wurde er von der Presse, von der Gesellschaft, von den offiziellen Kreisen so lange verfolgt und moralisch gefoltert, bis er sich in einer öffentlichen Erklärung reumütig an die

Brust schlug und ein kanonisches Glaubensbekenntnis ablegte, eine Parodie der Galilei-Tragödie, über die unser Jahrhundert erröten sollte. Darwin, der ein unabhängiger Grundbesitzer und nicht wie der bejammernswerte Tyndall ein bezahlter „Lecturer“ ist, beschränkt sich in all seinen Werken auf positive Darlegungen, vermeidet es aber sorgfältig, die naheliegenden philosophischen Folgerungen aus seinen Thatsachen zu ziehen. Herbert Spencer untersucht wohl kalt und mit unerschütterlicher Ruhe die Ursprünge der Gott-Vorstellung des Menschen und stellt sich ebenso entschieden auf den Standpunkt des unqualifizierten Atheismus wie John Stuart Mill, aber beide werden in England nur um ihrer Thatsachen willen in dem einen, um ihrer Methode willen in dem andern Falle gelesen, und auf die Denkweise ihrer Nation wirken sie kaum ein, wie sie denn beide in ihrer Heimat in viel geringerem Ansehen stehen als auf dem Kontinente. Und was bedeuten auch zwei oder drei Aufklärungs-Bücher jährlich angesichts der Tausende von theologischen Abhandlungen, Postillen, Predigten und Bibelerläuterungen, die fortwährend erscheinen und gierig gekauft und gelesen werden? Neben der Bibel fehlt auch heute noch Bunyans „Pilgrims progress“ in keinem englischen Hause. Als Moody und Sankey, zwei amerikanische Geistliche, die von Stadt zu Stadt ziehen und vor zahlenden Zuhörern Predigten halten und Hymnen singen, ihre frommen Vorstellungen im Haymarket-Theater gaben (1875), vermochte dieses größte Schauspielhaus Londons dem Andrange des Publikums nicht zu genügen; in den Logen sah man die Prinzessin von Wales und ihre Schwägerin, die Marquise von Lorne, auf der Galerie den Rowdy von Bayswater, und dieses ganze gemischte Auditorium vereinigte sich zu stundenlangem hysterischen Schluchzen, Singen und Beten. Als in demselben Jahre die beiden Schiffe „Alert“ und „Discovery“ für eine

Nordpolexpedition ausgerüstet wurden, war der Raum in den Fahrzeugen so beschränkt, daß der wissenschaftliche Stab auf einen ganzen Gelehrten für die beiden Schiffe reduciert wurde; da fiel es einem Parlamentsmitgliede ein, zu verlangen, daß für jedes Schiff auch noch ein — Kaplan angestellt werde! Der erste Lord der Admiralität erklärte vergebens, daß man für eine solche würdige Persönlichkeit absolut keine Unterkunft schaffen könne, die Interpellationen im Parlamente wiederholten sich, die „Times“ trat in einem salbungsvollen Leitartikel für die Sache ein, und die Regierung mußte schließlich richtig nachgeben und von jedem Schiffe den Zahlmeister entfernen, um für die Reverend Gentlemen Platz zu machen. Vor einem Polizeigerichtshofe Londons geschah es zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes, daß ein Zeuge, der beeidet werden sollte, die Erklärung abgab, er glaube an keinen Gott und könne darum als gewissenhafter Mensch nicht bei einem solchen schwören; da rief der Richter in hoher Erregung: „Ein so ruchloser Mensch hat in diesem Saale nichts zu schaffen und ich kann ihn gar nicht zu einer Aussage zulassen“ und schickte den aufrichtigen Mann zum Schaden der Partei, für die er Zeugenschaft ablegen sollte, thatsächlich fort, obwohl das englische Gesetz ausdrücklich zugiebt, daß eine Person, die einen Eid mit ihren religiösen Überzeugungen nicht vereinbaren kann, eine Zeugenaussage mache und durch die einfache Versicherung, daß sie wahrhaft sei, bekräftige, — die Presse aber hatte in diesem Falle für den blindwütigen Eiferer von einem Richter kein Wort der Rüge. Als der Abgeordnete Bradlaugh den religiösen Eid, den man ablegen muß, ehe man einen Sitz im Parlament einnehmen kann, nicht leisten wollte und sich für einen Atheisten erklärte, brach ein wahrer Sturm der Entrüstung gegen ihn aus, das Haus der Gemeinen stieß ihn aus seiner Mitte, die Presse verdonnerte ihn, es wurden Meetings gegen ihn gehalten,

das Haus der Lords als höchster Gerichtshof verurteilte ihn zu etwas wie 600,000 Pfund Strafe, und für ihn erhob sich nur die Stimme einiger weniger Männer, die sich durch Stellung und Vermögen, oder — durch den völligen Mangel an beidem vom Cant der vornehmen Klassen völlig unabhängig fühlten. Fortwährend werden in London neue Kirchen und Kapellen gebaut, und mit Ausnahme derjenigen, die in den von fremden Arbeitern bewohnten Vierteln, also in Whitechapel, Bromley oder Limehouse, stehen, sind alle zu eng für den Andrang der Gläubigen.

Es hat in der englischen Kulturgeschichte wiederholt Epochen gegeben, wo es schien, als sollte sich eine atheistische Strömung Bahn brechen. Das war zur Zeit der Restauration und ein zweites Mal zu Anfang dieses Jahrhunderts. Die Vornehmen affektierten Unglauben, verspotteten die Religion, vernachlässigten die Kirche, gefielen sich in Blasphemie und gebärdeten sich als starke Geister. Aber das war eine Mode, die weder lange währte noch tief ins Volk drang. Die große Masse der Nation hing unbeirrt an ihren religiösen Vorstellungen und ist heute so eifrig im Glauben und in den äußern Kundgebungen desselben wie nur je zur Zeit der Rundköpfe. Die Geistlichkeit der Staatskirche hat gut so verweltlicht zu sein wie der römische Klerus, das treibt allenfalls besonders eifrige Bibelchristen ab und zu in den Schoß anderer Sekten, aber es thut dem Glauben keinen Abbruch. Der Clergyman der Hochkirche ist eine Kreatur vornehmen Einflusses, ein Höfling, der seine Beförderung dem glatten und gefälligen Scherwenzeln im Salon — oder Vorzimmer — hochgeborener Herren und Damen verdankt: er hat weit mehr Muskelchristentum als Andacht und Entsagung; er zieht eine fette Pfründe ohne Arbeit jeder verdienstvoll-evangelischen Thätigkeit vor; er nimmt an allen Sports teil, jagt, reitet und wettet und ruiniert sich manch-

mal in sehr weltlichen Unternehmungen; Mr. King, ein wohlbekannter Geistlicher, besaß einen Rennstall, war Eigentümer der berühmten Pferde „Apology“ und „Holyfriar“ und zog es vor, seine Pfründe aufzugeben, als ihn sein Bischof kategorisch aufforderte, zwischen Stall und Kirche zu wählen; im Frühling 1879 wurde das ganze wohlgesinnte England durch einen widerwärtigen Prozeß aufgeregt, den ein Geistlicher gegen einen andern wegen unnatürlicher Ausschweifungen anstrengte, und Priester figurieren mit beklagenswerter Häufigkeit als handelnde Personen in Ehebruchs- und Scheidungsprozessen. Und doch kommt es keinem Engländer in den Sinn, für solche vereinzelte Skandale den ganzen Stand verantwortlich zu machen, und der Klerus der Hochkirche nimmt trotz seinen unwürdigen Mitgliedern in der Achtung der Nation den höchsten Platz ein.

Wo in Europa könnte es noch vorkommen, daß ein Arzt, also ein gebildeter Mann, der die Naturwissenschaften mindestens gestreift haben muß, einen ebenso langwierigen als kostspieligen Prozeß gegen seinen Seelsorger anstrengt, weil ihm dieser die Zulassung zum Abendmahl verweigert? Und doch hat sich ein solcher Fall, der Sensation erregte, vor drei Jahren in England ereignet, und noch wunderlicher als die Thatsache selbst ist der Grund, der den Seelsorger in der angegebenen Weise handeln ließ. Der Arzt hatte nämlich gewisse Stellen in der Bibel anstößig gefunden und zum Gebrauch der Jugend und der Familien eine Ausgabe derselben veranstaltet, in welcher jene Stellen unterdrückt waren; das hatte aber der Pfarrer als unstatthafte Einmischung eines Laien in Glaubensangelegenheiten aufgefaßt und er hatte den unberufenen Bibelverbesserer zur Strafe vom Abendmahl ausgeschlossen. Im einem andern Falle klagte ein Gläubiger seinen Bischof vor dem „Court of arches“, dem obersten Gerichtshof für kirchliche Streitfälle

im Gebiete des Erzbistums Canterbury, an, weil er auf seine, des Gläubigen, Beschwerdevorstellung dem Seelsorger desselben nicht amtlich verboten hatte, gewisse Neuerungen in Tracht und Gebärden beim Gottesdienste einzuführen. Solche Erscheinungen beweisen, wie lebendig der Glaube, wie rege das religiöse Gefühl bei den Engländern ist. Sie behandeln ihren Anspruch auf Seligkeit wie einen Anspruch auf ein Grundstück: als ein materielles Gut; sie lassen sich ihr Recht auf das Abendmahl so wenig verkürzen wie das Recht auf den Bezug der Dividende ihrer Aktien; sie betrachten den ihnen durch ihre Religion verbürgten Anteil an der Gnade Christi als einen Bestandteil ihres Vermögens, und wenn ihnen jemand diesen wertvollen Besitz antasten will, sei es indem er sie vom Abendmahl ausschließt oder indem er durch unstatthafte Kirchengebräuche den Zorn des Heilands gegen die Gemeinde, deren Mitglieder sie sind, erregt, so verteidigen sie ihr Eigentum vor den Gerichten mit schweren Opfern an Geld und Zeit so hartnäckig und verstockt, als handelte es sich um Werte, die gegen Bargeld umgesetzt werden können.

Diese lebendige Religiosität der Engländer ist die festeste Stütze des herrschenden Gesellschafts- und Regierungssystems, das sich bei einem zugleich gebildeten und in Glaubenssachen lauen Volke keinen Tag lang halten könnte. Welch ein Glück für den reichen Fabrikanten oder Grubenbesitzer, der seine tausend Taglöhner nach Möglichkeit ausbeutet und ihnen die Haut über die Ohren zieht, während er selbst seine Aktiven jährlich um 100,000 Pfund vermehrt, welch ein Glück für ihn, daß die Taglöhner, wenn ihre Lage unleidlich wird und sie in ihrer Not aufstöhnen, in dem Gedanken Trost und Befriedigung finden, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen könne als ein Reicher ins Himmelreich eingehen und daß sie wie Lazarus in Abrahams Schoß

sitzen werden, ihr Brotherr aber wie der biblische Reiche im Höllenfeuer vergebens nach einer kühlenden Berührung ihrer Fingerspitze schmachten werde! Welch eine Beruhigung für den in fabelhaften Reichtümern schwelgenden Großgrundbesitzer, wenn sein zerlumpter und ungenügend genährter Pflugknecht die erbitterten Betrachtungen über sein eigenes Elend und seines Herrn Glanz niemals weiter verfolgt als bis zum triumphierenden Gedanken, daß im Himmel die ersten die letzten und die letzten die ersten sein werden! Wie förderſam für die Interessen einer die riesige Majorität der Nation gewissenlos aussaugenden winzigen Minorität, wenn alle die Armen, alle die Niedrigen, diese Millionen ohne Gut, ohne Freude, ohne Zukunft, ihr Schicksal willig und gleichmütig tragen, weil sie davon überzeugt sind, daß sie in einem künftigen Leben alle die Herrlichkeiten endlos genießen werden, die ihnen in diesem kurzen und flüchtigen Erdendasein versagt sind! Die Stärkung des religiösen Gefühls der Massen ist denn auch in England das vornehmste Regierungsmittel und der Pfarrer die zuverlässigste Wache vor dem Kastell des Lords und vor dem „safe room“, dem feuersichern Kassenzimmer des City-Millionärs.

Die „obern Zehntausend“ sind sich dieser Bedeutung der Religiosität für ihre Interessen klar bewußt und haben ihren Kodex gesellschaftlicher Satzungen danach eingerichtet. Weit entfernt von der Lauheit, welche die vornehmeren Klassen anderer Länder in Glaubenssachen an den Tag legen, geben sie hier dem Volke das Beispiel strenger Kirchlichkeit. Wo immer für religiöse Zwecke Geld gesammelt wird, da glänzen aristokratische Namen an der Spitze der Spenderliste; jeder große Herr unterhält einen eigenen Leibkaplan, während er nur selten einen Leibarzt hat; die mächtigen Lords sind unermüdlich im Erbauen neuer Kirchen auf ihren Besitzungen,

und niemand erscheint des Sonntags pünktlicher auf seinem Kirchensitze als der Grundherr und der Fabrikant.

Freilich sind die „obern Zehntausend", wie es ja in der Natur der Sache liegt, ganz anders fromm als die Millionen der Nation. Jene sind Werkheilige und Pharisäer im biblischen Sinne, diese gemütstiefe Gläubige; jenen ist Religiosität ein Erfordernis gesellschaftlichen Anstandes, diesen ein Bedürfnis des Herzens; jene sind, um den Unterschied in ein Wort zu fassen, klerikal, diese religiös. Die Vornehmen hängen an der staatlich anerkannten Form des Glaubens, an der etablierten Kirche, an den Privilegien des Klerus, die Niedrigen sind gleichgiltig gegen diese Äußerlichkeiten, sie können sich nicht dafür erwärmen, daß die Bischöfe Mitglieder des Hauses der Lords bleiben, ihnen ist der sittliche Inhalt des Christentums das Wesentliche. Daher die augenverdrehende Hypokrisie, der widerwärtige „Cant" der Vornehmen, die mit ihrer Frömmigkeit Staat machen, und die schlichte, innerliche Gläubigkeit der Gemeinen, welche nur das eigene Gewissen zum Zeugen ihrer Andacht nehmen.

Diese Verschiedenheit der religiösen Gefühle in den verschiedenen Schichten der Nation gelangt auch in der Sektenbildung zu frappantem Ausdruck. Die „obern Zehntausend" finden in der „Hochkirche" vollständige Befriedigung; sie erfüllen deren Vorschriften mit gedankenloser Maschinenmäßigkeit, und seit dritthalb Jahrhunderten ist in ihrem Gemüte nicht ein einziges Mal die unruhige Frage laut geworden, ob ihr hochkirchliches Glaubensbekenntnis wirklich der letzte und vollkommenste Ausdruck der christlichen Wahrheit sei? Wenn sich aber einzelne von ihnen ausnahmsweise dennoch mit Ideen von Kirchenreform beschäftigen, so treten sie schließlich entweder zum Katholizismus über oder neigen doch zu größerer Entwickelung der Äußerlichkeiten hin. Der „Ritualism", das heißt das Bestreben, katholischen Pomp in den

anglikanischen Gottesdienst einzuführen, ist ein rein aristokratisches Gewächs; die Vornehmen hegen und unterstützen ihn, und die Geistlichen, welche ihre Pfründen aus der Hand des Adels empfangen, sind seine eifrigsten Verbreiter. Da den „obern Zehntausend“ die Religion eben etwas rein Äußerliches ist, so ist ihnen der strenge anglikanische Ritus nicht prunkvoll und demonstrativ genug und ihr Pharisäismus fordert eine lärmendere, farbigere, mimischere Beteuerung des Glaubens. Das Volk dagegen kann seine religiösen Skrupel nie zum Schweigen bringen; es hat eine tiefe, brennende Sehnsucht nach Wahrheit, und diese immer lebendige Sehnsucht findet in keiner dogmatischen Form des Glaubens volle und dauernde Befriedigung; daher ein stetes Suchen nach neuen Formen, die voll Verzweiflung nach einiger Zeit wieder weggeworfen werden, weil sie die Unruhe des Herzens und die Zweifel des grübelnden Geistes auch nicht heilten; daher ein unstetes Wandern von einer Sekte zur andern, ein Erfinden immer neuer Glaubensartikel, ein hartnäckiges, nie unterbrochenes Modeln und Drechseln an den Offenbarungen der Bibel und den Überlieferungen der Kirche, daher dieses üppige Wachstum neuer Sekten, welche im englischen Volke so rasch aufschießen und verwelken wie die Pflanze des Propheten Jonas.

Die dem Fremden auffälligste und unangenehmste Erscheinung, welche die Religiosität des englischen Volks begleitet, ist die Sonntagsfeier. Der Kontinentale kann sich nicht in den Gedanken finden, daß das Leben einer Nation alle sechs Tage auf vierundzwanzig Stunden vollkommen stillestehen soll. Er bricht in bittere Klagen darüber aus, daß er Sonntags keine Briefe empfangen und aufgeben — oder mindestens einschreiben lassen — kann; daß zahlreiche Bahnzüge und Omnibus nicht verkehren; daß alle Restaurants und Wirtshäuser teils vom Sonnabend bis zum

Montag morgen teils am Sonntag von elf Uhr vormittags bis sechs Uhr abends geschlossen sind; daß es am Sonntag weder Theater noch Konzerte giebt; daß weder die Museen noch die Galerieen und sonstigen Sehenswürdigkeiten zugänglich sind. Er ärgert sich über die Ausgestorbenheit der Straßen Londons und über die Prozessionen langweiliger Kirchengänger, die in schwarzem Bratenrock, weißer Krawatte und lichten Handschuhen morgens und abends gemessenen Schrittes und mit schläfriger Sammlung in den langgezogenen Mienen zur Andacht und wieder nach Hause ziehen, und ist er gar gewohnt, seine Mahlzeiten in einem Restaurant zu nehmen, in welchem Falle der Sonntag zu einem Fasttage für ihn wird, so verflucht er gewiß die englische Sabbathfeier und das englische Volk mit ihr in die tiefste Hölle.

Und doch ist diese Sabbathfeier in England eine sociale Notwendigkeit und eine unvergleichliche Wohlthat für neun Zehntel der Nation. In dieser Gesellschaft, die das Beiwort „respektabel", das heißt achtbar, bloß dem Wohlhabenden zugesteht, in deren Sprache „Substanz" ein Synomym von Vermögen und „Kompetenz" ein solches von Einkommen ist, in der das Individuum nur als gleichgiltige Zugabe zu seinem Geldsacke betrachtet wird und der Sovereign als Legitimationsmarke der anständigen Personen gilt, in dieser Gesellschaft herrscht eine solche Gier nach Geld, ein solcher Hunger nach Reichtum, daß die Brotgeber den Arbeitern, sei es hinter dem Pfluge, sei es hinter der Dampfmaschine, freiwillig gewiß nicht eine Stunde Rast gönnen würden, wenn die religiöse Gepflogenheit sie nicht tyrannisch dazu zwänge. Ohnehin wird in England schon zu viel gearbeitet. Die Produktion übersteigt weit das Maß dessen, was England und Europa konsumieren können, und das Land muß alle kleine Weile einen blutigen Krieg führen,

um sich ein Absatzgebiet zu erhalten oder zu erschließen. Die Menschheit wird zu einem übermäßigen und unnötigen Konsum gedrängt, bloß damit die Warenmassen verkauft werden können, welche die englischen Fabriken erzeugen. Die Überproduktion drückt die Preise unnatürlich herab, und das hat nicht eine Verminderung des Gewinns der Fabrikanten und Kaufleute, sondern des Lohnes der Arbeiter zur Folge. Die Arbeiter müssen immer mehr arbeiten, um so viel zu erschwingen, als selbst ihr elendes Dasein erfordert, und je mehr sie arbeiten, um so mehr wird ihr Produkt entwertet, um so geringer wird ihr Lohn. Das ist ein grausamer circulus vitiosus, im welchem die Arbeiter hilflos umhergetrieben werden. Es ist für sie unter solchen Umständen ein hohes Glück, daß sie mindestens am Sonntag aus dem Joch gespannt werden, da sie, wäre die Sonntagsfeier in England eine so laxe wie etwa in Frankreich, von ihren Frohnvögten unbedingt auch an diesem Tage würden zur Arbeit verhalten werden.

Natürlich sucht aber die Aristokratie aus allen Kräften zu verhüten, daß der Sonntag vom Volke zur Selbstbildung benutzt werde. Alle Kulturanstalten — vom Theater bis zum British-Museum — sind wie schon erwähnt am Sabbath geschlossen, und die Sunday-Opening-(Sonntags-Öffnung-)Bewegung, obwohl sie immer kräftiger wird, vermag wohl noch lange nicht ihre Ziele zu erreichen. Das Volk soll beten und Schnaps trinken, aber es soll seinen geistigen Gesichtskreis nicht erweitern, es soll nicht zur Erkenntnis gelangen, daß Arbeit nicht der einzige Lebenszweck und der Mensch nicht eine Spinnmaschine sei, es soll in seine kahlen Arbeitsräume, wo es täglich 12—14 Stunden lang einer geisttötenden, vertierenden mechanischen Thätigkeit obliegt, nicht die Vorstellung einer höheren und menschenwürdigeren Existenz mitnehmen. Diese systematische Unterdrückung des

Geisteslebens der Massen ist das schwerste Verbrechen der herrschenden Klasse Englands. Aber es ist — vom aristokratischen Standpunkte aus betrachtet — ein Akt der Notwehr, denn das erleidet keinen Zweifel, daß das englische Volk, stünden ihm am Sonntag solche Bildungsmittel frei zu Gebote wie den französischen Städtebewohnern: Tiergärten, Museen, Bibliotheken, Bildergalerieen, Volkskonzerte, populäre Theater und Vorlesungen, bei seinem natürlichen Verstande und seiner tiefen Sittlichkeit alsbald zu Anschauungen und Überzeugungen gelangen würde, welche weder mit dem theologischen Geiste noch mit der Herrschaft der „obern Zehntausend" verträglich wären.

Mitternachtsprediger.

Wir haben gesehen, wie strikt die äußerliche Observanz des Sabbaths selbst in dem verhältnismäßig minder strengen London ist. Allein so verödet und ausgestorben die Stadt an einem Sommersonntage ist, so lustig und lebendig wird sie mit Einbruch der Nacht. Zwar alle Theater und öffentlichen Vergnügungslokale bleiben geschlossen, allein zahlreiche Kirchen, in denen Abendgottesdienst eingerichtet ist, öffnen ihre Pforten, und neben ihnen thun sich die nur während der Gottesdienststunden versperrt gewesenen Trinkstuben und Bierläden auf, in die jene riesige Majorität der Londoner Arbeiterbevölkerung strömt, die einen kostspieligen Rausch der unentgeltlichen Erbauung vorzieht. Die reichen Leute, die auf Respektabilität halten und der Nachbarschaft nicht leicht ein Ärgernis geben, bleiben auch am Sonntagsabend daheim und unterhalten sich in gottgefälliger Weise mit Postillenlektüre und „sacred music“, deren weiter Rahmen übrigens auch Straußsche Walzer umfaßt! Den Massen der kleinen und kleinsten Geschäftsleute, der Handwerker und Arbeiter aber ist der Sonntag der Tag der Bewegung, der Freiheit,

der frischen Luft, des Wiesengrüns. Themse auf und ab ziehen Hunderttausende nach den freundlichen Hügeln von Richmond und Kew oder nach den flachen Ufern von Greenwich und Woolwich, andere Hunderttausende fahren in den unglaublich billigen Vergnügungszügen nach denselben Ausflugspunkten und nach anderen, entlegeneren, bis ans Seegestade hinaus, der arme Paddy, der irische Arbeiter, der wohl kräftige Beine, aber keine überflüssigen Pfennige hat, wandert mit Weib und Kind zu Fuße meilenweit nach dem erstbesten erreichbaren grünen Fleck, wo er sich tagsüber sonnt, im Schatten rauschender Ulmen schläft, Schmetterlingen nachjagt, Gänseblümchen pflückt und sein Wochentagselend vergißt, und wer selbst zu einem solchen Ausfluge nicht reich oder rüstig genug ist, der geht wenigstens in einen der großen Parks innerhalb der Stadt, um nach dem ewigen Straßenpflaster und Schornsteingewirre doch auch einmal wieder etwas Laub und Gras zu sehen. Sowie es zu dunkeln beginnt, strömen alle diese Hunderttausende, ja man kann sagen Millionen, wieder nach der Stadt zurück. Von den Landungsstegen des Stroms und von den Stationen der unterirdischen Eisenbahn ergießen sie sich in die bis dahin menschenleer gewesenen Straßen und erfüllen sie mit dem wohlthuenden, sympathischen Lärm, den nur eine glückliche Menschenmenge hervorzubringen vermag. Während man alle die Nachmittagsstunden in den Straßen von Pompeji umherzuwandeln glaubte, dächte man sich nun auf den geräuschvollen Piazzas Neapels. Denn der richtige Londoner wird ausgelassen und übermütig wie ein Kind, wenn er sich ein wenig zwischen Gras und Blumen herumgetummelt hat, und er vollführt dann ein Schwatzen und Lachen und Jubeln und Johlen bis in die späte Nacht hinein, wie es selbst ein Neapolitaner nicht geräuschvoller und herzensfroher thun könnte.

Es war an einem solchen Sonntag, als ich gegen Mitternacht Euston Road hinabschlenderte. Die Nacht war von südlicher Schönheit, die Luft weich und blau, der Mond nahezu voll. In den Straßen herrschte das regste Leben. Die Kings Croß-, Gower Street- und Portland Road-Station der Underground Railway spien noch alle fünf Minuten Hunderte von verspäteten Ausflüglern und Spaziergängern aus, und stellenweise war das Gedränge so dicht, daß man auf dem Trottoir kaum vorwärts kommen konnte. Ich war gerade an die Ecke des Park Square gelangt, wo vier große Straßen einander kreuzen und der Zusammenfluß der Menschen am stärksten war, als in dem bunten Haufen jemand plötzlich ein höchst klägliches „Oh!" ausstieß. Ich fuhr sofort mit der einen Hand nach der Börse, mit der andern nach meiner Uhr, instinktive Bewegungen, die man in London machen lernt, wenn man sich in ein Gedränge begiebt, und schob mich an die Person heran, die den Jammerruf erhoben hatte. Ich sah einen robusten kleinen Mann in den besten Jahren, anständig gekleidet, mit rundem, rotem Gesicht und lebhaften Augen, der raschen Blicks den Kreis musterte, welcher sich gleich um ihn gebildet hatte, und darauf sein rätselhaftes Jammergeschrei wiederholte. Ich dachte, der Mann habe plötzlich Zahnschmerz bekommen oder es sei ihm etwas gestohlen worden oder irgend ein anderes Unglück widerfahren, als er ein drittes Mal, aber noch jämmerlicher als beidemale vorher, sein „Oh" hervorstöhnte, diesmal jedoch die erklärenden Worte hinzufügte: „ye miserable sinners!" „Ihr elenden Sünder!" Nun wollte ich schon vorschnell annehmen, daß ich einen Wahnsinnigen vor mir habe, allein einige meiner Nachbarn, die halblaut murmelten: „only a preacher", „bloß ein Prediger!" und mit großer Gleichgiltigkeit ihren Weg fortsetzten, belehrten mich eines bessern. In der That, der Mann, der

auf so eigentümliche Weise die Aufmerksamkeit der Menge auf sich gezogen hatte, war ein Prediger, und nachdem er seinen Zweck erreicht, nämlich einen Zuhörerkreis um sich gebildet sah, setzte er die mit drei Schmerzensschreien und einem wild hervorgestoßenen „ye miserable sinners!“ begonnene Ansprache in ganz gewöhnlichem ruhigen Tone fort. Seine Homilie gestaltete sich übrigens durch den Mutwillen einiger der Zuhörer zu einem dramatischen Zwiegespräche, das einer gewissen Komik nicht entbehrte.

„Wohin geht ihr, wenn ihr krank und leidend und elend seid?“ „Ins Spital, ahne ich!“ rief eine vorwitzige Stimme dazwischen. „An wen wendet ihr euch, wenn ihr arm und in der Not seid?“ fuhr der nicht aus der Fassung zu bringende Redner fort. „Zu den Kirchspielbehörden!“ war die prompte Antwort des naseweisen Zuhörers. „Und von wem verlangt ihr Labsal, wenn ihr verschmachtet?“ „Vom Wirt!“ „Vom Ginman!“ „Von der Whisky-Flasche!“ rief es durcheinander, einige der Zuhörer entfernten sich unter lautem Gelächter, allein andere Passanten nahmen gleich ihre Plätze ein, die Lücken im Kreise wurden ausgefüllt und der Prediger fuhr mit großer Salbung fort: „Nein, ihr elenden Thoren, nein, ihr weltlichen Wichte, nicht zu diesen schwachen Gefäßen habt ihr eure Zuflucht, sondern zu Christus, der euch heilt und tröstet und labt.“ In diesem Tone sprach der Mann wohl eine halbe Stunde lang, der steten Unterbrechung nicht achtend, durch die ruchlose Heiterkeit seines Publikums nicht gestört, immer seinen Gleichmut bewahrend und in seinem salbungsvollen Ton verharrend. Sein Publikum wechselte dabei fast ununterbrochen. Manche blieben stehen, steckten den Kopf in den Auflauf, sahen, was es gebe, und gingen mit geringschätzigem Achselzucken weiter; andere setzten ihren Weg erst fort, nachdem sie fünf Minuten lang zugehört hatten, manche aber harrten geduldig und

andächtig aus, bis der Redner zu Ende war, ja sie schlossen sich ihm noch an, als er weiterzog, um an der nächsten Straßenecke wieder mit einigen wilden Schreien oder durch ein ähnliches Kunstmittel ein Auditorium um sich zu sammeln.

In der Folge war ich noch öfter Zeuge ähnlicher Auftritte und erfuhr manches Nähere über die Leute, die in denselben die Hauptrolle spielten. Die Straßen- oder Mitternachtsprediger, wie man sie nennt, gehören zu jenen Erscheinungen des Londoner Lebens, die den Ausländer am fremdartigsten und wunderlichsten anmuten. Wir wären geneigt, sie für ein Mittelding zwischen dem Jahrmarkts-Wunderdoktor und dem Kapuzinerprediger zu halten und ihnen ausschließlich eine Komikerrolle zuzuschreiben, allein die Engländer nehmen sie durchaus ernst und sind überzeugt, daß ihre Straßenprediger ein gottgefälliges Werk üben und viel Gutes stiften. Es existieren große und mächtige Gesellschaften, die diese Bewegung unterstützen, und im Lande sind fortwährend Sammlungen für diesen Zweck im Gange, die ein stattliches Ergebnis liefern. Für das Seelenheil ihrer ärmeren Mitbürger sind die reichen und vornehmen Engländer eben ganz besonders besorgt, und wenn auch mancher Arme in den Straßen Londons Hungers stirbt, so dürfte es doch kaum einen geben, der sich beklagen könnte, keinen religiösen Trost gefunden zu haben, wenn ihn danach begehrte.

Mit großem Schmerze bemerkten nun die frommen Männer, daß Hunderttausende der Londoner Arbeiterbevölkerung — besonders der ausländischen — nie das Innere einer Kirche sehen und nie das Wort Gottes hören, daß sie ihre Sonntage zu Ausflügen und ihre Sonntagsabende zu Spaziergängen in den Straßen benutzen. Wie diese verirrten und umhergestreuten Schafe in die Hürde des Glaubens treiben? Das war die große Frage. Man richtete „unent-

geltlichen Abendgottesdienst" in Lokalen ein, welche in den vom Volke am meisten frequentierten Straßen gemietet wurden, und stellte an alle Dampfer-Landungsplätze und Bahnstationen Bursche, die dem Publikum gedruckte Einladungskarten zu diesen Andachtsmeetings in die Hand drückten. Die meisten nahmen aber die Karte gar nicht an, und die sie annahmen, warfen sie gleich wieder weg. Die Lokale blieben leer und die Prediger mit ihrem Echo allein. Da kam einem vom heiligen Geiste besonders erleuchteten Frommen eine kühne und originelle Idee. Will der Berg nicht zu Mohammed kommen? Gut, so geht Mohammed zum Berge. Die Leute wollen nicht zum Prediger kommen? Nun denn, so wird sich der Prediger seine Leute aufsuchen. Ein Gotteshaus ist überall, wo Menschen Gottes in Andacht gedenken. Auch in den Straßen Londons. Wenn man Missionäre nach oceanischen Inseln und zu wilden Völkerstämmen senden kann, warum nicht in das Herz Londons und zu Mitbürgern? Und es entstand alsbald die „City Mission Society", tiefe Börsen thaten sich auf, Prinzen vom königlichen Geblüt interessierten sich für die Sache, und bald konnten die ersten Mitternachtsprediger an den Straßenecken ihre Werbungen für die Armee des Himmelreichs beginnen.

Anfangs waren die Straßenprediger gut besoldete, anständige Reverends in schwarzen Röcken und mit weißen Krawatten, die zum Teil sogar einen Jungen mit sich hatten, der ein leichtes Pult und eine schwere Bibel trug, und die Sache hatte Schick und Art. Später aber wurde die Bewegung immer mehr verwahrlost, der religiöse Schwindel, der in englischen Köpfen immer spukt, bemächtigte sich der Institution, und neben den bestellten Missionären begannen unberufene Prediger zu wirken, die freiwillig und nicht immer

in der erbaulichsten Weise das Wort Gottes verkündeten. Die Reverends zogen sich allgemach zurück und ihre Stellen nahmen ruppige Gesellen ein, die von Salbung troffen, aber gleichzeitig auch nach Gin dufteten. Bald hatte die Grammatik nichts mehr mit den Mitternachtspredigten zu schaffen und sie wurden für die Mehrzahl der Passanten eine Quelle der Erheiterung.

Eine Schichte des Nachtpublikums aber scheint den Straßenpredigern treu zu bleiben, und das sind die verkommenen, unglücklichen Dirnen, die in den Nachtstunden Euston Road, Oxfordstreet, Strand u. s. w. überschwemmen. Sie hören stundenlang dem blöden Gefasel andächtig zu, und ich habe manche von ihnen in lautes Schluchzen ausbrechen sehen, wenn der Prediger das Wort „our sweet saviour“ (unser süßer Heiland) oft und eindringlich aussprach. Diese armseligen Geschöpfe waren nicht etwa in dem Alter, wo nach dem deutschen Sprichworte Personen ihres Gelichters sich in Betschwestern umzuwandeln pflegen, es waren vielmehr gerade die jüngsten, die am leichtesten gerührt wurden. Die Prediger berücksichtigen dieses eigentümliche Publikum und wählen mit Vorliebe Maria Magdalena, die Ehebrecherin und ähnliche saftige Stellen des Evangeliums zum Gegenstande ihrer Betrachtungen. Aber sie gehen in der Dankbarkeit für ihre weibliche Zuhörerschaft noch weiter. Ab und zu laden sie dieses ganze Auditorium nach Mitternacht in irgend ein öffentliches Lokal, bewirten jede einzelne Dame mit einer Schale Thee und einem Butterbrötchen, und verlangen als Gegenleistung nichts als geduldiges Anhören einer Predigt und eines Psalms.

Die Theeversammlungen haben englischen Schriftstellern Anlaß zu sehr sentimentalen Schilderungen gegeben, in denen viel Thränen vergossen, Sünderinnen bekehrt, melancholische Romane einer Lösung zugeführt werden u. s. w. Allein ich

bedaure sagen zu müssen, daß mir das alles nur wohlmeinende Erfindung scheine. Ich war wiederholt bei solchen Theegottesdiensten und habe nur ausnahmsweise Rührung, dagegen meistens große Heiterkeit beobachtet. Die älteren und hartgesotteneren unter den Sünderinnen betrachten diese Versammlungen als einen „capital fun" (Hauptspaß) und nennen den gastfreundlichen Reverend nicht anders als „the funny old boy". Dennoch aber sind es gerade diese Bewirtungen mit Bekehrungsbeigabe, die den Engländern besonders wirkungsvoll scheinen und für die die meisten Spenden einfließen.

Trotz der wohlwollenden Meinung, die in den höhern Kreisen für die Mitternachtsprediger und ihr gottgefälliges Werk unterhalten wird, scheint es unter den Policemen einzelne ruchlose Heiden zu geben, die für die höhere Sendung der frommen Männer gar keinen Sinn haben und sie bloß als Urheber von Straßenaufläufen und Verkehrsstockungen auffassen. Jeden Montag stehen einige Straßenprediger als Opfer einer solchen sündigen Kurzsichtigkeit der Sicherheitsorgane vor dem Polizeirichter. Die Praxis, die man ihnen gegenüber befolgt, ist eine sehr verschiedene. Manche Richter erteilen dem Policeman für seinen Diensteifer an unrechtem Orte einen scharfen Verweis und entlassen den Prediger mit Lobsprüchen; andere, in denen der Ordnungssinn stärker ist als die Frömmigkeit, drohen dem Verkünder des Worts mit einer empfindlichen Strafe, falls er es sich nochmals beikommen ließe, unberufen in den Straßen eine „obstruction" zu veranlassen, und nur in einem Falle erinnere ich mich gelesen zu haben, daß der unglückliche Straßenprediger zu vierzehntägiger Haft verurteilt wurde. Ich übe jedoch nur Gerechtigkeit gegen den Richter, wenn ich hinzufüge, daß in dem betreffenden Falle die Aussage des Policeman dahinging, der fromme Cityapostel habe „sehr geschwankt,

stark nach Weingeist geduftet, sei wiederholt zu Boden gefallen und habe einem ältlichen Zuhörer, der einen Zweifel an der Richtigkeit der vom Redner beliebten Einteilung der Teufel in drei Hauptklassen ausdrückte, einen heftigen Faustschlag aufs linke Auge versetzt."

Der Derbytag in Epsom.

Spricht man mit einem Engländer über die Bedeutung des Derbytages, so wird er gewiß mit aller Begeisterung, welche seine kühle Reserve zuläßt, von nationalen Festen, olympischen Spielen, männlicher Freude an harter Leibesarbeit und ähnlichen Dingen deklamieren und die Geschichte nebst einigen verwandten Disciplinen in Kontribution setzen, um seine Apologie wissenschaftlich zu begründen. In Wirklichkeit aber hat die fabelhafte Teilnahme, welche die englische Nation den weltberühmten Rennen in Epsom zuwendet, nichts mit den idealen Interessen gemein, die vor nun dritthalbtausend Jahren das ganze Griechenvolk auf der korinthischen Enge versammelten. Der Derbytag, der eine große Geschichte und lange Vergangenheit hat, mag in der Väter und Großväter Zeiten allerdings anders gewesen sein als jetzt; damals war er, wenn man den zeitgenössischen Schilderungen trauen darf, wirklich ein nationales Frühlingsfest, zu dem die ehrbaren Landedelleute und Farmer mit Weib und Kind und reichem Mundvorrat von hundert Meilen in der Runde herbeiströmten; sie benutzten die Gelegenheit, um ihre Einkäufe in London zu machen, ihre Augen an den

frischen, lenzgrünen Fluren ihres schönen Vaterlandes zu erfreuen und einmal alle Größen und Berühmtheiten Englands auf einem Flecke beisammen zu sehen: den Hof, das Parlament, die Aristokratie, die Armee und daneben auch die Freunde und Gevattersleute von nah und fern; mit loyaler Freude begrüßten sie die königlichen Hausfarben auf dem Turfe und der Jubel war grenzenlos, wenn der Jockey in Rot und Gold als erster am Gewinnpfosten vorübersauste; man wettete wohl auch damals schon ein wenig, aber das war noch Nebensache, es diente bloß dazu, das eigene Interesse am Verlauf und Ausgang der Rennen zu steigern, es war eine leichte Zuthat von Würze zu einer an sich schmackhaften Speise. Allein heute hat sich das Verhältnis gänzlich umgekehrt, das Wetten ist die Hauptsache geworden und alles andere tritt vor diesem Interesse weit in den Hintergrund zurück. Der Derbytag ist nicht mehr als nationales Fest, sondern als nationales Geschäft anzusehen; er ersetzt die kleine Lotterie Spaniens, Italiens und Österreich-Ungarns, indem er der Masse große Verlust- und kleine Gewinnstchancen öffnet. Wohl entsendet auch jetzt noch wie einst jede Grafschaft, ja fast jedes Dorf einige Vertreter nach den Sandhügeln von Epsom, allein sie kommen nicht, um in Frühlingsluft zu schwelgen oder die leitenden Männer der Nation zu sehen, sondern um sich aufzuregen und Geld zu machen. Alle Welt beteiligt sich an den Derbywetten, der Herzog mit tausend und zehntausend Pfund, der Ladenschwengel mit zehn Shillings und der Stiefelputzer vielleicht mit drei Ha'p'nies. Das Geschäft ist bewundernswürdig organisiert und man braucht sich gar keine Mühe zu geben, um sein Geld loszuwerden. Wenn man wetten will, so muß man dazu weder die Pferde noch die Jockeys kennen. Man braucht keinen Widerpart zu suchen und kann in Sportdingen so unwissend sein wie ein neugeborenes Kind. Man hat nichts

zu thun, als in den erstbesten Cigarrenladen zu treten und eine Wettkarte zu verlangen. Der Ladenhalter legt einem eine Liste von Pferdenamen vor, man deutet mit dem Finger auf einen derselben und entledigt sich einer beliebigen Geldsumme. Nach dem Rennen findet man sich wieder ein und produziert seine Wettkarte, und da erfährt man denn, ob man sein Geld verloren oder etwas gewonnen hat. Allerdings giebt es auch Leute, die mit Sachkenntnis wetten und alle Chancen gewissenhaft studieren, allein die große Masse macht es so, wie ich es eben geschildert habe. Alte Weiber wetten nach dem Traumbuch und Köchinnen lassen sich bei der Wahl des Pferdes, auf das sie setzen, von allerlei mystischen Begegnungen und Zeichen leiten.

Diese Entartung des ursprünglich aristokratischen Derbytags hat nicht verfehlt, ihn schon einigermaßen seines frühern Nimbus zu entkleiden. Die Vornehmen beginnen Epsom zu verlassen und Ascot zu patronisieren, wie sie ja auch Londoner Stadtviertel und Seebäder, welche durch ihre Anwesenheit fashionabel geworden sind, aufgeben, sowie sich der Plebs zu sehr dahin drängt. Es war ein Zeichen der Zeit, das Aufsehen und Befremden erregte, daß sich zur Zeit meines ersten Aufenthalts in England im Unterhause eine Stimme gegen die Vertagung des Parlaments aus Anlaß des Derby erhob. Seit undenklichen Zeiten hatte das Parlament seine Sitzungen an diesem dem Sport geweihten 3. Juni unterbrochen, damit die ehrenwerten Mitglieder sich ohne Pflichtverletzung nach Epsom begeben können; das war so selbstverständlich, wie daß das Haus an Sonntagen keine Sitzung halten darf; wer es gewagt hätte, gegen diesen eingewurzelten Brauch aufzutreten, der hätte gewiß als ein Mann ohne nationales Gefühl das Vertrauen seiner Wähler für alle Zeit verscherzt. Und damals fand sich ein Parlamentsmitglied, dem die Vertagung des Hauses für den Derby nicht

gerechtfertigt erschien, und was mehr sagen will: neunundsechzig „Ehrenwerte“ bekannten sich bei der „Teilung“, die über den Nichtvertagungsantrag stattfand, zu derselben ketzerischen Ansicht. Der Verfall ist also konstatiert. Epsom ist nicht mehr aristokratisch; es hat nicht mehr die Bedeutung von ehedem. Allein das hindert nicht, daß der Anblick des Rennplatzes am Derbytage noch immer ein höchst merkwürdiger und interessanter sei.

Mit dem frühesten Morgen des 3. Juni beginnt von London aus die Völkerwanderung nach dem etwa vierzehn englische Meilen entfernten Rennplatze. Um die London- und Waterloobridge-Station drängen sich unübersehbare Massen von Ausflüglern, die ihr Reiseziel durch den en bandoulière getragenen Feldstecher und einen um den Hut gewundenen großen Schleier verraten. Dieser Schleier ist unerläßlich. Er muß sehr lang, sehr breit und möglichst schreiend gefärbt sein; am besten blau oder grün, obwohl auch schwefelgelb nicht ausgeschlossen ist; ursprünglich hat er wohl dazu gedient, seinen Träger einigermaßen vor Staub zu schützen, allein jetzt scheint er kaum einen andern Zweck zu haben, als ihm ein groteskes Ansehen zu geben. In diesem Punkte leistet ja der Engländer überhaupt Großes. Wo ihrer einige hundert beisammen sind, da finden sich unter ihnen gewiß einige Dutzend Gestalten, welche wie aus einem Tollhaus entsprungen aussehen. Für den Turf aber werden die verrücktesten Toiletten männlichen und weiblichen Geschlechts noch ganz besonders aufgespart.

Die „Brighton and South-Coast“ und „South Western Railway“ bewältigen den Verkehr zwischen London und Epsom in einer Weise, die auf den Kontinentalen verblüffend wirkt. Alle fünf Minuten verläßt ein langer Zug die vollgepropfte Abfahrtshalle, und in dieser Ausdehnung währt der Verkehr stundenlang. Jede der beiden Bahnen befördert am

Derbytag gegen siebzigtausend Reisende nach Epsom und abends wieder zurück (am Pfingstsonntage sogar die doppelte Anzahl nach anderen Ausflugsorten!), und das alles ohne Störung, ohne Verwirrung, beinahe ohne Lärm und Gedränge. Das ist die glänzende Erprobung einer einfachen, jede Komplikation ausschließenden Fahrordnung, eines energischen und dienstgeübten Personals und eines Publikums, das gewohnt ist, sich selbst seinen Platz zu suchen, sich selbst zu orientieren und lieber sechs Schritte als eine Frage zu thun.

Aber die Eisenbahnen sind nicht die einzigen Kanäle, durch die London nach Epsom strömt. Von Charing Croß, vom „Elephant and Castle“ und anderen uralten Kutscherherbergen, die noch aus den Zeiten der seligen Postkutsche herstammen, setzen sich lange Züge der verschiedenartigsten Fuhrwerke in Bewegung, Omnibus und Kabs, Karossen und Postchaisen, moderne Wagen und vorsündflutliche Ungeheuer, vierspännig und zweispännig, alle aber mit einer vollen Ladung von übermütigen Menschen, die vor der Abreise eine Libation veranstalten und unterwegs fortfahren, die Brandy- und Weinflasche zu liebkosen. Solche Wagen, besonders die „four-in-hands“, werden meist von geschlossenen Gesellschaften (in der Regel zu horrenden Preisen) für den Tag gemietet und enthalten außer ihrer lebendigen Fracht noch eine förmliche Vorratskammer voll Eßwaren und Flaschenbatterieen. Wagen, Kutscher und Pferde sind mit Reißig und Blumen aufgedonnert, und das Gespann trägt meist Glocken am Halse. Unter Schellengeklingel und Peitschenknall, unter Hallo und Hussa saust das die staubige Straße entlang, die Insassen des Wagens singen und jauchzen und grüßen alles Lebende, das ihnen begegnet, mit hochgeschwungener Flasche, und hinter ihnen bezeichnen Trümmer von Glas- und Thongefäßen aller Art, untermischt mit Knochen und Speiseresten, die Spuren der tollen

Fahrt. Diese Ausflüge nach Epsom sind beim Kutschervolke sehr beliebt, und gar oft kommt es vor, daß ein Cabby, der keinen Mieter zu guten Preisen finden konnte, schließlich irgend einen armen Teufel um ein paar Shillings wie einen Grandseigneur zum Derby fährt, bloß um an dem großen Tage nicht zwischen den rußigen Mauern der Londoner Häuser bleiben zu müssen; Cabby würde sich das ganze Jahr unglücklich fühlen, wenn er am 3. Juni nicht auch die ihm gebührende Portion Staub geschluckt und ein entsprechendes Maß Sonnenhitze erduldet hätte.

Die Epsom Downs, sonst dürftig begraste Sanddünen, verwandeln sich für diesen Tag in eine förmliche Stadt; aus den Hügeln schießen Holzhäuser und Leinwandzelte zu Hunderten hervor; da giebt es Tribünen und fliegende Restaurants, Wettbureaus und Schnapsläden, und dazwischen all den hundertfältigen bunten Plunder, der in der ganzen Welt von Jahrmärkten und Volksfesten unzertrennlich ist. Es fehlen weder die tanzenden Bären noch die Reifspringer und Akrobaten; hier läuft ein Mädchen mit liebem, bleichem Gesichtchen auf dem Seile, dort verschluckt ein Feuerfresser große Portionen seiner appetitlichen Speise. Ein Mann in langem Kaftan und mit hoher Persermütze verkauft den Mägden die Photographie ihres Zukünftigen, und ein in feuerroten Sammet gekleideter, sehr abenteuerlich aussehender Quacksalber schreit von einem nicht minder kuriosen, hieroglyphenbemalten Wagen herab untrügliche Mittel gegen Zahnschmerzen, Unfruchtbarkeit und Trunksucht aus. Hier wirft man mit Messern nach einem hölzernen Ziel, das einen schottisch karrierten Juden darstellt, dort bemühen sich einige Jünglinge, mit Holzknüppeln Kokosnüsse herabzuwerfen, die in einer Entfernung von zehn Schritten auf Stöcke gespießt sind. Ein anderer Pennysport besteht darin, daß man einem Popanz eine große Holzkugel in den weitgeöffneten Mund zu schleu-

dern sucht. Dieser Popanz stellt wider alle Gesetze internationaler Höflichkeit das Porträt eines lebenden Monarchen, nämlich Sr. Majestät des Schah von Persien, dar und man wird wohl zugeben, daß es eine beklagenswert respektwidrige Handlung ist, einem so mächtigen Herrscher in effigie hölzerne Kugeln in den aufgerissenen Mund zu werfen. Orangen-, Kirschen- und Sodawasserhändler schießen mit großem Geschrei umher und preisen ihre Ware als „very nice“, „extremely cool“ und „sweet as a kiss“ an. Zerlumpte Knaben bieten die Porträts der Jockeys aus, die an diesem Tage reiten; eine ganze Kollektion, sechs Stück Porträts samt einem rosenfarbenen Umschlag, um einen Penny: man denke, sechs Bilder, alle sehr schön und recht dick rot und blau koloriert, um einen Penny! Die Ähnlichkeit ist freilich keine absonderliche, und ich habe gefunden, daß die Gesichter allesamt auffallend dem stattlichen Eichel-Ober auf den Schweizer Spielkarten gleichen; allein wenn die Ähnlichkeit nicht groß ist, so ist auch andererseits ein Penny nicht viel. Instrumentalisten und Vokalisten aller Art vertreten die Musik ebenso würdig wie die Porträtverkäufer und einige à la minute-Photographen die bildenden Künste. Da ist eine Harfenistin, die schwärmerische Balladen und gefühlvolle Liebeslieder singt, und in ihrer Nähe produziert sich eine Negergesellschaft, die unter dem Accompagnement eines Triangels, einiger Tamburine und Holzklappern und einer Kindertrompete Gesänge vorträgt, welche geeignet sind, selbst das schwarze Gesicht einer Negerin rot zu färben. Was diese schwarzen Sänger verderben, das suchen würdige Männer gut zu machen, indem sie fromme Traktätlein mit großer Freigebigkeit verteilen. Mir, dem man vielleicht besondere Bekehrungsbedürftigkeit anmerkte, hat man deren wohl ein Dutzend angehängt. Sie trugen zum Teil sehr eindringlich mahnende und vielversprechende Titel, z. B.: „Ein Pocher

an jeder Thür", „Bist du deines Heils sicher?", „Ach, was wird das Ende sein?", „Eines Matrosen Bekehrung auf hoher See" u. s. w. Ich besorge, daß diese sehr erbaulichen Schriften größtenteils nicht die passende Verwendung finden, wenigstens sah ich am Abend das Rennfeld und die Straßen von Epsom ganz bedeckt mit den schön ausgestatteten Blättern, die bei richtigem Gebrauche nicht ermangeln würden, viele Seelen von sicherer Höllenqual zu erretten.

Was ich aus einer Gattung von Gebäuden und Ausrufern machen sollte, wußte ich lange nicht. Ich sah nämlich Knaben vier Stäbe in die Erde stecken, ein altes Segel um dieselben ziehen und sich dann vor diese primitive Konstruktion hinstellen, laut rufend: „A pleasant accomodation! A very good accomodation! Only one penny!" Ein Zelt, daß nur eine Person darin Platz hat, keinerlei Gerät, überhaupt kein Inhalt, was kann das für „Accomodation" sein und wofür wird „bloß ein Penny" verlangt? Als ich später Herren und Damen sehr pressiert nach diesen Zelten eilen und dieselben nach einer kleinen Weile viel langsameren Schrittes und mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Befriedigung verlassen sah, begann ich endlich zu begreifen, und als abends die Zelte abgebrochen wurden, bewies der Anblick der eingehegt gewesenen Stelle, daß ich das Richtige erraten hatte.

Der Mob beginnt schon am frühen Morgen das Feld zu bevölkern; die Tribünen füllen sich erst von Mittag ab, und die Rennen nehmen um zwei Uhr ihren Anfang. Um diese Zeit ist die Scenerie in der That eine grandiose. Innerhalb des von der Rennbahn gebildeten Ringes, in welchen der Zutritt für jedermann frei ist, drängen sich Kopf an Kopf und Schulter an Schulter weit mehr als hunderttausend Menschen; an den Barrieren außerhalb der Bahn ist eine vier- bis fünffache Wagenburg aufgefahren und auf dem Dache jedes Fahrzeugs hat sich eine Kolonie von Schau-

lustigen etabliert. Jeder Lustigmacher und Ausrufer, jede Trinkbude und Schauhütte, jede „Accomodation“ und jeder Schießstand hat sein Publikum und ein großes Publikum. Wer Geld verdienen will, der kann es hier auf die leichteste Weise. Die Pennies fliegen förmlich in der Luft umher und die Sixpence sind kaum minder leicht beweglich. Der Bettler, der, wie die Tafel auf seiner Brust besagt, blind „by railway accident“ ist, und der verschmitzt aussehende Bursche, der sein Gehör (!) im Aschantikrieg auf der Goldküste verloren haben will (das war im Frühling 1874; am 1879er Derby wird derselbe Bettler sein Gehör wohl im Zululand verloren haben, denn er muß sich in der Zeitgeschichte auf dem laufenden erhalten), ernten an diesem einen Tage so viel, daß sie einen kontinuierlichen Whiskeyrausch für mindestens einen Monat garantiert haben. Um die Wetthütten wogt eine undurchdringliche, schreiende und gestikulierende Menge, und die Wettagenten, in Hemdsärmeln und den unerläßlichen Cylinder mit Wettkarten besteckt, locken durch ihre Haranguen noch immer mehr Leute heran. Einen frappanten Gegensatz zu diesem lärmenden und ruhelosen Treiben bilden die Tribünen, namentlich die große eiserne Haupttribüne, in deren Logen die dem Derby treugebliebenen Vertreter der Aristokratie versammelt sind. Zwar wird auch hier gewettet, aber ohne Lärm und Gestikulation; auch hier herrscht gespannte Erwartung des Verlaufs der Rennen, aber Befriedigung oder Unmut über das Resultat drückt sich nicht wie drüben jenseits des Ringes durch donnerndes Gebrüll und Getöse, sondern durch — Telegramme aus. In den untern Räumen der Tribüne ist nämlich ein Telegraphenamt etabliert, wo zwanzig Beamte mit atemloser Hast und im Schweiße ihres Angesichts an der Bewältigung der Flut von Depeschen arbeiten, in welchen das Tribünenpublikum seinen Freunden in der ganzen

Welt das Ergebnis der Rennen augenblicklich nach deren Beendigung mitteilt.

Die merkwürdigste Episode des Derby ist das Freimachen der Rennbahn, das „clearing“. Dieselbe ist nämlich in ihrer ganzen Ausdehnung so dicht mit Menschen gefüllt, daß nirgends eine Stecknadel zur Erde fallen könnte. Unmittelbar vor dem Rennen löst sich eine Schar Policemen von der Tribüne los, bildet eine Kette quer durch die Bahn und beginnt diese langsam, aber energisch entlang zu marschieren und die Menge vor sich her zu drängen. Das geschieht ohne Brutalität, ohne Heftigkeit, mit möglichster Schonung, aber unwiderstehlicher Konsequenz. Hinter den Policemen folgt eine Schwadron Reiter, welche die Nachzügler, die etwa von dem Geschwader zu Fuße nicht aus dem Wege geschafft worden wären, bestimmt von der Bahn fegt. Ist diese durch die lebendige Baggermaschine gänzlich gereinigt worden, so stellen sich Policemen zu beiden Seiten in kurzen Abständen auf, um zu verhindern, daß die Menschenflut nicht hinter den Reitern wieder zusammenschlage. In diesem Augenblicke erscheint plötzlich, von allen Seiten mit tausendstimmigem Hallo begrüßt, ein armes Hündchen auf der Bahn und galoppiert atemlos zwischen den lebendigen Hecken dahin, überall, wo es ausbrechen will, mit Geschrei und Fußtritten zurückgetrieben, von dem Lärm und der Angst fast der Besinnung beraubt, und schließlich von den heranstürmenden Rennpferden über den Haufen geworfen. Dieser Hund fehlt vor keinem Rennen und hat bereits eine sprichwörtliche Bedeutung erlangt. Man nennt einen Menschen, der einen Moment allgemeiner Spannung benutzt, um prätentiös aufzutreten und die auf ganz andere Dinge gerichtete Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, einen „Derby dog“. Sein Erscheinen wird vom ganzen Publikum erwartet und erregt trotzdem die ungemessenste Heiterkeit. Unmittelbar nachdem

die Renner vorübergestoben sind, bricht die Menge wieder in die Bahn ein und überflutet sie aufs neue, so daß sich der Prozeß des „clearing“ samt dem Auftreten des Derby-Hundes vor jedem Rennen wiederholt, bis um sechs Uhr die letzte Nummer des Programms erschöpft ist und das Publikum sich zur Rückkehr nach London anschickt.

Als ich bei der Eisenbahnstation anlangte, wollte sich ein Zug eben in Bewegung setzen. Ich öffnete noch rasch eine Thür und sprang in ein Coupé, wo gerade noch ein Platz leer war. In dem Augenblicke, als der Schaffner die Thür hinter mir zuschlug und die Lokomotive ihren Pfiff ausstieß, hörte ich neben mir einen leisen Schrei. Ich wandte mich um und sah — die junge Schwedin, die mit mir zusammen von Gothenburg nach London gekommen war. Wir beide freuten uns herzlich des unvermuteten Wiedersehens, und nun ging es an ein Erzählen, das bis zur Ankunft in London nicht aufhörte. Der Bruder war, wie mir ohnehin nicht zweifelhaft war, nicht gekommen, und als ihr dies endlich klar geworden, war sie in ein bitteres Schluchzen ausgebrochen. Der Kapitän hatte ihr nun in der höflichsten und diskretesten Weise seine Hilfe angeboten, die sie wohl oder übel annehmen mußte. Sie blieb über Nacht noch an Bord, und am nächsten Morgen brachte er sie selbst zu einer schwedischen Familie, bei der sie in undefinierter Eigenschaft, halb als Kindermädchen, halb als Zofe, vorläufige Unterkunft fand, und mit der sie auch heute in Epsom war. Englisch konnte sie noch immer nicht, aber sie begann es schon zu verstehen, und wenn ihre Stellung auch nicht eine solche war, die sie ihrer Bildung und Erziehung nach beanspruchen konnte, so war sie doch vorläufig mit der Fügung ihres Schicksals zufrieden. Sie schloß ihre Erzählung damit, daß sie mir unter der ihr mitgeteilten Adresse geschrieben, jedoch zu ihrer Verwunderung keine Antwort erhalten habe. In der That, ich war so nach-

lässig gewesen, meine neue Adresse nicht anzugeben, als ich das Hotel verließ, und der Brief war mir nie zugegangen.

In London angekommen, nahmen wir Abschied voneinander, und im nächsten Augenblick hatte ich sie im Getümmel der Bahnhofshalle aus den Augen verloren. Vor dem Stationsgebäude harrte der Reisenden ein eigentümlicher Empfang. Eine Schar Gassenjungen nahm jeden einzelnen Wagen und Fußgänger in die Mitte und forderte mit ohrzerreißendem Geschrei „a brown“ oder „a copper“, nämlich einen Penny oder Halfpenny. Straßenweit verfolgten die Rangen ihr Opfer und ohne Lösegeld gab es kein Entkommen. Ich weiß nicht, welchen Rechtstitel diese industriöse Cockney-Jugend für ihre Bettelei hat, aber daß sie ihr vermeintliches Recht mit der hartnäckigsten Zudringlichkeit geltend macht, das hat wohl jeder mit dem ehrenvollen Staub des Turfs bedeckte Derby-Fahrer bei der Heimkunft zu seinem Ärger erfahren.

Das englische Theater.

Ein so großer Faktor im englischen Nationalleben der Sport ist, ein so kleiner ist das Theater. Alle Welt kümmert sich um einen neu aufgegangenen Stern am Turf-Himmel und um den Derby-Sieger, niemand um ein neues Stück und seinen Erfolg. Wer auf guten Ton hält, dem müssen die Namen der berühmteren Jockeys, Cricketers und Ruderer geläufig sein, dagegen hat er durchaus nicht die Pflicht, die hervorragenden Bühnenkünstler zu kennen. Die großen Blätter widmen dem Sport täglich einige Spalten, dem Theater höchstens einmal in der Woche kürzere Notizen. Die Sportzeitungen haben eine riesige Verbreitung, die Theaterorgane werden außerhalb des engsten Kreises der Coulissenbevölkerung gar nicht in die Hand genommen. Man drängt sich in die Kirchen, um berühmte Prediger zu hören, aber nie in die Schauspielhäuser, um große Menschendarsteller zu sehen. Das Theater, das in Wien und Paris in vielen selbst hochgebildeten Familien fast das einzige Konversations-thema bildet, wird in englischen Gesellschaften nie mit einer Silbe berührt. Jenes krankhafte Interesse für jedes Theater-lüftchen und jede Soubretten-Nasenspitze, das man in den

kontinentalen Großstädten beobachten kann, ist hier völlig unbekannt. Die großen Herren haben wohl schon — zumeist während ihres obligaten Pariser Aufenthaltes — gelernt, ihre Maitressen aus dem Kreise der Theaterdamen zu wählen, allein das sind ihre Privatangelegenheiten, um die sich das große Publikum keinen Deut kümmert. Die Wissenschaft der Künstlerinnen-Liaisons, die von den gehirnerweichten Müßiggängern der Pariser Boulevards zu so hoher Entwickelung gebracht worden ist, daß jeder von ihnen, wenn man ihn jäh aus dem Schlafe wecken würde, ohne Nachdenken die Namen aller vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Liebhaber der kleinen A. und der dicken B. samt den Summen, welche die letzteren ihren Anbetern gekostet, hersagen könnte, diese edle Wissenschaft wird in London gar nicht kultiviert, wie es denn auch für die geringe Teilnahme, die das Publikum dem Theater entgegenbringt, charakteristisch ist, daß man in den Schaufenstern aller Kunsthandlungen die Porträts von Politikern, Richtern, „Champions" der verschiedenen Sports und Schriftstellern, aber nur äußerst selten die von Schauspielerinnen sieht.

Die vornehme Welt besucht das Theater nur während der „Season" und damals auch nur, um italienische Opernvorstellungen zu hören, die vom Mai bis zum August in Coventgarden, Drury Lane und Her Majestys Theater stattfinden. Dieser Opernbesuch ist allerdings obligat; man muß nach dem Diner ballmäßig toilettiert in einer Loge eines der drei Operntheater gesehen werden, und für das Fehlen bei dieser allabendlichen Revue der vornehmen Gesellschaft giebt es nur eine zulässige Entschuldigung: die Anwesenheit auf einer Soirée in einem dem Westendpublikum bekannten Hause. Man kann also die Oper während der Season als eine Fortsetzung von Rotten Row betrachten, und die Unternehmer der verschiedenen Vorstellungen benutzen denn auch

diese Modetyrannei, welche die gute Gesellschaft zwingt, die Oper regelmäßig zu besuchen, um den Preis für eine Loge mit 5—10 Guineeen (105 bis 210 Mark) zu bemessen. Wie äußerlich aber diese Gewohnheit ist, wie wenig sie aus musikalischer Neigung oder allgemeinem Theaterbedürfnis hervorgeht, beweist am besten der Umstand, daß sich in London außerhalb der drei Season-Monate noch nie ein Opernunternehmer halten konnte, und daß es sich als eine Unmöglichkeit erwies, in dem fabelhaft reichen London die Geldmittel für den Bau eines ständigen nationalen Opernhauses aufzubringen.

Außer Opern besucht die gute Gesellschaft nur noch eine Sorte von Theatervorstellungen, nämlich die Pantomimen, die in den vornehmen Theatern von Weihnachten bis Ostern gegeben werden. Es ist eine altenglische Sitte, die Kinder am „boxing day“ oder mindestens an irgend einem Abende zwischen Weihnachten und Dreikönig zu einer Pantomime zu führen, und in ihrer Begleitung erscheinen wohl auch die Eltern oder sonstigen Verwandten im Theater. Alle anderen Bühnenwerke, die nicht italienische Opern oder prächtig ausgestattete Pantomimen sind, existieren für die gute Gesellschaft nicht, und sie setzt ihren Fuß, sofern sie es nicht der Mode oder den Kindern zuliebe thut, höchstens noch dann ins Theater, wenn irgend eine Pariser Bühnencelebrität französische Vorstellungen giebt.

Ist es die Ursache oder die Folge dieser Indifferenz der besten Elemente der Nation? Genug, die englische dramatische Litteratur ist im trostlosesten Verfall. Die großen zeitgenössischen Dichter Englands schreiben wohl ab und zu Gedichte in dramatischer Form (so Tennyson seine „Queen Mary“), allein es sind beabsichtigte Buchdramen, und die Verfasser denken kaum an eine Aufführung, die denn auch nur in den seltensten Fällen von einem waghalsigen Direktor

unternommen wird. Die dramatischen Handwerker aber, unter denen es einige von bekanntem Namen giebt (Dion Boucicault, Byron u. s. w.), bringen nur das jämmerlichste Zeug hervor und suchen ihre Effekte in gemeiner Hanswurstelei, in plärrender Heulmeierei oder in widerwärtig rohem Verbrecher- und Mordwesen. Übrigens verhält sich selbst in diesem verwahrlosten Gebiete die Originalproduktion zu den Entlehnungen aus fremden Litteraturen wie eins zu zehn. Unter den Entlehnungen sind wieder die ehrlichen Übersetzungen mit Angabe des Ursprungs und Nennung des Verfassers eine seltene Ausnahme, die Regel sind sogenannte „Adaptationen“, eine gewissenlose Hudelei und litterarische Diebshehlerei, die darin besteht, daß man das erstbeste, in der Regel französische Stück nimmt, es durch Unterdrückung des Titels und Autornamens unkenntlich macht, es ohne nach der Zustimmung des Verfassers zu fragen mit etwas Rührseligkeit, einigen derbkomischen Prügelscenen und einer frischen, fröhlichen Mordthat für den niedrigsten Geschmack aufspickt und durchwürzt und so dem Londoner Publikum auftischt, welches an dem Faulgerichte manchmal tausend Abende hintereinander schmaust.

Dieser tiefe Verfall der dramatischen Litteratur in der Nation Shakespeares, Marlowes, Ben Jonsons, Beaumont und Fletchers u. s. w. ist eine überaus merkwürdige kulturhistorische Erscheinung. Man hat versucht, sie mit der Herrschaft des Puritanismus zu erklären, und diese oberflächliche Ausrede ist zum Gemeinplatz geworden, der sich in allen Kultur- und Litteraturgeschichten breit macht. Allein der Puritanismus hat nichts oder nur sehr wenig damit zu schaffen. Zur Zeit der Restauration war der Theaterbesuch eine der Leidenschaften der vornehmen Welt, und niemals hat England so glänzende Schauspielhäuser, so geniale Künstler, so prächtige scenische Ausstattungen gekannt wie

unter den beiden letzten Stuarts. Damals konnte es geschehen, daß englische Herzoge englische Schauspielerinnen heirateten, ein Fall, der sich weder früher ereignet noch später wiederholt hat. Damals schrieben Dryden, Wycherley, Congreve, Vanbrugh, Farquhar und etwas später Sheridan ihre Komödien, denen der Kritiker, er mag über ihre Moral denken wie er will, gewiß weder Verve, blühende Erfindung und wahre Komik, noch musterhaften Dialog und unübertreffliche Charakterzeichnung absprechen wird. Kann man in dieser Epoche von einem äußerlichen Verfall des englischen Theaters sprechen? Gewiß nicht; und doch war sie später als die Herrschaft des Puritanismus, der angeblich den Verfall des englischen Theaters verursacht hat!

Wenn die dramatische Litteratur Englands heute vollständig unfruchtbar ist, so findet dies meiner Ansicht nach seine Erklärung nicht in der theologischen Weltanschauung, sondern in der gesellschaftlichen Verfassung der Nation. Die Tragödie mit ihren stürmischen und sich lärmend und gewaltthätig äußernden Leidenschaften kann einer Gesellschaft, deren erstes Gesetz es ist, nie den Gleichmut zu verlieren, und der ein jeder Gefühlsausbruch als die Gipfelung der Geschmacklosigkeit und schlechten Lebensart erscheint, nicht anders als äußerst unsympathisch, wenn nicht direkt abgeschmackt und lächerlich vorkommen, sie wird also die Pflege dieser vornehmsten dramatischen Dichtungsart in keiner Weise ermutigen. Bleibt noch das Lustspiel, allein auch dieses kann nicht aufkommen; denn um zu gedeihen, müßte es zunächst wahr sein, weil der positive englische Geist immer nur Thatsachen, scharfe Spiegelbilder des wirklichen Lebens, Charaktere mit Fleisch und Blut fordert und augenblicklich hinter jede Fiktion und jeden Konventionalismus kommt; wenn es aber wahr wäre, das heißt wenn es die Typen der englischen Gesellschaft auf die Bühne versetzen und ihre Hohlheit, ihre Hypokrisie, ihren

Egoismus, ihre Geldgier schonungslos geißeln würde, welch einen Schrei der Entrüstung würden da die „obern Zehntausend“ ausstoßen! Wie würden sie über den unglücklichen Dichter herfallen! Man würde ihn der Lügenhaftigkeit und Immoralität zeihen, ihn Revolutionär, ja Petroleur nennen, und er sähe sich für immer von allen „respektabeln“ Leuten verstoßen und geächtet. Das Leben der englischen Aristokratie schreit förmlich nach einem Satiriker; in jedem Westendsalon liegt das Material für hundert unsterbliche Lustspiele, stehen fünfhundert Komödienfiguren von der Großartigkeit eines Tartuffe für den augenblicklichen Gebrauch bereit; der äußere Pomp und die innerliche Leere und Langweiligkeit, der religiöse und sociale „Cant“, das Protektionswesen und der Pfund-, Shilling- und Pence-Dienst der „obern Zehntausend“ sind ein Vorwurf für einen Lustspieldichter, wie ihn weder Molière noch Beaumarchais noch selbst der alte Aristophanes gehabt. Aber wer hätte den Mut, seine Hände nach diesen lockenden Schätzen auszustrecken? Und wenn sich schon ein so tollkühner, auf alle materiellen Lebenserfolge verzichtender Engländer fände, der die Komödie des vornehmen Englands schriebe und sich dadurch alles, was in seinem Vaterlande Macht, Rang, Einfluß und Vermögen besitzt, zum unversöhnlichen Todfeinde machen wollte, wo fände er einen ebenso verwegenen Theaterdirektor, der das Brandstück aufführte, auf die Gefahr hin, daß ihm der Lord Chamberlain nach der ersten Aufführung die Konzession entziehe, wozu er das Recht hat und wogegen es keine Höherberufung giebt?

Nein, an den natürlichen Vorwurf des höhern Lustspiels, an die Lächerlichkeiten, Laster und Gebrechen der guten Gesellschaft, darf der engliche Dramatiker, der nicht eben ein Märtyrer demokratischer oder reformatorischer Ideeen werden will, nicht rühren, und so bleibt ihm nur das Leben

des niedern Volks mit seinen gemeinen Lastern und banalen Freuden als einziges Thema übrig, und er kann nichts schreiben als Stücke, in denen der Policeman die Vorsehung ist, Taschendiebstähle die Emotionen besorgen, Feinde einander gesund abdreschen und Lustigmacher Burzelbäume schlagen. Die gute Gesellschaft interessiert sich für so pöbelhafte Menschen und Vorgänge nicht, und so schreiben die Dramatiker dieses Schlags bloß für die Handwerker, Diener, Matrosen und Soldaten, welche allabendlich die Volkstheater Londons füllen, daselbst Bier trinken, Tabak rauchen, miteinander und mit den Schauspielern laute Zwiegespräche führen, die Liebhaber mit Pennies und die Bösewichter mit faulen Äpfeln oder Kartoffeln bombardieren und nach der Vorstellung ihren Überschuß an Vergnügungslust und Unterhaltungsbedürfnis in einer flotten Prügelei loszuwerden trachten.

Wo die Produktion so tief daniederliegt, da kann auch die Reproduktion, die Darstellung, nicht anders als aufs äußerste degeneriert sein. Und in der That, von der garstigen Unnatur und widerwärtigen Ziererei, die auf der englischen Bühne herrscht, kann sich der Fremde kaum eine Vorstellung machen. Das ist ein falscher Pathos, ein jämmerlich anmutloses Nieblichthun, ein zärtelndes Quicken aus der Kopfstimme, ein schmählich plumpes Hüpfen und Tänzeln und Wackeln, daß dem Zuschauer vor Widerwillen und Mitleid die Augen übergehen. Sagt man in London von einer Schauspielerin, sie habe Talent, so bedeutet dies durchaus nichts Anderes, als daß sie mit einem schlanken Wuchs, einer feinen Gesichtsfarbe und schönen Augen gesegnet sei. Als Künstlerin ist sie aber gewiß die gottverlassenste Zappelpuppe, die je vor einem Publikum künstlich die Augen verdreht und mit den steifen Gliedern umhergeschlenkert hat. Die Engländer rühmen sich, augenblicklich einen großen

Schauspieler zu haben, den alten Shakespearedarsteller Irving. Ich habe mir den Mann unter anderem in seiner berühmtesten Rolle, als Hamlet, angesehen. Welch ein Jammermensch! Welche groteske Parodie eines Schauspielers! Seine Bewegungen sind Fechtmeister- oder Tanzlehrerposen, seine Stimme ist ein hohler Geisterton, der aus der Stiefelsohle herausgehaspelt zu sein scheint, und wenn er Affekte ausdrücken soll, so thut er dies durch Grimassen, die ein furchtsames Kind zu Fraisen-Anfällen erschrecken könnten. Die einzigen, wirklich hervorragenden Heldendarsteller, die England in den letzten zwanzig Jahren gesehen hat, waren charakteristischerweise außer den Amerikanern Booth, der Elsässer Fechter und der Ungar Neville, also Fremde, denen Englisch eine erlernte Sprache war. Ebenso wenig besitzt die englische Bühne Kräfte für das höhere Lust- und das bürgerliche Schauspiel, und bloß die gröbste Posse findet befriedigende Verkörperer. Der Clown ist eine englische Erfindung, und soweit die Sache mit Maulschellen und Rippenstößen, mit Luftspringen und Zungeherausrecken abgethan ist, stellt der englische Komiker seinen Mann. In diesem Genre thut es heute keine Nation den Engländern gleich und diese scheinen die Erben der vollen Glorie unseres guten alten Hanswurst zu sein, den der unerbittliche Pedant Gottsched für alle Zeiten von der deutschen Bühne ausgerottet hat.

Und doch ist der gebildete Engländer weit entfernt davon, ein Verächter guten Bühnenspiels zu sein. In Paris ist er der eifrigste Theatergänger und überbietet in der Schwärmerei für die hervorragenden Künstler und besonders Künstlerinnen selbst die eingeborenen Theaternarren. Als die Truppe der Comédie française während der 1879er Season in Gaiety-Theater Gesamtvorstellungen gab, da war dieses sonst nicht eben aristokratische Theater allabendlich von der Blüte des Westends gefüllt. Das Londoner Publikum sah

da ein Lustspiel, das wahr und natürlich dargestellt wurde, Frauen, die Anmut, Männer, die Feinheit und Beweglichkeit hatten, eine Konversation, die nicht auf Stelzen ging, Heiterkeit, die nicht durch Prügel oder Bratenspäße erregt, Rührung, die nicht durch weinerliche Grimassen oder eine hohle Kellerstimme zum Ausdruck gebracht wurde, und angesichts solcher Wunder war seines Entzückens kein Ende. Die französische Tragödie mutete es dagegen weit weniger an. Es konnte sich mit der singenden Deklamation, wie sie in Paris, wie sie in allen romanischen Ländern herrscht, wie sie in Deutschland üblich war, so lange es unter dem souveränen Einfluß der französischen Schauspielkunst stand, nicht befreunden und nannte sie unnatürlich, ja komisch. Das ist ein Urteil, das man oft genug auch von Deutschen aussprechen hört, die eine Tragödie im Théâtre français spielen gesehen haben. Aber ich glaube, daß es sich hier um eine nationale Eigenheit handelt, welche nicht nach absoluten ästhetischen Grundsätzen beurteilt werden kann. Die Deklamation, die sich von unserem gewöhnlichen Gesprächston wesentlich unterscheidet, ist meiner Ansicht nach ein Überlebsel. Wenn der Wilde in heftige Gemütsbewegung gerät, so steigert sich seine Sprache zum rhythmischen Gesang; seinen Zorn, seine Liebe, seine Eifersucht, seine Trauer, alle die tiefen und wenig komplizierten Affekte seiner einfachen Natur drückt er, ohne dessen acht zu haben, ihm selbst unbewußt, nicht in gewöhnlicher Rede, sondern in einem Recitativ aus, welches die rohen Anfänge einer pathetischen Melodie erkennen läßt und auf die leicht erregbaren Hörer unvergleichlich tiefer wirkt als der wenig modulierte Tonfall des gleichgiltigen Gesprächs. Diese Beobachtung macht man noch heute, nicht etwa bloß bei den nackten Menschenfressern der Südsee, sondern selbst bei vergleichsweise so hochstehenden, vom absoluten Naturzustande so weit entfernten

Völkern wie die Serben und Bulgaren der Balkanhalbinsel, die Beduinen der Sahara oder die Kosaken der Ukraine. Das uns so auffällige deklamatorische Wesen der Romanen scheint mir nun nichts Anderes zu sein als das verhüllte Nachleben dieser allen Völkern im Naturzustande gemeinsamen Eigenheit, in der Erregung nicht zu sprechen, sondern recitativisch zu singen. Hüten wir uns, diese Deklamationssucht schlechtweg als „theatralisch“ und „affektiert“ zu bezeichnen. Der Romane steht durch seine leichte Erregbarkeit und größere Leidenschaftlichkeit den Naturvölkern eben näher als der kühlere und gemessenere Germane, und wenn die Civilisation ihn auch genügende Selbstbeherrschung gelehrt hat, daß er bei aufwallendem Gefühle nicht mehr in den wilden Urgesang des primitiven Menschen ausbricht, so kann er sich bei solchen Anlässen doch nicht enthalten, deklamatorisch zu werden und so in einer schwachen und abgeblaßten Art an das charakteristische Recitativ der uncivilisierten Völker anzuklingen. Dem Romanen ist die halb singende Deklamation erzwahr und erznatürlich, so auf der Bühne wie im Leben. Dem Germanen und ganz besonders dem Angelsachsen scheint sie aber allerdings wunderlich und fremdartig. Seine Stammesart ist eine andere, wie seine Erziehungszwecke andere sind. Dieselben Gründe, die sich heute der Pflege der englischen Tragödie widersetzen, machen auch die Entwickelung eines tragischen Darstellertalents in England unmöglich und erfüllen das Londoner Publikum mit Abneigung gegen jede Art von Deklamation und Emphase. Dem Engländer — dem Germanen überhaupt — scheint es eben, wie ich schon oben angedeutet habe, männlich, Gefühlserregungen zu unterdrücken, selbst die heftigste Leidenschaft wohl innerlich wühlen, aber nicht äußerlich wahrnehmen zu lassen; es dünkt ihn schwach und verächtlich, durch heftige Gebärde, Mienenspiel oder gesteigerte Stimme seine innere

Aufregung zu erkennen zu geben, und so lehnen sich seine Natur wie seine anerzogenen Begriffe von männlicher Würde gegen alles Übertriebene und Gesteigerte in Ton und Gebärde, also gegen Deklamation und Mimik auf. Das ist vielleicht die völkerpsychologische Erklärung der Erscheinung, daß nicht nur die Engländer, sondern im allgemeinen die germanischen Völker so viel weniger große Tragöden hervorbringen als die romanischen, wie sie infolge ihrer größeren natürlichen Gemessenheit und Schwerfälligkeit auch weniger Lustspieldarsteller produzieren als die leichter beweglichen und graziöseren Romanen, die dagegen im Derbkomischen, in der niedrigen Posse, mit den grobkörnigeren germanischen Spaßmachern nicht konkurrieren können.

Die Season.

Mr. Stiff ist schrecklich geärgert. Und er hat dazu auch alle Ursache. Man denke: Mr. Stiff hat einen vierundzwanzigjährigen Neffen, Plantagenet Slackpurse, einen überaus wohlgeborenen, übrigens völlig pfenniglosen jungen Mann, der an der Universität wiederholt den ersten Preis im Dauerlauf davongetragen hat und beim letzten Universitäts-Wettrudern einer von den „lightblues“ war; er hat nun Cambridge als M. A. (Master of Arts, entspricht dem deutschen Doktor der Philosophie) verlassen und es ist Zeit, ihn zu versorgen; sein Onkel hat für ihn eine Sekretärstelle bei der Regierung von Neuseeland mit vorläufig 360 Pfund jährlich und fast gar keiner Arbeit ausfindig gemacht, und um die Sache völlig ins reine zu bringen, bedarf es nur noch einer Unterredung mit dem eben in London anwesenden Premierminister von Neuseeland, Sir Julius Vogel. Aber dieser Sir Julius hat die Marotte, am 29. April wieder nach der Kolonie zurückzukehren, und so ist der bedauernswerte Mr. Stiff gezwungen, einige Tage vor dem 1. Mai in der Stadt einzutreffen.

Welch ein Barbar, dieser Sir Julius! Er hat gut

Knight Kommander des Bathordens zu sein, der heilloseste Plebejer, der Jude, der Sohn des Deutschen sitzt ihm doch im Nacken. Wie kann ein wohlerzogener Mensch auf die Idee kommen, zwei Tage vor dem 1. Mai London zu verlassen? Konnte er nicht auf das nächste Schiff warten? Fühlte er es denn nicht als Pflicht, mindestens einige Tage von der Season zu erhaschen? Hatte er denn gar nicht den Ehrgeiz, seine neue Ritterwürde mindestens einmal in Rotten Row zu lüften? Nein, dieser unbegreifliche Mensch bestand auf seinem Vorsatz, und Mr. Stiff langte, um ihn noch anzutreffen, in äußerst übler Laune am 25. April „in town“ an.

Mr. Stiff besitzt ein prächtiges Haus in Princes Gate, Kensington, W.; er ist Mitglied des vornehmen Carlton-Klubs, wo ihm für kürzeren Aufenthalt luxuriöse Zimmer zur Verfügung stehen; allein es fällt ihm natürlich nicht ein, in den Klub oder gar in sein Haus zu gehen, sondern er nimmt in einem guten, aber ganz abgelegenen Hotel irgendwo um Oxfordstreet herum Absteigquartier, um sicher zu sein, daß ihn niemand sehe und erkenne. Es wäre für ihn eine große Schande, vor Beginn der Season „in town“ gesehen zu werden. Jeder „respektable“ Mann muß jetzt noch daheim auf seinem Landgute sitzen, und vor dem 1. Mai darf von ihm keine Nasenspitze in London gesehen werden, wenn er nicht will, daß die unverheirateten oder in London beamteten und darum zum ständigen Aufenthalte in der Stadt gesellschaftlich berechtigten Mitglieder des Klubs die Köpfe zusammenstecken und zischeln: „Was hat Stiff? Will er Geld aufnehmen? Bereitet er einen Scheidungsprozeß vor? Weshalb treibt sich Stiff schon jetzt in der Stadt herum?“ Solches Gemunkel kann unserem Freunde natürlich nicht gleichgiltig sein. Mr. Stiff hat „einen Charakter aufrechtzuerhalten“, das heißt zu deutsch eine Reputation zu wahren;

denn im Gegensatz zum mystischen Deutschen, der im Charakter das tiefste, geheimste, innerste Wesen eines Menschen sieht, versteht der praktische Engländer unter diesem Worte bloß die Meinung, welche sich fremde und flüchtig urteilende Menschen nach den äußerlichsten Äußerlichkeiten einer ihnen sonst völlig unbekannten Person bilden. Mr. Stiff hat also einen Charakter aufrechtzuerhalten, und zwar einen sehr guten. Mr. Stiffs Mutter ist die Honourable Mrs. Stiff, geborene Dawdlaway, Tochter des fünften und Schwester des sechsten Lord Blockhead. Er besitzt ein Einkommen von 12,000 Pfund jährlich, oder, wie der Engländer dies weit charakteristischer ausdrückt, „er ist 12,000 jährlich wert". Und nun nur noch ein Wort: sein Bankier ist Drummonds!! Wer nicht in englischen Dingen völlig unwissend ist, auf den wird diese Thatsache einen mächtigen Eindruck machen. Bei Drummonds zu „banken" ist ein Privilegium, dessen sich nur die Auserlesensten rühmen können. Es kommt in London sehr viel darauf an, wer jemandes Bankier ist. Eine der zahlreichen kontinentalen Firmen zum Bankier zu haben, gilt als sehr schlechte Einführung, ja erweckt in manchen Fällen geradezu Mißtrauen. Die „Bank von England" klingt schon etwas besser; sie acceptiert zwar ohne Wahl jeden, der sich präsentiert, und ihr zuliebe kann man auch ein Gauner und Sohn eines Gauners sein, allein man muß bei ihr ein Guthaben von mindestens £ 500 haben, und sie sendet die Einlage zurück, sowie sie unter diese Summe sinkt; wer also auf die Bank von England zieht, der muß wenigstens £ 500 wert sein, und das ist immerhin ein gewisser, wenn auch noch ganz kleiner Grad von Anständigkeit. Allein Drummonds, das ist etwas völlig Verschiedenes. Um auf diese Firma zu ziehen, muß man nicht bloß eine gewaltige Einlage machen, sondern auch glänzend empfohlen sein; man muß eine Ahnenprobe bestehen wie bei der Aufnahme in den deutschen Ritter-

orden; man hat den Nachweis zu liefern, daß man keinerlei Geschäft betreibt; und selbst wenn alle diese Bedingungen erfüllt werden, ist es noch sehr fraglich, ob Drummonds einen neuen Klienten zulassen, es sei denn er wäre der Erbe eines alten oder hätte in eine Klientenfamilie hineingeheiratet. Ein Checkbuch von Drummonds gilt denn auch in London als die beste Referenz, selbst bei der Wahl eines Schwiegersohnes, ein Geschäftsmann, der einen Check auf Drummonds als Zahlung erhält, macht damit Staat, denn er ist ein Beweis vornehmster Westendkundschaft; bei Drummonds zu banken, ist der Gipfel der Respektabilität. Mr. Stiff bankt bei Drummonds.

Es waren aschgraue fünf Tage, die unser trefflicher Stiff in London verbrachte. Er stand all die Angst aus, die ein steckbrieflich verfolgter Missethäter in seiner Vaterstadt empfindet. Wenn ihn jemand zufällig ansah, glaubte er entdeckt zu sein. Er that nicht einen Schritt, wenn er nicht dazu gewungen war; fast den ganzen Tag blieb er in seinem Hotelzimmer, das mit Schlüssel und Riegel von innen versperrt war; um Sir Julius zu besuchen, bediente er sich eines geschlossenen Wagens, in dessen tiefsten Hintergrund er den Kopf drückte. Endlich ging aber diese schwere Prüfungszeit vorüber. Das Ernennungsdekret Plantagenet Slackpurses war ausgestellt, Sir Julius Vogel nach Neuseeland zurückgereist und der 1 Mai brach an.

Dieser glorreiche 1. Mai! Er bedeutete den offiziellen Anfang der Season und zugleich das Ende der Gefangenschaft Mr. Stiffs. Was gestern Verbrechen war, wurde heute Pflicht. Gestern durfte man nicht, heute mußte man gesehen werden. In Rotten Row fand die erste Revue der „obern Zehntausend“ statt und diese waren dabei in voller Zahl. Im Westend öffneten sich die bis dahin verhängten und verschallten Fenster der Paläste, die auch äußerlich zu

erkennen gaben, daß sie wieder bewohnt seien. Nun traf auch Mrs. Stiff von ihrem Landsitze in London ein, ceremoniös empfangen von ihrem Gemahl, der sein Hotel verlassen und sie am Bahnhof erwartet hatte, um mit ihr zusammen nach seinem Hause in Princes Gate zu fahren und so selbst die einige Tage vorher angekommene Dienerschaft glauben zu machen, daß er mit seiner Gattin zugleich erst jetzt angelangt sei.

Mrs. Stiff hatte ihre Schwester mitgebracht, Miß Alice, ein herrliches, achtzehnjähriges Mädchen, das in der ganzen bezaubernden Blütenfrische einer kaum entfalteten englischen Schönheit prangte. Von Mrs. Stiff muß ich noch ganz besonders ein Wort sagen. Sie war die älteste von acht Geschwistern und die Tochter eines pensionierten Kapitäns, der in einem irischen Dorfe in großem Stolze und noch größerer Dürftigkeit lebte. Sein Stolz erklärt sich daher, daß er — mit noch etwa fünfhundert anderen Personen — Erbe einer Baronie war, welche 1513 zwischen den drei Töchtern des letzten Trägers des Titels in „abeyance“ fiel. Wenn nämlich in England ein Peer stirbt und keinen männlichen, wohl aber weibliche Erben hinterläßt, so bleibt sein Titel zwischen den letzteren und ihren Nachkommen in Schwebe, bis diese auf einen einzigen zusammengeschmolzen sind, welcher dann wieder in die Peersrechte eintritt. Die Krone kann übrigens einen solchen in Schwebe befindlichen Titel zu jeder Zeit einem der Miterben zuerkennen. Die Nachkommen des Barons, auf dessen Titel Kapitän Percy Algernon Grosvenor Vere de Vere O'Beggar einen Anspruchs-Bruchteil besaß, hatten sich leider mit irischer Fruchtbarkeit vermehrt, und so waren des Kapitäns Aussichten auf die Lordschaft — es sei denn, eine Seuche rottete alle übrigen fünfhundert Miterben mit Stumpf und Stiel aus oder die Königin fand sich zu einer besondern Gnade für ihn bewogen — nur überaus

geringe, was ihn aber nicht hinderte, so stolz zu sein wie ein Herzog von Norfolk und von der in Schwebe befindlichen Baronie so zu sprechen, als sollte sie ihm morgen anheimfallen. Seine acht Kinder erbten von ihm seinen Hochmut und seine historischen Ansprüche, und das war ihr einziges Erbe. Doch nein, nicht ihr einziges, denn von ihrer Mutter hatten sie ein viel greifbareres und solideres Gut: jene blendende Schönheit, die eine beneidenswerte Eigenheit der Irländerinnen noch mehr als der Engländerinnen ist.

Mrs. Stiff war zu achtzehn Jahren nach London gebracht worden und hatte gleich den Rang einer „professional beauty", einer „Berufsschönheit" eingenommen. Dieses Wort hat im Englischen keinen zweideutigen Beigeschmack. Eine Berufsschönheit ist eine junge Dame, die weder reich noch sonderlich vornehm ist und nur um ihrer Schönheit willen während einer Season in die größten Häuser geladen wird. Es gehört dann für Prinzen von königlichem Geblüt und für Herzoge zum guten Ton, ihre Galadiners und ihre Soiréen mit der herrschenden Berufsschönheit zu schmücken, die Prinzessinnen und Herzoginnen zeigen sich in ihrer Staatskarosse mit ihr in Rotten Row und lassen sie in der Oper in ihrer Loge sitzen, man nimmt sie nach Epsom und Ascot mit, sie darf nirgends fehlen, wo das high life vollzählig erscheint, und sie figuriert auf dem Programm der Abendunterhaltungen wie etwa ein renommierter Tenor oder eine berühmte Diva. Das dauert bis zum Ende der Season, und wenn die Berufsschönheit sich bis dahin gut gehalten, wenn sie es verstanden hat, übler Nachrede zu entgehen und dabei doch geschickt zu manövrieren, so ist gewöhnlich ein reicher Gatte der Schlußeffekt ihrer kurzen, aber brillanten Rolle. Freilich, war sie nicht kühl und klug genug, das Schifflein ihres guten Rufs ungefährdet durch die zahllosen Klippen des Londoner high life zu steuern, oder besaß sie

nicht die Geschicklichkeit, einen Goldfink in ihren Netzen zu fangen, so ist der Rest ihres Lebens vergiftet durch die Erinnerung an einen dreimonatlichen Glanz, dem ewige Dunkelheit folgt. Denn man ist niemals ein zweites Mal professional beauty, jede Season kreiert ihre eigene, immer neue Schönheitskönigin, die am 1. August rücksichtslos entthront und von der vornehmen Gesellschaft für immer verbannt wird, wenn es ihr nicht gelungen ist, in die letztere hineinzuheiraten. So gestaltet sich das Leben von Berufsschönheiten, die beim gewagten Glücksspiel nicht gewonnen haben, zu einer freien bürgerlichen Nachdichtung des verlorenen Paradieses.

Die älteste Tochter des Kapitän P. A. G. V. O'Beggar war nun vor acht Jahren eine professional beauty, und schon in der ersten Hälfte der Season hatte sie die Genugthuung, Mr. Stiff, der damals ein hoher Dreißiger, also doppelt so alt wie sie war, um ihre Hand anhalten zu sehen. Er hätte auch ein hoher Sechziger sein dürfen, sie wäre ihm dennoch mit Enthusiasmus an den Hals geflogen, denn er besaß 12,000 Pfund Einkommen und war mit der ganzen torystischen Aristokratie versippt und verschwägert. Die Hochzeit fand mit großem Glanze statt, und von da an wandelten sich die Geschicke des Hauses O'Beggar wie unter der Berührung eines Zauberstabes. Als das Kabinett Gladstone fiel und die Tories wieder ans Ruder kamen, war eine der ersten Ernennungen die des alten O'Beggar zum Kommandanten der Südküstenverteidigung Irlands. Seine zweite Tochter heiratete einen jungen Dubliner Advokaten, der bald darauf Sekretär des Vicekönigs von Irland wurde, seine fünf Söhne, von denen der älteste fünfundzwanzig, der jüngste erst zwanzig Jahre alt war, hatten teils Offizierspatente, teils studierten sie mit reichen Stipendien in Cambridge, und nun war nur noch das jüngste Kind unversorgt,

die achtzehnjährige Alice, die Mrs. Stiff eben nach London mitgebracht hat, um sie in die große Welt einzuführen.

Alice hatte noch kaum etwas von der Welt gesehen: der letzte sichtbare Punkt ihres Horizonts war bisher Dublin gewesen. Sie war auf ihrer grünen Heimatsinsel aufgewachsen gleich einem der üppigen wilden Rosensträucher, welche dort die Hecken bilden. Sie war schlank, kräftig und gesund wie ein Tännling, ihre dunklen Augen leuchteten, ihre samtenen Wangen waren lebhaft gerötet vom Inkarnat der ersten Jugendfrische und Lebensfülle, um ihre vollen Lippen spielte immer ein übermütiges Lächeln, das ihre schönen Zähne zeigte, ihr war fortwährend sanglich zu Mute, und am liebsten hätte sie durch alle Zimmer des vornehmen Hauses in Princes Gate Burzelbäume geschlagen. Das Leben in London gefiel ihr über die Maßen und sie trank die Vergnügungsfluten der Season mit solcher Gier, daß sie von der ersten Stunde an davon berauscht war.

Das erste, was Mrs. Stiff nach ihrer Ankunft in London that, war, daß sie mit Alice „shopping" ging; sie verbrachte zwei Nachmittage in den glänzendsten Magazinen des Westends und bestellte für sich und ihre Schwester etwa ein Dutzend Toiletten, deren jede Alice mit hellem Entzücken erfüllte, weil die bescheidenste von ihnen schwefelgelb mit schwarzem Aufputz war. Außerdem begannen schon vom ersten Tage ab die regelmäßigen Hydepark-Promenaden zu Roß und zu Wagen. Alice ritt viel lieber als sie fuhr. Saß sie im Sattel, so sah man sie nie anders als im Galopp dahinfliegen, hochgerötet, die feuchte, würzige Luft des Parks mit tiefen Zügen einatmend und ihr schönes Pferd mit Ferse und Gerte fortwährend anfeuernd. Als die Kleider fertig und abgeliefert waren, hatte Alice bereits eine gewisse Berühmtheit im Hydepark, wo die blendend schöne, kühne Reiterin vom ersten Erscheinen an aufgefallen war, und als

sie mit dem Stiffschen Ehepaare zur ersten Soirée ging, streckten ihr zwanzig Damen voll Liebe und Zuvorkommenheit die Hand entgegen und alle jungen und alten Herren drängten sich zur Ehre, ihr vorgestellt zu werden.

Welch ein Leben war das nun Tag für Tag, ohne Rast und ohne Unterbrechung! Morgens erhoben sich die Damen gegen zehn oder elf Uhr und stellten beim Frühstück das Programm des Tages fest. Das war eine schwere, verantwortliche Arbeit, denn es galt, zwischen zwanzig „Attraktionen“ zu wählen, welche einander die kurzen achtzehn Stunden bis zur Schlafenszeit streitig machten. „Was giebt es heute?“ pflegte Mrs. Stiff zu fragen, und Alice öffnete rasch die eingelaufenen Briefe und Sendungen. „Aquarellausstellung!“ „Morgen?“ „Gemäldeausstellung der Royal Academy.“ „Übermorgen?“ „Konzert des ‚Herrn‘ Augustus Tastendrescher aus Katzenellenbogen.“ „Was kostet der Sitz?“ „Eine halbe Guinee.“ „Leeres Stroh! Wegwerfen! Was weiter?“ „Konzert des ‚Herrn‘ Liebergott Schweberich, der Prinz von Wales hat sein Erscheinen zugesagt, der Sitz kostet eine Guinee.“ „Nehmen Sie drei Sitze, dahin gehen wir.“ „Dinnerparty bei Lord Haughty übermorgen.“ „Angenommen.“ „Evening Party bei der Honourable Mrs. Silly, am 15.“ „Angenommen.“ „Mrs. Halfbred fragt an, wann sie die Ehre haben könne, uns zu Hause zu treffen.“ „Wer ist Mrs. Halfbred?“ „Eine sehr liebe Frau, die Mutter meiner Freundin, mit der ich vergangenen Sommer in Dublin so viel zusammen war.“ „Ich frage, wer ist Mrs. Halfbred?“ „Well, ihr Mann ist irisches Parlamentsmitglied.“ „Sie haben eine eigentümliche Art, jemand ungeduldig zu machen, meine theure Alice. Ich frage zum dritten Mal: wer ist Mrs. Halfbred? Wer ist ihr Vater? Mit wem ist sie verschwägert? Wer kennt sie?“ „Mrs. Halfbred hat hier wenig Konnexionen, aber sie ist nach London gekommen, weil

ihr Mann über die Session hier sein muß, sie möchte gerade kein großes Haus machen, aber doch ein wenig in der Gesellschaft leben, und ich gestehe, sie hat darauf gerechnet, daß wir sie anfangs unter die Flügel nehmen . . ." „Sie denken nicht daran, Alice. Wir haben wirklich nicht Zeit, uns mit allerlei Unbekannten viel abzugeben."

So wurde die Wahl getroffen und das Programm des Tages festgestellt. War dies geschehen, so fuhr der Wagen vor und die Damen verließen in grellfarbiger Promenadentoilette um zwölf Uhr das Haus. Einmal ging es in die Gemäldeausstellung, ein andermal in die Blumen- oder Pferde- oder Hundeschau; bald gab es im South Kensington-Museum, bald in der Albert Hall etwas zu sehen; nun lud ein fashionabler Westend-Geschäftsmann zur Besichtigung chinesischen Porzellans, nun ein Kunsthändler zum Besuch Doréscher Zeichnungen ein. Um die Wahrheit zu sagen, interessierten diese Sehenswürdigkeiten weder Mrs. Stiff noch Miß Alice sonderlich, aber man mußte doch hingehen, denn alle Welt war da und zu fehlen wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen. Das dauerte bis zwei Uhr, dann kamen die Damen nach Hause, kleideten sich rasch um und machten entweder Besuche oder empfingen solche, wenn gerade ihr Nachmittag war, oder gingen zu musikalischen „Matineen", die nach zwei Uhr beginnen und zwischen vier und fünf enden. Um fünf Uhr erschienen sie in Rotten Row und blieben ungefähr anderthalb Stunden. Während dieser ganzen Zeit hatten die beiden Damen und Mr. Stiff kaum Gelegenheit, ein Wort miteinander zu sprechen. Man mußte so ganz Auge und Ohr sein, um keinen Bekannten zu übersehen, um alle Vorüberfahrenden zu grüßen, alle Grüße zu erwidern, alle Toiletten zu bemerken, das Aussehen jeder Dame rasch zu beurteilen, nach etwaigen unbekannten Gesichtern auszulugen! Sie waren denn auch recht müde und

abgespannt von diesem anderthalbstündigen Wachtdienst, wenn sie kurz vor der Dinerstunde wieder heimkamen.

Aber nun begann erst die eigentliche Arbeit. Entweder Stiffs hatten selbst eine Dinner-Party oder sie waren auswärts geladen; in beiden Fällen mußten die Damen große Toilette machen und sich zwei Stunden lang einer stattlichen Haltung befleißen. Da galt es kerzengerade bei Tische zu sitzen, mit runden Augen starr vor sich hin zu blicken, auf die Anreden der Nachbarn ein wohllautendes „Yes“ oder „No“ zu flöten, mit lässigen „Very nice“ oder „Beautiful“ bei der Hand zu sein, wenn der Nachbar ein Gemälde oder einen Tenoristen oder das Wetter rühmte, und vor allem der Versuchung zu widerstehen, von den aufgetragenen Speisen und Getränken zu genießen. Denn eine Dame von Welt darf bei Galadiners nicht essen und trinken, nur naschen und nippen. Reichlicherem Genuß widersteht die Sitte, das knappe Schnürleibchen, die korrekte Haltung. Die Dame muß hungern und dürsten und darf nur beim Frühstück, das sie im engsten Familienkreise einnimmt, nach Appetit und Bedarf essen.

War das überstanden, so ging es entweder in die Oper, deren Vorstellungen selten vor halb eins zu Ende sind, oder zu einer „Evening party“. Nichts ist lieblicher als eine Londoner Soirée. In langer Reihe rollen die Wagen heran, lauter eigene Equipagen oder mindestens unnumerierte zweispännige Landauer, denn wenn man einen gewöhnlichen Mietwagen benutzen wollte, so wäre man für ewige Zeiten aus der guten Gesellschaft verbannt. Man wird von Lakaien an der Hausthür empfangen und in der blumengeschmückten Vorhalle der Oberkleider entledigt. Nun geht es die teppichbelegte Treppe hinan zum Drawing Room, wo ein anderer Lakai nach dem Namen fragt und ihn mehr oder minder grotesk verstümmelt in den Saal hineinbrüllt. Man tritt

ein, grüßt, wenn man kann, die Hausfrau, drückt, wenn man will, dem Hausherrn die Hand und trachtet sich bei irgend einem Fenster ein luftigeres und kühleres Plätzchen zu sichern. Gewöhnlich sind doppelt so viel Personen geladen, als die Räume im besten Falle halten können, und „a fearful crush“, ein schreckliches Gedränge, ist das erste Erfordernis einer glänzenden Soirée. Wenn man sich in den Salons frei bewegen kann, so ist die Hausfrau trostlos, dagegen glücklich, wenn es heißt, daß bei ihr fünfzehn Damen ohnmächtig aus dem Gewühl getragen wurden und die Spätgekommenen auf den untersten Treppenabsätzen bleiben mußten. Im Drawing Room erhält man ein gedrucktes Programm und sieht dessen Nummern der Reihe nach mit größter Gewissenhaftigkeit abspielen. Ein Tenor der italienischen Oper singt eine Arie, dann spielt ein deutscher Virtuose — ein Deutscher muß es sein — ein Konzertstück, hierauf produziert sich eine Dame aus der Gesellschaft als Sängerin — gütiger Himmel, welche Stimmen, welchen Vortrag, welche Lieder bekommt man da zu hören! — dann spielen Liebhaber oder „professionals“, Berufskünstler, ein einaktiges Lustspiel oder eine Operette, hierauf wird soupiert, wobei besonders der Champagner in Strömen fließt, und schließlich tanzt die junge Welt, so lange es ihr beliebt und gewiß bis zum anbrechenden Morgen, wenn nicht in den hellen Tag hinein. Gegen vier oder fünf Uhr fährt man in einer Stimmung, in welcher Erschöpfung und krankhafte Aufregung miteinander kämpfen, nach Hause, nicht ohne sich mit Befriedigung die Namen der „lions of society“ zu wiederholen, die man eben von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Denn eine Hausfrau, die sich respektiert, muß auf ihrer Evening party alle Berühmtheiten herumreichen können, von denen die Stadt eben spricht: die herrschende Berufsschönheit, die Primadonna von Her Majestys, den Sieger im letzten Feldzug, den eben heimgekehrten

Afrikaforscher und Nordpolfahrer, den Verfasser des Sensationsromans von gestern, den französischen Maler, dessen Bild in der Royal Academy so viel bewundert wird, und den Schwimmer, der den Kanal durchschwommen hat. Der Hauptzug dieser Soiréen ist die Massigkeit: zahllose Gäste, ein endloses Programm, ein pantagruelisches Souper, unmäßiges Tanzen, Dutzende von Tagesberühmtheiten, unmenschliche Dauer und grausame Häufigkeit.

Freilich, der schönen Alice dauerten sie weder zu lang noch wiederholten sie sich zu häufig. Sie hatte nach London einen Schatz von Nervenkraft mitgebracht, der ausreichend schien, um selbst die unsinnigsten Anforderungen der Season zu befriedigen. Es war ihr ganz recht, daß sie Tag für Tag erst am lichten Morgen ihr liebliches Haupt in die Pfühle drücken konnte. Sie verlangte keine Unterbrechung des rasenden Vergnügenswirbels und keine Ruhepause. Unermüdlich flog sie aus den Ausstellungen in die Konzerte, aus Rotten Row zu den Dinner-Parties, aus der Oper in die Soiréen. Manchmal wechselten die letzteren mit einer „Conversazione" ab, eine andere Art von Londoner Evening-Parties, selten in Privathäusern, meist von den großen und vornehmen wissenschaftlichen und Kunst-Vereinen arrangiert, bei welchen Souper und Tanz eine sehr geringe Rolle spielen und auf halbwissenschaftliche Vorträge, Deklamationen, musikalische Aufführungen und Demonstrationen das Hauptgewicht gelegt wird. Besser als die „Conversazioni", die ihr zu gelehrt schienen, gefielen ihr die zahlreichen Wohlthätigkeitsbazars, bei denen sie als vielgesuchte, gefeierte Schönheit sehr oft mitzuwirken hatte. Es verging keine Woche, ohne daß sie ein- oder zweimal in irgend einem fashionabeln Saale des Westend bald für eine Schule, bald für eine Volksbibliothek, bald für tahitische Missionäre oder die Ausschmückung einer Kirche in Basutoland Blumen-

bouquets oder Nippsachen verkaufte und für ihre geringwertige, aber in das bezauberndste Lächeln gepackte Ware neben Checks und Fünfpfundnoten eine Wagenladung von Komplimenten einheimste, die ihr trotz ihrer Gleichförmigkeit über die Maßen wohl gefielen. Bei Komplimenten wie bei Münzen sieht man eben nicht auf die Abwechselung im Gepräge, sondern auf die Anzahl . . .

Alice wollte alles sehen und überall dabei sein. Es erregte ihren lebhaften Unmut, daß bei den Diners des Lord Mayor im Mansion House Damen nicht zugelassen wurden. Sie hätte der Himmel weiß was dafür gegeben, einmal einem solchen altertümlichen Feste anwohnen zu können. Das mußte so schön und drollig sein! Die ungeheure Vorhalle mit den Marmorsäulen — die Diener in langen schwarzen goldbordierten Mänteln, die den Gästen die Koupons der prächtig ausgestatteten Einladungskarten abnehmen und ihnen einen gedruckten Plan des Speisesaals mit den Namen der Gäste an den für sie bestimmten Plätzen überreichen — die Stadträte, die Councillors, in ihren blauen oder violetten weitärmeligen Seidentalaren, die an allen Säumen mit feinem Pelzwerk besetzt sind, und mit dem schwarz und gelb gestreiften Seidenbande über der Brust, woran die große Goldmedaille mit dem emaillierten Wappen der City hängt — die Aldermen mit scharlachroten Talaren und der schweren Goldkette und dem Hofdegen, und endlich der Lord Mayor selbst in seinem purpurroten Sammetmantel mit langer Schleppe und breitem Hermelinkragen, um den Hals eine prächtige Goldkette mit einem großen, edelsteinbesetzten Kleinod daran, welches wieder das Wappen der City zeigt; man wird dem Lord Mayor vorgestellt und schüttelt ihm die Hand, dann geht es in den blendend reichen Speisesaal, der Lord Mayor setzt sich auf seinen rotsamtenen und goldenen Thron, den das Wappenschild der City über-

ragt, hinter dem Throne werden das Scepter und das Schwert, die Embleme seiner Würde, gekreuzt und ist ein Teil des Gold- und Silbertischgeräts der City zur Schau gestellt; der Kaplan des Lord Mayors spricht das Tischgebet, Lakaien in goldstrotzender Livree, welche das Wappen des Lord Mayors neben dem der City in farbiger Stickerei zeigt, tragen die endlose Reihe von Gerichten auf, die immer mit der „Lord Mayors Soup", der Schildkrötensuppe, anhebt; dann beginnen die Toaste, vor deren jedem der hinter dem Thron des Lord Mayors auf einer Estrade stehende „Master of the Toasts" mit dröhnender Stimme ankündigt, wessen Wohl ausgebracht wird, und die Gäste auffordert: „Gentlemen, please to charge your glasses", „Füllen Sie Ihre Gläser", während er nach dem Toaste den Gästen die üblichen drei „Hip, hip, hurrah" methodisch vorbrüllt; der Liebeshumpen, der legendäre „love cup", macht die Runde, gefüllt mit Rotwein, in welchem Zweiglein eines duftenden Krautes schwimmen; jeder Gast erhebt sich ceremoniös, dasselbe thut sein Nachbar; beide verneigen sich gegeneinander, wobei sie vermeiden müssen, die Köpfe zusammenzustoßen; der eine hebt den schweren Deckel ab, der andere nimmt ihn in die Hand; der eine erhebt den Humpen zur Höhe seiner Augen, der andere verneigt sich ein zweites Mal; der eine trinkt, wischt den Rand des Humpens säuberlich mit der Serviette ab und verneigt sich, der andere setzt den Deckel wieder auf, übernimmt den Humpen, neue beiderseitige Verneigung, dann beginnt die Ceremonie mit dem nächsten Nachbar von vorn, und das dauert so lange, bis der Liebeshumpen die Runde um die ganze Tafel gemacht hat und wieder zum Lord Mayor zurückgekehrt ist; nach dem love cup erscheint das gemeinsame Waschbecken, worein jeder seine Serviette taucht, um sich die Lippen und die Finger zu benetzen, und dessen wohlriechendes Wasser bereits sehr unappetitlich aus-

sieht, wenn es sich dem Ende seiner Rundfahrt nähert; hierauf wird wieder ein Tischgebet gesprochen, und dann zieht sich die ganze Gesellschaft in die glänzenden Staatsgemächer zurück, wo der Lord Mayor Cercle hält — Alice kannte alle diese malerischen Details von Schilderungen her, aber sie brannte vor Begierde, sie einmal selbst mitanzusehen, und als Mr. Stiff eine Einladung ins Mansion House erhielt, bestand sie darauf, als junger Mann verkleidet mit ihrem Schwager zu gehen, und es kostete die kühle und vernünftige Mrs. Stiff die größte Mühe, dem übermütigen Mädchen diesen tollen Einfall aus dem Kopfe zu schlagen.

Inmitten dieses steten Taumels, in welchem eine Aufregung die andere jagte, gewährte nur der Sonntag einige Erholung. An diesem Tage gab es weder Feste noch Besuche noch Hyde Park-Promenade; man ging nur in die Kirche, wo man freilich wieder alle Bekannten traf, und allenfalls in den zoologischen Garten, den „Zoo", wo infolge einer Laxheit in der Beobachtung des Sabbaths, gegen welche fromme Kirchenfürsten oft genug geeifert haben, die gute Gesellschaft selbst am Tage des Herrn ein Stündlein lang Corso zu halten pflegt. Den Abend verbrachte man daheim und benutzte ihn in der Regel zur Erledigung der rückständigen Korrespondenz, wobei man jedoch natürlich Sorge trug, alle Briefe vom Montag zu datieren, da es höchst anstößig wäre, nicht nur am Sabbath die profane Arbeit des Briefschreibens zu verrichten, sondern sich sogar dazu offen zu bekennen. Man ging früher zu Bette, und Alice, die nicht mehr gewohnt war, vor Tagesanbruch einzuschlafen, verbrachte die schlummerlosen Nachtstunden in wonnigen Träumereien von allen den Festen, auf denen sie geglänzt hatte.

An einem solchen Sonntage war es, daß Mrs. Stiff sehr übelgelaunt beim Frühstück zu ihrer Schwester sagte:

„Alice, ich muß mit Ihnen ein ernstes Wort sprechen.“ Das Mädchen blickte sie fragend und neugierig an. „Sie haben sich gestern abend bei Lady Blockhead fast unaufhörlich mit dem jungen Moonshine unterhalten.“ Alice errötete und schlug die Augen nieder. Mrs. Stiff schwieg eine kleine Weile und fuhr dann strengen Tones fort: „Auch in der Conversazione der Royal Society of Arts und bei der Honourable Mrs. Silly ist Moonshine nicht von Ihrer Seite gewichen. Glauben Sie denn, daß das nicht von aller Welt bemerkt wird?“ „Aber, liebe Schwester,“ ließ sich Alice schüchtern vernehmen, „Sie haben mir ja Mr. Tasso Raphael Moonshine selbst vorgestellt, und er ist um so viel interessanter als alle die anderen Strohköpfe mit ihrem ewigen Wetter- und Sportgespräch.“ „Ich leugne nicht, daß Mr. Moonshine ein sehr begabter Lyriker ist, und ich habe ihn Ihnen allerdings selbst vorgestellt, weil seine jüngst erschienenen Gedichte in aller Händen sind und weil man ihn als wohlerzogene Person kennen muß. Aber ich weiß aufs sicherste, daß er gar nichts besitzt und gar nichts zu erwarten hat, und da, wie Sie am besten wissen, auch Sie gar nichts haben und wahrscheinlich nicht gewillt sind, von der Lektüre lyrischer Gedichte zu leben; so bitte ich Sie dringend, sich nicht weiter mit Tasso Moonshine zu kompromittieren.“

Alice unterdrückte einen leichten Seufzer und senkte den Kopf, aber sie antwortete nichts und die Sache kam nicht weiter zwischen ihr und Mrs. Stiff zur Sprache.

Woche auf Woche verging und die Season erreichte ihren Höhepunkt mit einem Drawing Room der Königin, welchen im Auftrage und in Vertretung der letztern der Prinz von Wales abhielt. Alice wurde bei Hofe vorgestellt, und von da ab waren die Londoner Unterhaltungen für sie keiner weitern Steigerung fähig. Man befand sich im Juli, die Hitze begann drückend zu werden und Alice bemerkte,

daß sie müde und abgespannt wurde. Sie war beim Frühstück schweigsam und verstimmt; sie patschte nicht mehr kindisch freudig die Hände zusammen, wenn ein Haufe neuer Einladungen hereingebracht wurde, sondern öffnete die Umschläge verdrossen; der Gedanke an neue Soiréen und Dinner-Parties machte sie äußerst unmutig; sie war nervös, gereizt, unstät; ihr Kopf war wüst und in den Gliedern lag es ihr bleischwer; sie erschrak, wenn sie sich im Spiegel sah; der Schmelz ihrer Wangen, der Glanz ihrer Augen waren dahin; ihr Gesicht sah welk aus und ihre Farbe war fahl mit einem leisen Stich ins Gelbliche; die von einem breiten blauen Ringe umgebenen Augen blickten matt und verschleiert hinter den schweren Lidern hervor; selbst die anmutige Fülle ihrer herrlich entwickelten Gestalt hatte sich bedeutend verringert und ihre Formen waren herber und eckiger geworden.

Sie ritt eines Nachmittags wortlos neben ihrer Schwester im Hyde Park einher, als sie sich plötzlich zu ihr wendete und ihr sagte: „Ihr London beginnt mich schrecklich zu langweilen. Ich wollte, all diese Dinner- und Evening-Parties wären vorüber und ich könnte mich in Irland wieder einmal gehörig ausschlafen.“ Mrs. Stiff blickte sie von der Seite mit sonderbarem Ausdruck an, erwiderte aber nichts. Alice fuhr mit steigender Bitterkeit fort: „Ich begreife wirklich nicht, wie diese unerträgliche Season-Sklaverei ein vernünftiges Wesen unterhalten kann.“ Mrs. Stiff mäßigte den Trab ihres Pferdes zum Schritt und sprach mit schneidender Ironie: „Ei Sie harmloses Kind, Sie, glauben Sie in allem Ernst, daß Sie nach London gekommen sind, um sich zu unterhalten?“ „Gewiß denke ich das.“ „Nun denn, geben Sie diesen thörichten Irrtum je eher je lieber auf und halten Sie sich von nun ab stets vor Augen, daß Sie nach London gekommen sind, um eine gute Partie zu machen.“

Die Seaside.

Welch ein erlösendes Datum, dieser von Tausenden heiß ersehnte 1. August! Es bedeutet das offizielle Ende der Season, welche die ganze vornehme Welt drei Monate lang in härtester Sklaverei gehalten hat. Der plötzliche Kollaps des Londoner gesellschaftlichen Lebens, den es verursacht, ist mit nichts zu vergleichen als mit dem eines prall gefüllten Ballons, der jählings einen Riß von oben bis unten bekommen hat. Das Westend stirbt über Nacht aus. Die Häuser zeigen verhängte Fenster und verriegelte Thüren. Hyde Park verödet und Rotten Row wird der Tummelplatz von Cityklerks und Ausländern. Die Operntheater stellen ihre Vorstellungen ein, die Virtuosen geben keine Konzerte mehr, die Ausstellungssäle schließen ihre Pforten. In der ersten Augustwoche verläßt alle Welt die Stadt. Es bleiben wohl noch etwa vier Milliönchen Einwohner in London zurück, aber das sind nur die allerindifferentesten Browns und Smiths, die nicht in Betracht kommen. „Respektable" Personen, Leute von Namen und Stellung, sind nach Schluß der Season in den Straßen der Metropole ungefähr ebenso

häufig anzutreffen, wie Königstiger in den Fichtenwäldern Schottlands. Verstehen wir uns: ich behaupte nicht, daß sie nicht in London seien, ich sage nur, daß man sie nicht in den Straßen treffe. Denn es kommt immerhin vor, daß einer oder der andere aus der guten Gesellschaft infolge zwingender Gründe seinen Aufenthalt in der Hauptstadt in den August hinein verlängert, aber welche Vorsichtsmaßregeln trifft er dann, um diese beschämende Thatsache vor aller Augen zu verbergen! Er bewohnt die Hinterzimmer seines Hauses, während man der Straßenfaçade desselben kunstvoll das ausgestorbene Ansehen einer pompejanischen Villa giebt; er geht nur abends aus und schleicht sich dann an den Mauern der dunklen Straßenseite hin wie ein italienischer Bravo in einem Melodrama. Und wenn sein intimster Freund bei ihm vorsprechen wollte, so würde er von der Dienerin, welcher die Hut des Hauses anvertraut ist, die Auskunft erhalten: „Am ersten August nach dem Kontinente verreist!"

Die gute Gesellschaft zieht sich nun entweder auf ihre Landgüter zurück oder macht Badereisen. Das ist die Zeit jener großartigen Gastfreundschaft, welche der schönste und sympathischeste Zug des englischen Gesellschaftslebens ist. Die Familien, die einen Landsitz haben, laden ihre Freunde von nah und fern zu sich, und eine solche Einladung gilt immer für einige Wochen, ja man kann, ohne indiskret zu sein, bis tief in den Herbst hinein bleiben. Die Gastfreundschaft der vornehmen Engländer ist vielleicht etwas schwerer zu erlangen als die vielgerühmte orientalische, aber sie ist ebenso großmütig, zartfühlend und rückhaltslos wie diese; der Gast kommt an, wird vom Hausherrn begrüßt, eventuell der Hausfrau vorgestellt und hat dann förmlich vom Hause Besitz ergriffen. Er bewegt sich so zwanglos und ist so sehr Herr seiner Zeit, seiner Neigungen und seiner Thätigkeit, als ob

er in einem Gasthofe leben würde. Er hat nur Rechte und gar keine Pflichten. Er wird von zahllosen Aufmerksamkeiten umgeben, aber die Zartheit des Wirts scheut den Dank des Gastes, der immer nur die ihm zur Verfügung gestellten Diener zu sehen bekommt, die Herrschaft jedoch bloß dann, wenn er direkt das Bedürfnis empfindet, sie aufzusuchen. Er lebt in dem fremden Hause wie im eigenen; liebt er die Einsamkeit, so kann er sie selbst mitten in einer lärmenden Gästeschar finden; liebt er Gesellschaft, so hat er sie im Bereiche der Hand. Wünscht er einen Ritt zu machen, so hat er es nur dem Diener zu sagen, und zur bestimmten Stunde steht das Pferd gesattelt am Fuße der Treppe. Dasselbe geschieht mit Wagen, Booten, Angelzeug, Flinten rc. Er kann, wenn er will, alle Mahlzeiten allein auf seinem Zimmer einnehmen oder in den gemeinschaftlichen Speisesaal kommen. Tagsüber kann er sich in der Toilette der größten Zwanglosigkeit hingeben und seinen Sports in Knickerbockers und nägelbeschlagenen Schuhen obliegen. Nur beim Diner, zu dem die Schläge des in der Vorhalle hängenden Gongs die Hausgenossen rufen, ist Soiréetoilette: Frack, weiße Krawatte, lichte Handschuhe, unerläßlich, und nur bei dieser Mahlzeit wird man einigermaßen an die ceremoniöse Steifheit der englischen Umgangsformen erinnert. In diesem freien, herzlichen Verkehr, inmitten einer anmutigen Natur, kann weder Ermüdung noch Langeweile aufkommen. Die Gesellschaft wechselt von Tag zu Tag die Physiognomie, einige Gäste gehen, andere kommen an ihre Stelle, und man lebt fröhlich und sorglos wie die Höflinge in den Märchenkomödien Shakespeares, bis die vorgerückte Jahreszeit diesem poetischen Sommerleben ein Ende macht.

Wer nicht auf seine Besitzungen geht, der reist nach dem Kontinent und erholt sich in Boulogne-sur-Mer, Cannes, den Pyrenäen, Italien oder am Rhein von den Mühselig-

keiten der Season. Es ist einer der eigentümlichen Widersprüche des an Kontrasten so reichen englischen Charakters, daß sich in ihm eine fanatische Anhänglichkeit ans eigene Heim mit einer Unstätigkeit vertragen, wie wir sie bei keinem andern Volke der Welt wiederfinden. Der besser situierte Engländer, besonders aber die Engländerin, vermag es nicht, an einer Stelle lange auszuharren. Alle drei, vier Monate empfindet diese Gesellschaftsklasse das unabweisbare Bedürfnis eines Luftwechsels, einer Veränderung der Scenerie. Die überreizten Nerven, an welche die englische Nationalkultur und gesellschaftliche Lebensordnung die excessivsten Anforderungen stellen, verlieren alsbald alle Energie und versagen den Dienst, wenn sie nicht durch eine neue Umgebung, welche mit neuen Eindrücken auf sie einwirkt, aus ihrer lähmungartigen Erschlaffung wachgerüttelt werden. Diese Erscheinung ist den englischen Ärzten wohlbekannt, und wenn ihre Patienten sich über jene ebenso unfaßbaren als quälenden Leiden, welche eine Folge der Nervenerschöpfung sind, bei ihnen beklagen, so haben sie für diese charakteristische Verstimmung, Übellaunigkeit, Trägheit, Energielosigkeit aller geistigen und körperlichen Funktionen bloß eine Anordnung: einen schleunigen Wechsel der Umgebung, und wenn derselbe in nichts Anderem bestehen sollte als darin, daß das Schlafzimmer aus dem ersten Stock in den zweiten verlegt wird! Daher lebt denn auch jeder Engländer, der es nur irgend thun kann, in einem Zustande fortwährender Wanderung. Er verbringt die Hälfte seines Daseins in einheimischen Boarding Houses und fremden Hotels, und sein eigenes treugeliebtes „Home" ist nur ein Hauptquartier, von dem aus er seine steten Expeditionen plant und unternimmt. Das Bindeglied, welches den scheinbaren Gegensatz zwischen seiner Heimatsliebe und Wanderlust vermittelt und aufhebt, ist die Zähigkeit, mit der er auch in der Fremde an all seinen insularen Sitten

und Lebensgewohnheiten festhält. Er reist, aber ohne die Heimat zu verlassen; er nimmt seine englische Atmosphäre mit sich und spricht auch in der Fremde nur englisch, schläft in englischen Betten, fordert im Hotel englisch möblierte Zimmer und englisch garnierte Waschtische, ißt unter allen Himmelsstrichen sein englisches Beefsteak, trinkt seinen englischen Baß oder Guinneß, liest seine englischen Zeitungen und gestattet weder den Menschen noch den Dingen, ihn daran zu erinnern, daß er in einem fremden Lande sei. Der Kontinentale macht sich über diese englische Eigenheit gern lustig und wirft dem Engländer vor, daß er bei einer solchen Reisemethode nichts sieht und nichts lernt. Aber das ist ein sehr voreiliger Tadel, den der englische Reisende gar nicht verdient. Er will ja nichts sehen und lernen, er will nur einen Ortswechsel mit sich vornehmen. Er reist nicht zu seiner Instruktion, sondern zu seiner Gesundheit. Er will sich in der Fremde keine ethnographischen Kenntnisse, sondern neue Nervenenergie für die nächste Season holen. Ihm ist der Kontinent eine große Badeanstalt, in der er zur Kur lebt, und ihm vorzuwerfen, daß er die Völker, unter denen er reist, nicht studiert, ist gerade so berechtigt, wie einem Lungenkranken vorzuwerfen, daß er in Davos sich nicht um die politischen Verhältnisse der Schweiz kümmere und in Madeira keine spanischen Sprach- und Litteraturstudien treibe.

Der große und universelle Kurort des Engländers ist übrigens in erster Linie nicht der Kontinent, sondern die „Seaside", die Küste seiner eigenen Heimatsinsel. Wie Antäus durch die Berührung der Erde, so findet er durch die Berührung der See seine Kraft wieder. Die Reise nach einem Küstenorte ist nicht das Privilegium der „obern Zehntausend", sondern eine Gepflogenheit, die nur der Proletarier nicht kennt. Die Vornehmen gehen teils unmittelbar nach

Schluß der Season, teils im Herbste, wenn sie vom Kontinente heimkommen oder wenn die konventionelle Frist des Landaufenthalts vorüber ist, auf einige Wochen an die See; die Kaufleute, Beamten u. s. w., die selbst nicht aus der Stadt abkommen können, schicken mindestens ihre Frauen und Kinder dahin, und selbst die dürftigen Clercs versagen es sich nicht, am Sonnabend London zu verlassen und mindestens bis Montag früh die erquickende Salzbrise des Meeres zu atmen. Die Eisenbahnen begünstigen diese Nationalsitte durch eine praktische Fahrordnung und fabelhaft billige Preise, und die Küstenorte sind auch auf dieselbe eingerichtet, indem sie zum Teil fast durchgehends aus Hotels und Boarding Houses bestehen.

Es giebt unzählige Seebäder das ganze englische Seegestade entlang, besonders aber an der Südküste. Die Bedingungen zu solchen sind eben überall vorhanden, wo ein Ort an der See liegt. Man hat da überall den unvergleichlichen Ausblick auf das Meer, das von zahllosen Seglern und Dampfern belebt ist, am Horizont blitzen mit einbrechender Nacht die Feuer von Leuchttürmen auf, Ruder- und Segelboote stehen für Ausflüge zur Verfügung, die grandiose Symphonie der Brandung tönt Tag und Nacht, smorzando bei schönem Wetter, furioso und fortissimo bei stürmischem, die Luft ist vom kräftigen Atem der See parfümiert und die Temperatur wunderbar mild und gleichmäßig, dank dem Golfstrom, diesem gewaltigen Heizapparate, der aus ganz England ein Treibhaus macht. Wenn dennoch das eine Seebad vernachlässigt, das andere unangenehm überlaufen ist, so hängt dies weniger mit der schönen landschaftlichen Lage, der bequemern Eisenbahnverbindung und dem angenehmern Badestrande als mit der wechselnden „Fashion" zusammen, die bald den einen, bald den andern Ort auf Kosten der Rivalen begünstigt.

Die Entwickelung der Seaside-Orte bewegt sich in einem Kreise, den jeder von ihnen rascher oder langsamer durchläuft. Irgend ein Yachtbesitzer entdeckt auf einer seiner Kreuzungen im Kanal eine stille, sonnige Bucht mit einem Fischerdörfchen daran. Die Verlassenheit der Gegend, der Schwung der berasten Dünen, ein plätscherndes Bächlein, das sich hier ins Meer ergießt, erregen sein Wohlgefallen, und er beschließt einige Tage oder Wochen hier zu verweilen. Er mietet ein bescheidenes Haus und lädt einige Freunde zu sich. Die letzteren finden die Gegend anziehend und kaufen oder bauen sich Cottages im Orte. Im Westend beginnt man von dem letztern zu sprechen und auf ihn neugierig zu werden. In der nächsten Saison kommen nicht nur die Gäste vom vorigen Jahre, sondern auch ihre Bekannten und deren Bekannte; der Besuch wird immer zahlreicher, und schon erscheinen neben den vornehmen Gästen die City-Geldprotzen, die immer der Witterung der Aristokratie nachspüren. Der Ort ist nun ausgesprochen fashionabel. Die Fischer legen ihr Gewerbe beiseite und werden Lohndiener, Ruderbootsleute, Badewärter; ihre Hütten verwandeln sich in Boarding Houses; unternehmende Kapitalisten erbauen glänzende Hotels, Lords und Börsenjobbers prächtige Villen; die nächste Eisenbahn sendet einen Flügel bis zum Orte; die großen Westendfirmen, die bedeutenden Banken errichten „Branch-Establishments“; Mudie eröffnet eine Filiale seiner in der Welt einzig dastehenden „Circulating Library“ (Leihbibliothek); es bildet sich ein lokales Vergnügungscomité, welches Wettrennen, Regattas, Yacht-Races veranstaltet; die Virtuosen, welche mit Schluß der Season London verlassen haben, statten dem Orte ihren Besuch ab und geben Konzerte, ja ein spekulativer Kunsthändler versucht es sogar mit einer kleinen Gemäldeausstellung. Der Ort hat damit den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht. Die Bahnverwal-

tung läßt Extrazüge zwischen ihm und der Hauptstadt verkehren; die „german bands“, die gewissen Straßenmusikanten, die wir in London kennen gelernt haben, stellen sich ein und geben ihre grausamen Konzerte; ihnen folgen die Nigger-Minstrels und pseudo-italienischen Orgeldreher, welche wieder nur die Vorläufer von Punch und Judy sind: ganz London, besonders aber die City, ergießt sich an jedem Sonn- und Feiertage über den unglücklichen Ort, der so voll wird, daß die Besucher auf Wirtshaustischen übernachten müssen. Die Straßen unterscheiden sich nicht mehr von denen Londons; dasselbe Gedränge, dieselben Formen aufdringlichen musikalischen und mimischen Bettels, dieselben langweiligen Typen. Das Cockneytum hat von dem fashionablen Badeorte souveränen Besitz ergriffen. Jetzt folgt der absteigende Teil der Entwickelung. Die gute Gesellschaft beginnt es hier unheimlich zu finden; es behagt ihr nicht, in der Flut von Browns und Smiths ersäuft zu werden; die Drehorgeln und deutschen Musikbanden reizen ihre Nerven; das um sie immer vorlauter werdende City-Englisch, das sich durch Unterdrückung der Anfangs-H auszeichnet, erbittert sie, und eines schönen Tages kommt sie mit sich überein, den Ort unleidlich zu finden. Sie verkauft oder vermietet ihre Villen und sucht sich ein anderes Bajae, während das von ihr verlassenen Nest der vollständigen Verpöbelung anheimfällt. Die eleganten Hotels werden verwahrlost, in den Boarding Houses reißt ein anstößiger Ton ein, auf den Trottoirs machen die Gestalten von Rotten Row denen von Regent Street Platz, und bald heftet sich an den Namen des ehemals fashionabeln Ortes das Epitheton „shoking“. Sind die Sachen einmal so weit gediehen, dann hebt Smith wieder die Nase in die Luft, erschnuppert die Richtung, in welcher die gute Gesellschaft davongezogen ist, und stürzt sich fröhlich schnaufend auf die Fährte, sowie er

sie entdeckt hat. So beobachtet man seit einem Jahrhundert eine groteske Hetzjagd, in welcher der Aristokrat das Wild und der Cockney der Hund ist; dieser ist jenem immer auf den Fersen und treibt ihn immer wieder auf, wenn er sich irgendwo lagern will. Heute ist das französische Boulogne-sur-Mer, die Insel Wight, St. Leonards on Sea fashionabel; Hastings ist es noch; Brighton beginnt sich zu encanaillieren; in Ramsgate und Margate ist die Vercockneyung vollständig und unheilbar.

Ich freilich, der ich nicht die Ambition habe, zu den „obern Zehntausend" Englands gezählt zu werden, hatte keine gar so große Angst vor dem Citydufte und ließ mich von den Cockneys nicht abhalten, meine Seaside-Saison in Brighton zu verbringen, nachdem ich eine überaus erfrischende Tour durch die zauberisch anmutige Insel Wight gemacht hatte. Schöne unvergeßliche Spätsommertage von Brighton! Der Himmel war blau, die See ruhig, die Luft weich und würzig. Jeden Morgen ging ich auf den neuen „Pier", eine mehrere hundert Fuß weit in die See hinausreichende Landungsbrücke, und las meine Zeitung oder träumte, während unter dem hölzernen Brückenfelde die schwache Brandung melodisch rauschte und in das Gemurmel der Wogen die Musik der Kurkapelle tönte, die fast den ganzen Tag auf dem Pier thätig ist. Der Pier ist der Sammelplatz der Kurgäste von Brighton, unter denen das zarte Geschlecht das unvergleichlich stärker vertretene ist. Da sitzen die blonden Schönheiten in langen Reihen an der Seite zärtlicher Mütter, die eifrig im letzten Heft der „Belgravia" lesen, oder auch ohne einen solchen Schutz, dessen ihr unabhängiger Geist ohne Schaden entraten kann, und setzen ihren diaphanen Teint den Sonnenstrahlen und ihre reizende Erscheinung den indiskreten Blicken der Dandies aus, die unermüdlich sind, den Pier auf und ab zu wandeln und die

Damen durch ihr ins Auge geklemmtes Monokel unter den lustigsten Gesichtsverzerrungen und Grimassen zu mustern. Es war hübsch zu beobachten, wie diese Damen unter dem vereinigten Einflusse einer einförmig ruhigen Lebensweise, der guten Luft und der See förmlich aufblühten und täglich frischer und reizender wurden. Sie kamen von London bleich, übernächtig, verdrossen, mattäugig und welk an; allein alsbald erschienen wieder die Rosen auf ihren Wangen, die Augen wurden heller und fröhlicher, die Formen runder und üppiger, und nach vierzehn Tagen waren die apathischen, blasierten Westend-Puppen wieder in die lebhaften, prächtigen, lebensfrohen Mädchen Altenglands umgeschaffen, und das Bedürfnis der „Flirtation", dieses untrüglichste Zeichen wiederkehrender Frische und Nervenspannkraft, war so lebhaft in ihnen erwacht, daß die promenierenden Swells gar nicht wußten, welchem der ihnen zahllos zugeworfenen aufmunternden und einladenden Blicke sie zuerst ihr in eine Grimasse gefaßtes Monokel zuwenden sollten.

Gleich in den ersten Tagen meines Brightoner Aufenthalts ward mir die Genugthuung, unter den Heiratsanzeigen der Times zu lesen, daß Miß Alice O'Beggar, jüngste Tochter von P. A. G. B. O'Beggar, Esq., von O'Beggar House, Karkarkirty, Grafschaft Sligo, Irland, sich mit Mr. John Thomas Rake, ältestem Sohne von Sir Joshua Pewter Rake, Bart., verheiratet habe. Eine Bekannte lieferte zu dieser Nachricht den Kommentar, daß der alte Sir Joshua ein sehr reicher Brauer und sein Sohn ein ehemaliger Lebemann sei, der sich zur Frömmigkeit und Ehe bekehrt habe, seit er vollständig kahl geworden sei. So hat Mrs. Stiff doch ihre Pläne verwirklicht und die schöne Alice hat sich nicht umsonst den Kasteiungen einer Londoner Season unterworfen!

Auch sonst fehlte es mir nicht an Nachrichten von den

Londoner Bekannten und an Begegnungen mit ihnen. Ich traf unter anderem den deutschen Professor, den ich in meinem „superioren“ Boarding House kennen gelernt habe. Eine elektrische Kur, der er sich unterzogen hatte, war insofern erfolgreich gewesen, als sein Tic auf der einen Seite geheilt war und nur noch die Hälfte des Gesichts geheimnisvoll-melancholisch lächelte, was ihn aber noch rätselhafter und unheimlicher machte als früher. Mit diesem auf der einen Seite ironisch lächelnden, auf der andern schwermütig ernsten Gesichte erzählte er mir eine lange Geschichte von meinen ehemaligen Hausgenossen, in der die galante Dame in Schwarz und der Reverend Gentleman und der polnische Graf sehr aktive Liebhaber-Rollen spielten; eines Tages war es zu einem heftigen Streit zwischen dem Polen und dem Clergyman gekommen, die Landlady hatte anfangs allen dreien gekündigt, später aber sich wieder mit Monsiu li Coomte versöhnt und nur das Pärchen hinauskomplimentiert, das sich nun in einem andern Boarding House in Russel Square für seine Mißgeschicke in Brookstreet gemeinschaftlich zu trösten sucht.

Eine andere Begegnung, die ich um dieselbe Zeit hatte, machte einen ungleich tiefern Eindruck auf mich. Ich saß mit dem Professor auf dem Pier und sprach mit ihm über gleichgiltige Dinge, als plötzlich eine sehr auffallend gekleidete Dame in einem grell bunten Seidenkleide am Arme eines überreifen Elegant heranrauschte. Ich blickte auf und sah die Dame an, in demselben Augenblicke wandte diese ihren Kopf nach mir, unsere Blicke begegneten sich — ich erkannte die junge Schwedin von der „Mary“! Sie wurde feuerrot und blieb plötzlich stehen; doch nur einen Moment; dann wandte sie sich hastig um und eilte mit ihrem Begleiter, den sie förmlich nachschleifte, vom Pier weg in die Stadt zurück. Es war nicht schwer, den Zusammenhang der Dinge zu er-

raten. Die Scene, die sich vor mir abgespielt hatte, ließ nur eine einzige Deutung zu, und ich blieb von ihr tagelang tief verstimmt.

Das unglückliche Geschöpf mochte nach unserem unvermuteten Zusammentreffen Brighton sogleich verlassen haben, denn ich sah sie weder hier noch sonstwo jemals wieder.

An der Wiege Shakespeares.

Wer würde in England sein und nicht den Wunsch empfinden, das Geburtshaus Shakespeares zu sehen? Wir waren eine größere Gesellschaft, welche beschloß, diese Ehrenpflicht eines jeden Gebildeten in Gemeinschaft zu erfüllen, wozu wir übrigens auch eine äußere Veranlassung hatten, da der Mayor von Stratford upon Avon uns zum Besuche der Vaterstadt des größten Engländers dringend eingeladen hatte. Trotz der Jahreszeit herrschte abscheuliches Regenwetter, als wir, an einem Hochsommertage, um zehn Uhr vormittags die Paddington-Station verließen; die Sonne war verhüllt, der Himmel bleiern und schwere Wolkenvorhänge rollten fortwährend auf und nieder. Dennoch konnte selbst diese ungünstige Beleuchtung die Schönheit der Landschaft, durch die wir dahinfuhren, nicht zerstören. Der Zug durcheilte die anmutigsten und fruchtbarsten Gegenden Englands, die Grafschaften Oxfordshire und Warwirkshire. Vom Waggonfenster sah man leichtwelliges Land, das sich nur in der Ferne am Horizonte zu ausgesprochener Hügelbildung erhob, im Vordergrunde dagegen aus einem lieblichen Wechsel sanft abfallender Wiesen, flacher Äcker, buschigen Unterholzes und dichten Rieds bestand.

Nirgends in der Welt wird dem Baume eine solche Verehrung gewidmet wie in England, wo der druidische Waldkultus noch heute fortzuleben scheint. Man pflanzt Bäume, wo man nur irgend kann; man überstreut damit die Äcker und Wiesen, man läßt sie den Lauf der Bäche und den Gang der Landstraßen begleiten, man krönt mit ihnen jede Bodenerhöhung und lehnt sie an jedes Haus und jede Scheune. Der Gutsbesitzer, der sein Land in Pacht giebt, zählt sie bei der Übergabe der Ländereien dem Farmer einzeln zu und fordert sie am Tage des Ablaufs der Pachtung wieder von ihm. Einen Baum fällen, heißt sich mutwillig in einen schweren Besitzstörungsprozeß verwickeln. So sorgfältig sind selbst nach der Bibel unsere Haupthaare nicht von Gott gezählt, wie in England die Bäume von den Grundbesitzern. Und wer wagt dennoch zu sagen, daß die Engländer keinen Schönheitssinn haben? Ein Blick auf das Land zeigt uns im Gegenteil bei seinen Besitzern und Pflegern ein feines, wunderbar ausgebildetes Gefühl für das Anmutige und Malerische in der Natur. Die Engländer lieben nicht die geradlinigen, regelmäßigen Alleeen, diese Erfindung des methodischen und in Kategorieen denkenden französischen Geistes. Sie wollen den Baum nicht gedrillt, in Regimentsfront aufmarschiert sehen, sondern lassen ihm seine Individualität. Er soll als Baum, nicht als geometrische Figur wirken. Sie pflanzen ihn einzeln oder in kleinen Gruppen, isoliert inmitten des Feldes. So kann er sich voll und stolz entwickeln und ganz zur Geltung kommen. Jeder Baum in der englischen Landschaft ist denn auch eine Studie, ein volles, harmonisches Bild, das auf seinen Corot wartet. Wie herrlich ist eine solche vereinzelte Blutbuche mit ihrem purpurnen Laub mitten in dem saftigen, tief sammetgrünen Rasen, dessen Frische und Üppigkeit in der Welt ihresgleichen nicht hat! Wie prächtig ein vollausgewachsener, allein stehender

Weißdorn, niedrig, weitläufig, rund, über und über mit weißen Blüten bedeckt und von ferne dem beschneiten Haupte eines ehrwürdigen Greises nicht unähnlich! Wie unvergleichlich schön sind die alten mächtigen Linden, die eben jetzt im Stolze ihres reichsten Laubschmucks prangten! Und neben dem einzelnen Baum hat die englische Landschaft noch einen andern charakteristischen Zug: die Hecke. Jedes Feld, jede Weide ist von lebendigen Zäunen eingefaßt, die nach offiziellen Schätzungen volle fünf Prozent des urbaren Landes einnehmen. Der Farmer achtet den Verlust für nichts, den er durch die Vervielfältigung der Hage erleidet. Sein stark ausgeprägtes Eigentumsgefühl findet Befriedigung im Anblick der sichtbaren Begrenzung seines Besitzes, die zugleich eine grüne Mauer gegen Blick und Fuß des fremden Eindringlings ist, und sein Natursinn erfreut sich an dem blütenüberschneiten Strauchwerk, in dessen dichtem Gezweige der Zaunkönig und das Rotkehlchen, die Meise und die Nachtigall nisten.

Hinter den Hecken weiden prächtige, kurzhörnige Kühe und schwarzköpfige Schafe, über die Wiesen huschen Rebhühner, Fasanen und Hasen hin, die zu wissen scheinen, daß jetzt Schonzeit ist und wir keine Aasjäger sind, jenseits der Baumkronen tauchen alle kleine Weile alte, viereckige, gezinnte Steintürme aus der Normannenzeit, hochgiebelige, behäbig aussehende Bauernhäuser, Fabriksschlöte, Kirchtürme und rote Ziegeldächer kleiner Orte und alleinstehende stolze Herrenhäuser auf, letztere das steinerne Ebenbild ihrer Bewohner: hochmütig, verschlossen, abwehrend von außen, voll inniger, warmer, zuvorkommender Gastlichkeit im Innern.

Die Fahrt ging an Oxford, das mit seinen zahlreichen wunderlichen Spitztürmen von Kirchen und Colleges in den dicken Wolken herumgabelte, und an Leamington vorüber, einem Städtchen, das für den kostspieligsten Aufenthaltsort Englands gilt. Es ist nämlich der Mittelpunkt eines be-

rühmten Fuchsjagd-Distriktes, es werden hier acht Jagdmeuten unterhalten, und zur Jagdzeit, das ist von November bis April, wird es von vielleicht fünfhundert Gutsbesitzerfamilien des Landes bewohnt, die bloß hieherkommen, um dem Reitjagdsport zu huldigen. Diese allwinterliche Invasion überreicher Müßiggänger verteuert dann alle Lebensbedürfnisse so sehr, daß beispielsweise die Miete eines einfachen Hauses über die Jagdsaison 6—800 Pfund kostet, so viel wie ein Palast in Grosvenor- oder Belgrave-Square in London.

Es war nahezu zwei Uhr, als wir in Stratford ankamen, wo uns mehrere Wagen am Bahnhof erwarteten und nach der Townhall, dem Stadthause, führten. Stratford ist eine typische englische Landstadt. Kaum ein oder zwei Fabrikschlöte berußen in ihrer Umgegend den blauen Spiegel des Himmels. Der Pfiff der Lokomotive schrillt nicht allzuoft durch die Luft; alles ist Friede, Stille, Behäbigkeit. Die Straßen schlängeln sich in mannigfachen Krümmungen. Die Trottoirs sind rein, breit und menschenleer. Den Fahrdamm stampft höchstens alle Viertelstunden einmal der schwere Huf eines Yorkshire-Rosses. Die Häuser sind alt, sonderbar gegiebelt, mit roten Halbrohr-Dachziegeln gedeckt, zum Teil mit verwittertem Holzschnitzwerk geschmückt, meist inmitten eines grünen Rasenflecks oder einer Baumgruppe stehend, durch die Straßenzeile freundnachbarlich verbunden, aber durch gesonderte Hofstelle und Hecke zurückhaltungsvoll getrennt. Die wenigen Krämer und Handwerker kennen noch nicht den Luxus vergoldeter und lackierter Schilder, sondern schreiben in schlichter alter Weise Namen und Gewerbe über der Ladenthür an die Mauer. Die Einwohner, ein schwerer, breiter, auf starke Beine sicher gestellter Schlag, scheinen nicht oft Fremde zu sehen, denn wir erweckten sichtlich ihr lebhaftes Interesse. Aber sie sind zu sehr Briten, als daß sie ihre Neugierde allzusehr merken lassen sollten, und selbst

die Kinder wurden ihrem anerzogenen stolzen Gleichmut höchstens durch einen raschen, verstohlenen Seitenblick nach den ausländischen Gästen untreu.

Die Townhall ist ein stattliches Gebäude inmitten der Stadt. Man tritt zuerst in eine weite Vorhalle, die mit dem Porträt einer ältlichen, schlicht gekleideten Dame geschmückt ist, welche nach dem symbolischen Löffel zu urteilen, den sie in der Rechten hält, nichts Anderes sein kann als eine emeritierte Köchin. Vermutlich ein künstlerisches Monument, das der dankbare Stadtrat nach einem besonders gelungenen Freundesmahle der Urheberin eines begeisternden Roastbeefs gesetzt hat. In dieser Halle wurden wir vom Mayor aufs liebenswürdigste empfangen. Er hatte uns zu Ehren seine Amtstracht angelegt, einen langen bademantelähnlichen Talar aus schwarzem Stoff mit weiten Schleifärmeln und baumelnden Quästchen an allen Säumen. Wir wurden ihm, wie es die Landessitte erheischt, einzeln mit Namensnennung vorgestellt und schüttelten ihm der Reihe nach die breite, biedere Rechte.

Nach kurzem gemütlichen Gespräch in der Vorhalle begaben wir uns alle in den Festsaal im ersten Stock, wo ein Frühstück für uns angerichtet war. In diesem weitläufigen rechteckigen Raume befindet sich neben anderen, gleichgiltigen Bildern auch das Porträt Garricks, der sich an den Sockel einer Büste Shakespeares lehnt, eins der herrlichsten und mit Recht berühmtesten Meisterwerke Gainsboroughs. Über der Eingangsthür des Saals springt ein hölzerner Söller vor, der für die Festfiedler bestimmt ist und ganz an gewisse Gemälde der Niederländer und Paolo Veroneses erinnert. Überhaupt konnte man sich angesichts dieses Saals mit seinem Musikantenbalkon, seinen altmodischen Wandleuchtern in Lyraform und seinen nachgedunkelten Bildern, angesichts des Mayors in altertümlicher Tracht, des vergoldeten Scep-

ters, des Symbols municipaler Macht, das neben seinem Platze an den Tisch gelehnt war, und der Diener in Perücke und heraldischem Wams in einen niederländischen Rathausprunksaal des sechzehnten Jahrhunderts versetzt glauben.

Vom Frühstück, einem vollwichtigen englischen Luncheon in ich weiß nicht mehr wie viel Gängen, nur einen Zug: jeder Gast fand vor seinem Gedeck in einem Stengelglase ein prächtiges Sträußchen, um sich damit das Knopfloch zu schmücken. So beblümte sich die ganze Gesellschaft und erhielt trotz unceremoniöser Reisekleidung ein heiteres, festliches Ansehen. Nach dem Mahle, das mit dem üblichen kurzen Dankgebete eingeleitet und beschlossen wurde, machten wir uns zum Besuche der Shakespeare-Stätten auf.

Zuerst ging es nach dem Hause, wo der Dichter 1564 geboren wurde. Man hat dieser geweihten Stätte das Aussehen gelassen, welches sie vor drei Jahrhunderten hatte. Es ist ein einstöckiger, niedriger Bau, der mit dem Giebel nach der Straße gewendet ist und an dessen Stirnwand die wagrecht, senkrecht und schräg gestellten Holzbalken bloßliegen, so daß sie eine eigentümliche dunkle Zeichnung auf dem Weiß der getünchten Mauer bilden. Man tritt von der Straße direkt in ein geräumiges, niedriges Gelaß, welches einst zugleich Küche und Speisezimmer war und dessen große Feuerstelle mit dem Kesselhaken noch heute ihre altertümliche Einrichtung hat. Nebenan ist ein Wohnzimmer, in welchem man eine Art Shakespeare-Museum eingerichtet hat. Man sieht hier erste Ausgaben Shakespearescher Stücke, Bücher, die ihm gehört haben können, Ringe, Kelche, Stöcke und ähnliche Dinge, die sein Eigentum gewesen sein sollen, andere Gegenstände, die aus seiner Zeit oder aus dem Besitz seiner Freunde und Verwandten stammen, oder die aus dem Holze der Bäume seines Gartens und der Balken seines Hauses angefertigt sind, Aktenstücke, welche sich auf den vielfach ver-

erbten und übertragenen Grundbesitz des Dichters beziehen, alles Objekte, die teils zweifelhaft sind, teils mit dem Dichter nur in sehr mittelbarem Zusammenhange stehen. Sowie wir der Kirche ihren Reliquienkultus nachahmen, fallen wir notwendig in dieselben Bedenklichkeiten wie sie, und um angesichts des Shakespeare-Museums in Stratford überzeugt und ehrerbietig zu sein, muß man einen ebenso starken Glauben haben, wie um an der Echtheit alles in Rom fuderweise verkauften Heiligengebeins nicht zu zweifeln. Hochinteressant ist indes das niedrige, gedrückte Zimmer selbst mit seinen freiliegenden Deckenbalken, welche auf Konsolen aufliegen, die zu plumpen Rittergestalten mit Helm, Schild und Speer ausgeschnitzt sind.

Durch ein drittes Zimmer des Erdgeschosses gelangt man über eine leiterartige Treppe auf den ersten Stock in das Zimmer, wo angeblich der Dichter geboren wurde. Es ist ein mäßig großer Raum mit einem mächtigen Kamine und einer alten sich senkenden Decke, welche durch eisernes Lattenwerk vor dem Einsturz bewahrt wird. Es steht hier nur ein alter hölzerner Lehnstuhl und ein Schreibpult, das gewiß nicht aus der Zeit Shakespeares sein kann. Jedes liniengroße Fleckchen von Wand und Decke, jedes der vielen kleinen, bleigefaßten Scheibchen des altertümlichen Glasfensters ist mit unzähligen Namen überschrieben und bekritzelt, die eine ganz eigentümliche Wandtapete bilden. Unsere Gesellschaft hatte den guten Geschmack, ihre Namen nicht unter die Million bereits angeschriebener zu mischen. Sie ließ dieses alle Mauern dick überziehende Spinnweb von Eitelkeit und indiskreter Verehrung unberührt und ungestört.

Als Kind pflegte mich die Stelle über den Bergen, wo ich in meiner Vaterstadt die Sonne aufgehen sah, mit tiefen Träumereien zu erfüllen. Ich fühlte eine brennende Sehnsucht, dahin geführt zu werden, und war überzeugt, daß ich

dort das Schlafgemach der Sonne und ihr goldenes Bett und große Vorräte rosenfarbiger Wolken finden werde. Als ich aber an einem Pfingsttage einmal wirklich in die Berge, nach der eingebildeten Morgenpforte, mitgenommen wurde, war ich bis zur stundenlang anhaltenden Weinerlichkeit enttäuscht, als ich dort weder das Schlafgemach der Sonne noch ihr goldenes Bett noch die rosenfarbigen Wolken, sondern nur das gewöhnliche Gras und Moos der Berge und einen weiten Gesichtskreis sah, dessen Schönheit ich damals noch nicht zu würdigen verstand. Auch dieses Zimmer war eine Morgenpforte, die Stelle eines Sonnenaufgangs, und ich hatte die unausgesprochene, uneingestandene, geheime Empfindung, hier ich weiß nicht was, aber gewiß etwas Erstaunliches und Wunderbares zu finden, vielleicht einen hellen Schein, der aus dem Boden hervorbricht, vielleicht einen blauen Falter, der lautlos und langsam in der Stube umherschwebt, vielleicht unerklärliche Blumendüfte oder geheimnisvolle Vogelstimmen, aber ich sah und hörte und empfand nichts. Es wollte über mich nicht die Weihe einer erhabenen Präsenz kommen und mein Geist wandte sich mit verzweifelter Hausbackenheit von der fraglichen mystischen Bedeutung des Ortes zu sicherer kulturhistorischer Betrachtung, den außerordentlichen Fortschritt in Wohlstand, Geschmack, Behaglichkeit und Lebensgenuß erwägend, den ein Vergleich zwischen dem heutigen und dem elisabethinischen Wohnhause des englischen Bürgers erkennen läßt.

Aus dem Geburtshause Shakespeares gingen wir nach der Stelle, wo einst das vor achtzig Jahren von einem Vandalen Namens Gastrill niedergerissene Sterbehaus des Dichters stand und wo jetzt ein öffentlicher Garten angelegt ist, den ein monumentales Gitter mit den Wappenschildern des Dichters und seiner Vaterstadt und dem Monogramm des ersteren umgiebt. Die Fundamente des Hauses sind an=

dächtig konserviert und im Garten mit ausgemauerten Stollen eingefaßt und mit eingerahmtem Drahtgeflecht bedeckt. Gegenüber dem Garten liegt die einfache, aber schöne gotische Kirche, in deren Chor die Gebeine des Dichters und seiner Frau ruhen. Hier befindet sich die berühmte Inschrift:

„Good frend for Jesus sake forbeare,
to digg the dust encloased heare:
bleste be the man that spares the stones,
and curst be he that moves my bones.“

„Guter Freund, um Jesu willen unterlasse es, den hier eingeschlossenen Staub aufzuwühlen; gesegnet sei, wer diese Steine schont, verflucht, wer meine Gebeine rührt“; hier auch, in einer bogenförmigen Nische an der Wand, die bemalte Holzbüste des Dichters, die einzige, der man Ähnlichkeit zuschreibt und die zufolge allgemeiner Annahme nach der Totenmaske von einem wenig geschickten und darum sklavisch nachahmenden Bildschnitzer angefertigt wurde. Auch an diesem rührend schlechten Bildnisse behält die kahle Stirn ihre olympische Gewaltigkeit und die Schädelbildung ihre unvergleichliche Schönheit. In der Sakristei der Kirche sieht man das Taufbecken, das zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Gebrauch gestanden hat und über das der kleine William gehalten worden sein muß, und das Kirchspielregister, wo die Heirat des alten Shakespeare (das Register hat überall Shakspere), die Geburt Williams, seine Verheiratung und sein Tod eingetragen sind, so schablonenhaft und gleichgiltig wie die gleichen Daten aus dem Leben der indifferenten Toms und Johns und ohne Spur eines Bewußtseins, daß dies weltgeschichtliche Daten seien.

Noch besuchten wir den unfertigen „Gedenkbau“, eine schöne bunte Ziegelkonstruktion in normännischem Stil, die nach ihrer Vollendung ein ausschließlich zu Shakespeare-Darstellungen bestimmtes Theater, eine Shakespeare-Biblio-

thek und =Bildergalerie enthalten wird. Der Bau wird 20,000 Pfund kosten, von denen 11,000 bereits gezeichnet sind. Die Bewohner von Stratford haben allein mehr als die Hälfte dieser Summe aufgebracht und sich dadurch ihres großen Mitbürgers Shakespeare würdig erwiesen.

Dieser Besuch schloß den eindrucksvollen Tag. Es war prächtiges Wetter geworden, als wir uns gegen sieben Uhr wieder in unsern Zug einschifften, um nach London zurückzukehren. Die Mohammedaner nennen diejenigen, die zum Grabe des Propheten gewallfahrtet sind, „Hadschis". Wir hatten alle die stolze Empfindung, nunmehr „Hadschis" zu sein und eine heilige Mekka=Pilgerfahrt vollbracht zu haben.

VI.

Französische Provinzfahrten.

Paris und die Provinz.

Paris ist die leuchtende Spitze Frankreichs, wie die Flamme die leuchtende Spitze der Kerze ist. Wie die Kerze für die Menschen allen Wert, allen Glanz, alle Bedeutung erst durch ihre Flamme erhält, so wird Frankreich erst durch Paris zu dem, was es für die Menschheit und ihre Kultur ist. Aber wie die Flamme ihr stolzes Dasein nur auf Kosten der Kerze fristen kann, und wie diese sich in ihrer eigenen leuchtenden Glorie verzehrt, so verbrennt Paris in seinem herrlichen Feuerwerke einen großen Teil der Kraft Frankreichs, und dieses erschöpft sich beinahe in der Notwendigkeit, die sprühende Flamme seiner Hauptstadt zu nähren. Es hat sicherlich für eine Nation unendliche materielle und moralische Vorteile, wenn sie in einer prächtigen Metropole eine großartig ornamentale Vertretung besitzt, aber eine solche Repräsentation ist nicht umsonst zu haben, sie kostet vielmehr enorme Opfer. Ich habe an anderer Stelle*) aus-

*) S. desselben Verfassers „Paris, Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande“ (2 Bde., 2. Auflage, Leipzig 1881), I. Bd. S. 10 ff.

geführt, daß die Pariser Bevölkerung sich nicht aus sich selbst heraus erneuert und vermehrt, sondern durch Einwanderung aus der Fremde. Paris verbraucht ein gewaltiges Menschenmaterial, das es aus der Provinz heranzieht; es entvölkert die Gaue des Landes, damit seine weiten Straßen und Plätze stets mit dem malerischen Gewimmel seiner Millionen gefüllt bleiben; alle die — ohnehin nicht allzureichlich fließenden — Bevölkerungsquellen Frankreichs, alle die Scharen von Ausländern, welche sämtliche Nationen Europas Guß auf Guß heransenden, genügen kaum, um in der riesenhaften Verdampfungspfanne Paris die Menschenflut durch stetes Zuströmen auf demselben Hochstand zu erhalten, und man darf wohl die Frage aufwerfen, ob Paris, dessen Einwohnerzahl sich jährlich um 100,000 vermehrt, ohne daß die Geburten über die Todesfälle einen Überschuß ergeben würden, nicht mit eine Hauptursache des Stationärbleibens der Bevölkerung Frankreichs ist.

Die Monarchie durch das glänzende Hofleben, welches den ganzen Adel aus der Provinz nach der Hauptstadt, beziehentlich Versailles zog, die Republik und das Kaiserreich durch die starre Centralisation, welche jedes Sonderleben der Gemeinde und Landschaft ertötete und das ganze Land zu einer Gliederpuppe erniedrigte, deren Bewegungsdrähte in der Hauptstadt zusammenlaufen, haben bewirkt, daß man Paris heute in der That als die Zusammenfassung des Begriffs Frankreich betrachten kann. Paris behauptet: „Ich bin Frankreich!", die Provinz widerspricht nicht laut und Europa wiederholt voll Überzeugung das Axiom, welches denn auch in vielen Hinsichten wahr ist. In der Litteratur, der Wissenschaft, den schönen Künsten ist Paris allerdings Frankreich. Was außerhalb der Hauptstadt geschrieben, gedacht, gemeißelt, gemalt und komponiert wird, ist nicht der Erwähnung wert. Jedes Talent beeilt sich, nach Paris zu kommen und hier

zu bleiben. In ganz Frankreich wohnen außerhalb der Hauptstadt nicht fünf Menschen, deren Namen einen europäischen Klang haben. Nur Dialektdichter entschließen sich dazu, in ihrer Provinz zu bleiben. Autran, der vor zwei Jahren starb, war das einzige Beispiel eines Dichters und Akademikers, der fern von Paris lebte, wie heute der ehemalige Boulevardier Alfonse Karr, der in Nizza seine Rosen und Veilchen züchtet, das einzige Beispiel eines specifisch pariserischen Schriftstellers ist, der sich freiwillig in die Provinz verbannt. Es giebt an den Colleges und Fakultäten der Provinz brillante Kräfte, aber sie betrachten den Aufenthalt in der Provinz als eine Art Strafzeit, deren Ende sie ungeduldig herbeisehnen, und die Versetzung nach Paris als höchste Belohnung erfolgreicher Thätigkeit. Es haben sich da und dort litterarische und wissenschaftliche Akademieen gebildet, die zahlreiche Mitglieder zählen, zum Teil sogar ihre gelehrten Verhandlungen regelmäßig publizieren, Preisfragen ausschreiben und Belohnungen verteilen; die Regierung ermutigt und unterstützt diese Provinzakademieen, indem sie jährlich Vertreter derselben zu einer Art Kongreß zusammenberuft, auf dem jede einzelne über ihre Thätigkeit im abgelaufenen Jahre Rechenschaft giebt und von Staatswegen an die verdienstvollsten und rührigsten unter ihnen Auszeichnungen in Gestalt von Gold- und Silbermedaillen verliehen werden. Allein diese Provinzakademieen bilden das Gespött der Pariser, ihre Gelehrsamkeit gilt für schwachköpfig und beschränkt, man schreibt ihnen die drolligsten Entdeckungen und fabelhaftesten Verwechselungen zu, die Journalisten hängen ihnen die tollsten Witze an und die Lustspieldichter benutzen sie als unerschöpfliches Thema zu possenhaften Situationen. Wie in der Monarchie der Herrscher allein alle Gnaden, Ehren und Titel verleiht, so vergiebt in Frankreich bloß Paris Ruhm und Anerkennung, und so macht kein

Zar über seine Vorrechte wie Paris über dieses Privilegium. Die Lokalcelebritäten, die in anderen Ländern jede größere Stadt besitzt, sind in Frankreich unbekannt; es kann hier nicht geschehen, daß jemand in seinem Geburtsorte für einen großen Künstler, Dichter, Gelehrten gilt, ohne daß Paris von ihm Kenntnis hätte. Jedes Renommee muß sich in Paris sein Diplom holen. Erst wenn man über Paris in seine Vaterstadt zurückkehrt, kann man hier für etwas gelten; die Provinz gestattet sich nicht, aus eigener Machtvollkommenheit Berühmtheiten zu kreieren. Es war eine unerhörte Neuerung, daß im Winter 1878—1879 ein junger Komponist es wagte, eine neue Oper zum ersten Male in Lyon aufführen zu lassen. Das Ereignis brachte fast eine Revolution hervor. Lyon war fieberhaft erregt, Paris unruhig und gespannt. Alle großen Pariser Blätter sandten Specialkorrespondenten nach der südlichen Stadt, um den Vorfall in allen seinen Phasen zu beobachten. Nun denn, Lyon, die zweitgrößte Stadt Frankreichs, eine Stadt mit 325,000 Einwohnern, hatte nicht den Mut, ein Urteil über das neue Stück abzugeben. Jeder einzelne Zuschauer war verlegen, ratlos, uneinig mit sich selbst. Er sagte sich, daß das Stück später doch wohl auch in Paris gegeben werden dürfte und sein Urteil an diese formidable höhere Instanz berufen werden würde, und er fühlte sich förmlich erdrückt von der ungewohnten Verantwortlichkeit. Sollte er applaudieren? Und wenn Paris später zischte? Sollte er zischen? Wenn aber Paris jubelte? In beiden Fällen war er, der Lyonnaise, ein provinzialer Einfaltspinsel, über dessen böotischen Unverstand die Hauptstadt sich lustig machen würde. Und so hatte denn die Oper bloß einen Neugierde-Erfolg, der niemand kompromittieren kann, Paris aber, verletzt darüber, daß ein Künstler es wagen konnte, anderswo für sein Werk den Ritterschlag zu holen, hat bis heute das Stück ignoriert. Das war ein Auf-

lehnungsversuch gegen die ästhetische Souveränetät von Paris, aber er ist kläglich gescheitert.

Es giebt denn auch in der Provinz, selbst in den größten Städten derselben, nur ein überaus beschränktes, überaus geringfügiges geistiges Leben. Man würde dort umsonst ein Atelier, einen Kunsthändler suchen. Selbst Städte mit mehr als 300,000 Einwohnern besitzen keinen einzigen Verleger, wenn man nicht etwa den Drucker eines „Paroissien" oder Bauernkalenders mit diesem Ehrentitel schmücken wollte. Was sollte auch ein Verleger in der Provinz beginnen? Kein Schriftsteller von Talent würde ihm eine Arbeit verkaufen, da sie, in der Provinz erscheinend, von vornherein totgeschlagen wäre. Die Departementalpresse, obwohl sehr zahlreich, hat nicht die geringste politische Bedeutung und vermag höchstens zur Zeit einer Wahlbewegung durch Mitteilungen persönlicher und privater Natur über die verschiedenen Kandidaten einen gewissen Einfluß zu üben. In Paris ist sie weder gekannt noch beachtet. Mit Ausnahme von drei oder vier Provinzialblättern — etwa des Marseiller „Sémaphore", der Bordelaisischen „Gironde", des „Journal de Rouen" und des „Le Havre", die als Handelsorgane großer Industrie- und Seehafenbezirke eine geschäftliche Bedeutung besitzen, gelangt keins dieser Blätter über die Grenze des Kantons, in dem sie erscheinen, und selbst die größten unter ihnen erhalten ihre politische Leitung, ihre wichtigsten Beiträge, ihre Kritiken und ihre litterarischen Aufsätze aus Paris. Nicht einmal das Theater gedeiht in der Provinz. Das Publikum stürmt dort die Schauspielhäuser, wenn Pariser Künstler, selbst Sterne teleskopischer Größe, als Gäste spielen, allein es verachtet das Theater, wenn darin bloß lokale Kräfte wirken. Darum gehen die Bühnendirektoren selbst in Lyon und Marseille zu Grunde, darum stehen dort die Vorstellungen auf dem Niveau der Schmiere, darum werden die Unter-

nehmer von Gesamtgastspielen rundreisender Pariser Künstler Millionäre, darum wimmelt es in Paris stets von engagementlosen Schauspielern, die lieber auf dem Boulevard mit einer schwachen Aussicht auf einen Glücksfall, der ihnen die Pforte des letzten Vorstadttheaters öffnen möchte, verhungern, als daß sie auf einer Provinzbühne ein verachtetes und absolut zukunftloses Dasein mit vollem Magen führen würden.

Kein Zweifel also, daß in allen ästhetischen und wissenschaftlichen Dingen Paris wirklich Frankreich ist. In der Politik jedoch ist dies bereits viel weniger der Fall. Wohl maßt sich Paris auch in diesem Gebiete die volle Souveränetät an, allein das Land hat dieselbe nie auf die Dauer anerkannt und in den wichtigsten Momenten gegen die Führerrolle von Paris protestiert. Das Land lehnte sich gegen Paris auf an dem Tage, an welchem es Napoleon III. sieben Millionen „Ja" in die Urnen warf, die vielleicht doch nicht überall einen doppelten Boden gehabt haben, während Paris sich in zweimalhunderttausend Exemplaren der giftigen Rochefortschen Laterne berauschte; es protestierte gegen Paris, als es die „Ruraux", die unbekannten, reaktionären, provizinalen Lokalstaatsmänner in die Nationalversammlung wählte, und noch mehr, als es Versailles zum Sitze der Regierung erhob und die Commune mit einer bestialischen Wut und Grausamkeit niederwarf, wie sie selbst Rußland dem besiegten Polen gegenüber nicht an den Tag legte. Die Provinz sagt zu Paris: „Empfange für uns die Fremden, unterhalte und erstaune für uns die Welt, sei für uns geistreich, elegant, liebenswürdig, sende uns neue Moden, neue Stücke, neue Bücher, neue Kunstwerke, neue Entdeckungen und Erfindungen, wir werden alles mit Jubel aus deiner Hand empfangen, wir werden dir bei all diesem Thun die Wange streicheln und auf die Schulter klopfen, allein hüte dich, über die Grenzen der Befugnisse, die wir dir freiwillig eingeräumt haben,

hinauszuschweifen. Maße dir nicht an, uns regieren und Gesetze geben zu wollen, denn sonst müssen wir dich sofort unter Kuratel stellen und in der Politik heißt Kuratel Belagerungszustand." In Paris ist das allgemeine Stimmrecht der Arbeiter, in der Provinz ist es der Bauer. Der Arbeiter ist ein Luftballon, der haltlos im Raume umherfliegt, der Bauer ein Steinhaus, das mit festem Fundament in der Scholle wurzelt; der Arbeiter voltigiert, der Bauer sitzt; dieser hat weder den Wunsch noch die Fähigkeit, jenem in seinen leichten und launenhaft wechselnden Bewegungen zu folgen, und darum sind die politischen Luftsprünge von Paris fast ohne jede Bedeutung für das ganze Land.

Und noch in einem Punkte, in einem überaus wesentlichen, ist Paris nicht Frankreich, nämlich in der Art und im Charakter seiner Bevölkerung. Wer den Pariser kennt, der ist noch sehr weit entfernt, den Franzosen zu kennen. Der französische Nationalcharakter erleidet im glühenden Hochofen von Paris und unter der Einwirkung der ihm dort beigemischten äußerst zahlreichen fremden Elemente tiefe Veränderungen. Ein Krystall, den der Chemiker zusammen mit verschiedenen anderen agressiven Stoffen in seiner Retorte einem heftigen Feuer aussetzt, verändert so seine Form, seine Farbe, seinen Aggregationszustand, seine sämtlichen physischen und chemischen Eigenschaften und wird etwas Anderes, das nicht immer auch etwas Schöneres ist.

Es ist überhaupt ein hochwichtiges und hochinteressantes, aber bisher noch nie von einem Berufenen unternommenes Studium, das der specifischen Veränderungen, welche der menschliche Charakter im allgemeinen und der einer jeden Kulturnation im besondern in der Großstadt erleidet. Freilich, das Material zu diesem Studium liegt noch nicht seit langem vor. Das heutige großstädtische Leben datiert erst vom Augenblicke, wo allenthalben die Freizügigkeit eingeführt

wurde, und diese ist auf dem Kontinente kaum ein Vierteljahrhundert alt. Früher lebte man in der Großstadt unter anderen Verhältnissen wie heute. Man konnte sich nicht ohne weiteres daselbst niederlassen. Man mußte Vermögen, eine Geschicklichkeit, eine Stellung nachweisen; man mußte Verbindungen und Gutsteher haben und sich auf Freunde berufen können; man übernahm Pflichten und erhielt Rechte; manbe kam sofort einen festen, wohldefinierten Platz in einem großen gesellschaftlichen Bau eingeräumt. Heute ist das alles anders geworden. Man kommt aus der Fremde und man ist da. Man kennt niemand und wird von niemand gekannt. Kaum daß das Auge der Polizei den neuen Ankömmling einen Moment lang fixiert, meist ohne daß dieser es bemerken würde. Man ist ganz auf sich selbst gestellt und hat zuzusehen, wie man unter den neuen Verhältnissen sein Dasein einrichtet. In der Großstadt wird unter solchen Umständen der Mensch zu einem isolierten Wesen, welches der Welt so vorsichtig und mißtrauisch und welchem die Welt so fremd und feindlich gegenübersteht, als wäre es ein wildes Tier in der libyschen Wüste. Der Mensch wird in der Großstadt schlechter und finsterer; er verliert von seinem Menschentum. Der Arme wird neidischer, begehrlicher, feindseliger, der Reiche übermütiger, protziger, prahlerischer. Das Herz wird enger und der Gesichtskreis wird weiter. Man weiß mehr und man liebt weniger. Man wird flüchtig, denn man hat zu viel zu thun; die Eindrücke werden oberflächlicher, denn man empfängt ihrer zu allen Stunden so viele, daß man in drei Tagen aufgerieben wäre, wenn man jeden derselben tief und nachhaltig wirken lassen wollte; man wird energisch und brutal, denn wohin käme man, wenn man auf alle die Hunderttausende, mit denen man fortwährend in Berührung kommt, freundlich-zuvorkommend und selbstlos Rücksicht nehmen wollte? Und man wird vor allem in

seinen gesellschaftlichen Beziehungen kühler und reservierter, da man ja die Personen, mit denen man umgeht, nicht ganz genau kennen, nicht stets unter den eigenen Augen halten kann und nie ganz sicher ist, ob man seine Neigung und Freundschaft nicht an Unwürdige wegwirft. Die innigen, dauernden Sympathieen, die man auf dem Lande trifft, kommen in der Großstadt fast niemals auf; der Verkehr mit Bekannten ist ein äußerlicher, und es kann leicht geschehen, daß eine stadtbekannte Persönlichkeit, die großes Haus macht und täglich Gäste an der Tafel hat, keinen einzigen intimen Freund besitzt und vielleicht gar keinen besitzen will. Was aber den modernen Großstädter ganz besonders charakterisiert, das ist sein Losgelöstsein von jeder historischen Vergangenheit. Die geheimnisvollen Einwirkungen einer Vergangenheit, an der man sich eines Anteils bewußt ist, die gemütlichen Beziehungen zwischen dem Individuum und der Umgebung, die mit den Jugenderinnerungen und mit der Geschichte des Geschlechts tausendfältig verknüpft ist, alle die mächtigen moralischen Einflüsse, welche die durch Orte und Dinge stets wiederholte Mahnung an die hingegangenen Generationen auf das menschliche Gemüt ausübt und den auf der Erbscholle sitzenden Menschen gleichsam in beständigem Verkehr mit den Schatten der Ahnen erhält, diese Einflüsse kennt der Großstädter nicht und sie geben ihm nicht wie dem in historischem Boden Wurzelnden einen Halt in moralischen Krisen oder die Würde und das Verantwortlichkeitsgefühl, ohne welche es keinen männlichen Charakter giebt. Viele Eigenheiten des Yankee-Wesens erklären sich aus diesem Losgelöstsein von jeder historischen Vergangenheit, und in diesem Punkte ist fast jeder Großstädter ein Yankee. Man hat den Fürsten Bismarck lange Jahre um seines berühmten Ausrufs willen verspottet: „Die großen Städte sollten vom Erdboden vertilgt werden!“ Und doch äußert sich in diesem

zornmütigen Schrei vielleicht nur das Bedauern über die unleugbare Verflachung und Vergemeinerung, welche der menschliche Typus in der Großstadt erfährt.

Was von den Großstädten im allgemeinen gilt, das findet natürlich auch auf Paris seine Anwendung. Der Umwandelungsprozeß, der aus dem Franzosen einen Pariser macht, nimmt ihm gewisse Tugenden, die den Franzosen auszeichnen, und entwickelt in ihm gewisse Laster, die der Franzose nicht kannte. Der Franzose ist von Natur zutraulich, leichtgläubig, offenherzig; er wird in Paris unter der Herrschaft der Überzeugung, daß er auf Schritt und Tritt von kosmopolitischen Abenteurern und zweideutigen Existenzen umwimmelt sei, mißtrauisch und zurückhaltend; der Franzose ist gutmütig und liebenswürdig, in Paris wird er kaustisch und maliziös; sein ursprüngliches behagliches Selbstgefallen verschärft sich hier leicht zu Größenwahn und Unduldsamkeit; seine kluge Voraussicht und sein reger Sinn für das eigene Interesse nimmt hier die Form von Egoismus und harter Gewinnsucht an. Selbst die Höflichkeit, diese schöne Stammestugend aller Romanen und besonders der Franzosen, leidet unter dem Beispiel, das die brutalen Fremden geben, und der Pariser gewöhnt sich leicht die Rücksichtslosigkeit an, die er bei den englischen und deutschen Besuchern seiner Stadt mit solchem Unwillen beobachtet. Wer also den alten gallischen Nationalcharakter in seiner ganzen, fast weiblich-einschmeichelnden Grazie kennen lernen will, der muß ihn nicht am Pariser, sondern am Provinzbewohner studieren.

Freilich, in Paris selbst giebt man dies nicht leicht zu. Man affektiert da, die Provinz zu verachten und sich über die guten Leute, die sie bewohnen, lustig zu machen. Die Lustspieldichter sind unermüdlich in der Verspottung der Bauern und Kleinstädter. Sardou stellt in „Nos bons

villageois“ und „Les bourgeois de Pontarcy“ die Provinzler als äußerst odiose Typen, als dumm-pfiffige, boshafte, zanksüchtige Tolpatsche dar. Im „Journal Amusant“ giebt es für die Provinz nur eine einzige, in ihrer steten Wiederholung bereits ein wenig langweilig werdende Illustration: schiefe, zerlumpte Häuser, in den Straßen wühlende Schweine, Gänse mit weitaufgerissenem Schnabel und einige Leute in Blusen, langzipfeligen Nachtmützen und plumpen Holzschuhen, mit einem Tröpfchen an der Nasenspitze, einem aufgesperrten zahnlückigen Munde und weitaufgerissenen Glotzaugen. Und so giebt es zahlreiche Leute, die auf Leonce Petit, den ebenso boshaften als begabten Zeichner des humoristischen Blattes, schwören und dem Journal Amusant glauben, daß die Provinz nichts als zerlumpte Häuser, wühlende Schweine und schnatternde Gänse enthalte, die Provinzler aber glotzäugige, feuchtnasige Kretins in Blusen und Schlafhauben seien.

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß diese Darstellung ungerecht und falsch sei, so würde diesen Beweis am besten Paris selbst liefern. Sind denn die Pariser nicht selbst zu zwei Dritteln aus der Provinz eingewandert? Können die Leute von Landernau und Noisy-le-Sec gar so albern sein, wenn sie im stande sind aus ihrer Mitte so viele geistreiche und witzige Menschen für die Hauptstadt zu liefern? Von hundert berühmten Parisern sind neunzig und mehr geborene Provinzler. Gambetta ist ein Südfranzose, wie es Thiers war; Victor Hugo ist ein Champenois, wie Daudet ein Provençale ist; die „bons villageois“ redigieren die geistreichen Pariser Zeitungen, schreiben die brillanten Pariser Komödien und füllen die urbanen Pariser Salons; sie erinnern sich sogar in ihrem stolzen Paris noch ein wenig ihrer bescheidenen Heimatprovinz, halten im geheimen landsmannschaftlich zusammen und schwelgen bei regelmäßigen

Banketten, welche die Söhne derselben Gegend einmal im Monat vereinigen, in provinzialen Erinnerungen, wie denn die Normannen in Paris ihr Monatsdiner, genannt „diner de la pomme“, und die Provençalen ein solches unter dem Titel „la cigale“ (die Grille) haben.

Paris stellt mit seinem Glanze wohl den Rest des Landes in den Schatten, aber in diesem Schatten findet ein Auge, welches sich von der Metropole nicht blenden ließ, genug des Schönen und Merkwürdigen. Werfen wir denn einen Blick auf die französische Provinz, dieses wenig gekannte, verleumdete, geringgeschätzte und verspottete Land, und suchen wir die französische Nation an ihren kleinstädtischen und dörflichen Herden intimer kennen, achten und lieben zu lernen, als dies in der Hauptstadt möglich ist.

Im Burgunderlande.

An einem schönen Frühlingstage verließ ich die Hauptstadt, um einige Wochen lang in Südfrankreich umherzuwandern. Ich wollte gleich mit dem ersten Anlauf ein tüchtiges Stück Grund zwischen mich und Paris bringen und fuhr darum immer geradezu ins Land hinein; nicht Melun, nicht Fontainebleau mit seinen reichen historischen Erinnerungen lockten mich, und ich verließ den Expreßtrain erst nach siebenthalbstündiger Fahrt, als die Schaffner mit ihrem vereinten Rufe „Dijon!" die Luft erschütterten. Bald war ich behaglich im Hotel du Jura untergebracht, von dessen Fenstern ich die Berge sehen konnte, die dem Hause seinen Namen geben.

Da war ich nun in der Hauptstadt des Burgunderlandes, auf uraltem Germanenboden, den Sage, Poesie und Geschichte mit einer üppigen Flora von Erinnerungen überkleiden. Wenn das halbmythische Burgunderreich, einer der frühesten und mächtigsten Germanenstaaten, die sich aus und auf den Trümmern des römischen Gallien aufbauten, auch nicht von ganz denselben Grenzen umzirkt war wie das mittelalterliche Herzogtum Burgund, so fällt dieses doch

größtenteils mit jenem zusammen und es erbt mit dem Namen auch den Zauber der Erinnerungen, die sich an denselben knüpfen. Das ist das Land, von dem der Sänger der Nibelungen spricht:

„Ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn,
Daz in allen landen niht schoeners mohte sîn . . .“

Hier ist die Heimat der unglücklichen Kriemhild; hier herrschten die drei Könige, die „îr pflagen“, Günther und Gernot und Giselher der junge, „ein uzerwêlter degen“, hier lebte und lehrte in lichteren Zeiten der heilige Bernhard, von hier aus machten sich Philipp der Unerschrockene und Johann ohne Furcht zum Schrecken ihrer französischen und provençalischen Nachbarn; von hier endlich zogen die Heere Karls des Kühnen gegen die Schweizer aus, um sich bei Granson und Murten blutige Köpfe zu holen. Goldübersponnen von der Nachmittagssonne lag die Stadt vor mir; gerade unter meinem Fenster hatte ich die Porte Guillaume, ein altes Stadtthor im römischen Triumphbogenstil, dessen zahlreiche Verkröpfungen, Halbsäulen und Sockeln in der kräftigen Beleuchtung tiefe Schatten warfen und mit diesem malerischen Wechsel heller und dunkler Töne dem Bauwerke einen Anschein größerer Bedeutung gaben, als es in Wirklichkeit besitzt; da war die gotische Kirche St. Benigne, die mit ihrem hohen Dachrücken, ihrem schmalen Portal und ihrem endlosen, dünnen Dachreiter eine lebhafte Phantasie an einen plumpen feudalen Ritter in schwerem Eisenpanzer erinnern kann, der, seine Turnierlanze senkrecht in die Höhe gereckt, zu Schimpf oder Ernst ausreitet; hinter Thor und Kirche dehnte sich die Stadt mit engen Straßen, hohen Häusern und häufigen Türmen; wie ich das bunte Bild lange betrachtete, schwamm es mir vor den Augen, die festen Züge verwischten sich, ein goldener Nebel überflutete das

Sehfeld und in die Wirklichkeit spukten wunderliche Traumgestalten herein. Ich sah Kriemhild langsamen Schrittes zur Kirche wallen; sie trug ein reiches Kleid aus byzantinischem Goldbrokat, ihr süßes Angesicht war von einem weißen Schleier bedeckt und ihr seidenes Haar, mit Perlen durchwoben, flutete über den Rücken hinab; sie begleiteten ihre königlichen Brüder, die kühnen Recken mit dem dröhnenden Schritt und dem klirrenden Eisenkleid; im Gefolge fehlte der allzugetreue Lehnsmann nicht, dessen tückische Blutthat das ganze Geschlecht verderben sollte, und neben ihm schritt sein sanfter Freund Volker von Alzeie, der „Fidelaere", einher. Wie mein bezauberter Blick von der Kirche zum Thore schweifte, da wechselten Zeit und Leute und ich fand mich um ein Jahrtausend in der Geschichte vorgerückt; aus dem Thore quollen die Gewalthaufen Karls des Kühnen, Lanzknechte mit dem kecken Sturmhute, dessen eiserner Ranft vorn und hinten in die Höhe fährt und dessen eigenartige Form als „Bourguignon" bekannt ist; Ritter in blinkendem Stahlkleid auf schweren normännischen Rossen, die stolzesten Wappen der Christenheit auf ihren vergoldeten und versilberten Schilden führend; an ihrer Spitze er selbst, der tapferste Krieger seiner Zeit, der Herzog Karl in reicher mailändischer Rüstung, das bartlose Gesicht frisch gerötet, die kleinen adlerscharfen Augen blitzend, wie er auf dem schönen Porträt im Dijoner Museum erscheint; die Fähnlein mit den blauen und goldenen Schrägbalken Burgunds flatterten lustig im Wind; die Trompeten schmetterten hell und die Bürger in gelben und braunen Wämsern mit beschoppten Ärmeln und breiten Ledergürteln riefen den ausziehenden Kriegern anfeuernde Abschiedsworte zu. Soll ich mir das muntere Treiben nicht näher ansehen? Hinunter denn und mitten unter die wimmelnden Haufen!

... Ich fand die Straße still und menschenleer, als ich

hinunterkam. Durchs Thor zogen langsam zwei schwere Wagen mit Weinfässern hochbeladen; vor dem Portal der Kirche St. Benigne hockte eine alte, häßliche Bettlerin, die mir, als ich vorüberging, zudringlich die Hand entgegenstreckte und den zahnlosen Mund zu einem Schimpfworte öffnete, als ich ihr nichts gab; die ganze Romantik war verschwunden und es blieb nichts übrig als eine recht prosaische französische Provinzstadt mit 40,000 Einwohnern, die weder von den Nibelungen noch von Karl dem Kühnen etwas wissen. Daß sie die Nibelungen nicht kennen, verzeihe ich ihnen; der letzte Bearbeiter des Gedichts macht ja selbst „Wormze an dem Rine" zur Hauptstadt seines Burgunds, und wenn mir meine Phantasie die sagenhafte Kriemhild in Dijon zeigte, so that sie dies kraft einer bessern geographischen Erziehung, als der ritterliche Sänger im zwölften Jahrhundert sie erhalten konnte; allein daß Karl der Kühne in seiner Hauptstadt vergessen werden konnte, ist schnöder Undank und offenbare posthume Illoyalität. Was Wunder übrigens, daß ich in Burgund keine lebendigen historischen Reminiscenzen und kein partikularistisches Selbstgefühl antraf, da ich doch auf früheren Reisen selbst in der Normandie und Lothringen, selbst in Rouen und Nancy keine sehr starken provinzialen Erinnerungen vorgefunden hatte, obwohl die eine dieser Provinzen die mächtigste, eigenartigste, historisch bedeutendste Frankreichs war und die andere seit kaum einem Jahrhundert mit diesem verbunden ist!

Der herzogliche Palast wurde durch ungeschickte Um- und Zubauten in ein fades Rokoko-Präfekturgebäude umgebessert, an welchem nur noch ein kurioser viereckiger Turm mit kielbogigen Fenstern und Zinnen an die frühere Bestimmung des Schlosses mahnt; das sonst recht interessante Dijoner Museum ist an specifisch burgundischen Altertümern kläglich arm und die Namen Johanns ohne Furcht und Karls

des Kühnen sind den Burgundern nicht näherstehend, nicht geläufiger als die Karls des Großen oder Ludwigs des XIV. Der romantische Reisende wird das bedauerlich finden, allein der Politiker muß notwendig anders darüber denken. Ihm wird diese Erscheinung Bewunderung einflößen; er wird an ihr die großartige, die unwiderstehliche Anziehungskraft ermessen können, welche der französischen Staatsidee innewohnt. Kein anderer moderner Staat hat es so wie Frankreich verstanden, die verschiedenartigen historischen Individualitäten, aus denen jeder zusammengesetzt ist, in eine einheitliche, ungeteilte Nation zu verschmelzen, und von Ludwig XI. angefangen, der zuerst die feudalen Herzogtümer und Grafschaften in einen einzigen französischen Staat zusammenschweißte, bis zum Revolutionskonvent, der die alten Provinzbenennungen abschaffte und die Departementaleinteilung durchführte, verdienen alle Staatsmänner, die am Aufbau des französischen Nationalbewußtseins mitgearbeitet haben, den höchsten Preis und unbegrenztes Lob.

Da es solchergestalt für den Aufspürer alter Erinnerungen keine lohnende Beschäftigung gab, so war das Feld dem gewöhnlichen Beobachter allein überlassen. Ich fand die Straßen sehr rein, wiewohl infam gepflastert; eine Ausnahme machte bloß der stolze „Place d'Armes“, ein großer Halbkreis, dessen Sehne von der Präfektur gebildet wird und an welchem sich die elegantesten Kaffeehäuser und Restaurants Dijons befinden. Hier treiben sich fortwährend die Offiziere der starken Garnison herum, hier lungern auch die lokalen Elegants bis tief in die Nacht hinein, und auf den breiten Asphalttrottoirs dieses Platzes kann man sich gegen neun Uhr abends auf einem der Pariser Boulevards glauben.

Was jedem Fremden in Dijon sofort auffallen muß, das ist die große Zahl der Hunde, denen man begegnet. Vor jedem Laden, vor jeder Hausthür sonnen sich einige

dieser Tiere und zwar durchweg dicke, große, wohlgenährte Exemplare. Ich glaube, daß ein solcher Überfluß an satten, nichtsthuenden Hunden in einer Stadt ein ebenso sicheres Anzeichen von Wohlstand sei wie auf dem Dorfe die Größe und Anzahl der Düngerhaufen. Die herzerbarmenden, verhungerten Köter Konstantinopels und die armen, lastenschleppenden Hunde, die man bloß in unserem gefühlvollen Deutschland und „gemütlichen" Wien, sowie leider in neuerer Zeit auch noch in Brüssel antrifft, können natürlich nicht als solcher Beweis gelten; ich spreche eben bloß von vollgefressenen Luxushunden, die sich gleich indischen Brahmanen bloß mit Müßiggang und Beschaulichkeit abgeben. Man muß übrigens bloß die Menschen in Dijon betrachten, um sofort zu erkennen, wie berechtigt der Schluß von der Hundezahl auf den Wohlstand war. Es ist ein heiteres, gesundes, tüchtiges und schönes Geschlecht, das Dijon und ganz Burgund bewohnt; die Männer groß und stark, freilich auch etwas schwerfällig, die Frauen zierlich und behend, fast alle lichthaarig und blauäugig, im ganzen weit mehr den Schweizern und Süddeutschen als den übrigen Franzosen ähnlich. Das Leben in Burgund ist ein wahres Schlaraffenleben, und erst seitdem ich es kennen gelernt habe, weiß ich, was mit dem Sprichwort „leben wie Gott in Frankreich" gemeint ist. Auch auf den Tisch des gewöhnlichen Bürgers kommen bei jeder Mahlzeit, deren er zwei hauptsächliche im Tage hat (das Diner wird hier nicht wie in Paris um sieben Uhr abends, sondern nach alter Gepflogenheit um zwölf oder ein Uhr mittags, das Souper dagegen kaum vor acht Uhr eingenommen), vier oder fünf Fleisch- und Fischgerichte; dazu fließt der köstliche Burgunderwein, den ich für meinen Teil dem Bordeaux vorziehe, geradezu in Strömen, und ich bekenne frei, daß ich mich, so lange ich in Dijon war, von keinem Frühstücks- und Mittagstische erhob, ohne noch eine

gute Weile danach von gewissen Schwindelempfindungen heimgesucht zu sein, die man, ohne mir unrecht zu thun, immerhin mit dem Tischgetränk in Verbindung bringen mag. Natürlich ist eine solche Lebensweise dem Hang zur Melancholie nicht günstig, und wenn die Lese nicht gerade besonders schlecht geraten ist, dürfte es in Dijon schwierig sein, diese Erde in ihrer eigentlichen Natur als Jammerthal zu erkennen. So hallen denn auch die Straßen von Dijon immer von lustigen Gesängen wieder, auf jedem Munde sitzt ein heiteres Lächeln und eine freie Scherzrede, und ich begreife vollkommen, daß die beiden ausgelassensten und mutigsten Geister Frankreichs, Crébillon und Piron, in Dijon geboren wurden. Leute, die den Widerspruch lieben, werden mir freilich entgegenhalten können, daß andererseits doch auch der Leichenredner Bossuet ein Sohn Dijons sei, allein diesen Widersachern antworte ich, daß der hochernste Kanzelredner entweder nicht in Dijon erzogen wurde, oder an einer Magenkrankheit gelitten haben muß, die dem burgundischen Segen die erheiternde Einwirkung auf sein Gemüt unmöglich machte.

Eine Wahrheit wird dem Reisenden schon in den ersten Stunden seines Dijoner Aufenthaltes klar werden: um die altberühmte französische Höflichkeit kennen zu lernen, muß man in die französische Provinz gehen. Die „Rue Guillaume" in Dijon beispielsweise ist nicht viel weniger belebt als die „Rue Vivienne" in Paris; allein man wird niemals gestoßen oder angerannt, vielmehr weicht jeder behutsam dem Entgegenkommenden aus, wobei er ihm im Vorübereilen freundlich zulächelt und die Hand grüßend zum Hutrande erhebt. Dieselbe Zuvorkommenheit und Lebensart findet man im Theater, im Café, in der Kirche. Überall bemerkt man bei jedem das Bestreben, dem andern, auch wenn er ein Wildfremder ist, angenehm zu werden, auf seine Bequemlichkeit zartfühlende Rücksicht zu nehmen und selbst bei flüchtigster

Begegnung einen freundlichen Eindruck in ihm zurückzulassen. Gewisse Pariser, die sehr geistreich sind und von ihren angelsächsischen Besuchern den lebensklugen, rücksichtslosen Egoismus abgelernt haben, der diese im Verkehr mit Unbekannten nicht eben sympathisch macht, nennt dieses wohlgezogene, bescheidene Benehmen provinzielle Naivetät; ich aber bin Sonderling genug, diese kleinstädtische Naivetät der Pariser „Flottheit" vorzuziehen.

Alle diese Beobachtungen sind ohne Zweifel sehr lehrreich und bildend, aber nach viertägigem Aufenthalt in Dijon fand ich dennoch, daß ich mich schon zur Genüge mit der Erkenntnis des Unterschieds zwischen hauptstädtischen und provinziellen Manieren durchdrungen, auch die Lokalphysiognomie schon hinreichend in mich aufgenommen habe, und ich begann zu bemerken, daß ich mich langweile und daß Dijon bei nur einigermaßen windigem Wetter ein sehr staubiger Aufenthaltsort sei.

Sollte ich darüber unmutig werden? Wozu blickten mir denn die hohen Berge der Côte d'Or handgreiflich nahe ins Zimmer herein? Wozu winkten mir denn die rhomboedrischen Kirchtürme koketter Dörfer von allen Seiten? Und ich machte mich auf und trabte heitern Mutes auf den eigenen Beinen ins sonnige Land hinaus. Es waren schöne, eindrucksvolle, erinnerungsreiche Ausflüge. Einen Tag nahm ich die nahen Bergdörfer Talant und Fontaines, am andern dehnte ich die Wanderung bis Val-Suzon aus, einen dritten Tag suchte ich das Thal von Jouvence auf. Talant ist ein altes Nest, von einer Ringmauer umgeben und keck auf die Braue eines steilen Berges hingebaut. Fontaines zeigt modernere Züge und ist darum minder interessant. Um diese beiden Dörfer haben sich 1871 garibaldinische Truppen und Deutsche herumgeschlagen, und die Lokalchronik bewahrt die

Erinnerung großer französischer Siege, von denen der deutsche Generalstabsbericht kein Sterbenswörtchen vermeldet.

Überall, wo ich mit Dijoner Empfehlungen vorsprach, in Bauernhäusern und auf Pfarrhöfen, fand ich freundlichste Aufnahme und unabänderlich eine dringende Einladung zu Tische. Die Bauernhäuser flossen über von Reichtum und waren musterhaft rein, die Pfarrhöfe Sitze von Bildung und harmonischem Menschentum. Keiner der Bauern, bei denen ich Mahlzeiten einnahm oder übernachtete, wollte Geld annehmen, ja sie wiesen es gewöhnlich mit wahrem Unwillen zurück.

Und selbst meine Kriemhild vom Traumbild des ersten Tages fand ich leibhaftig wieder. Es war in einem Bauernhause zu Neuilly. Sie hatte blonde Zöpfe, blaue Augen und ein süßes Lächeln, das mich den leuchtenden Frühlingstag vergessen ließ. Ich fragte sie nach ihrem Siegfried, den sie nicht kannte, wofür sie aber in anderen, sehr interessanten Dingen bemerkenswert sichern Bescheid wußte, und wäre die freundliche Mutter nicht immer gar so aufmerksam bei der Hand und um den fremden Gast beschäftigt gewesen, ich glaube, es hätte sich leichtlich eine Aventüre der Nibelungen zwischen mir und der schönen Kriemhild abgespielt . . .

Nach einer Woche riß ich mich vom Dijoner Lotterleben los und setzte meinen Weg nach Mâcon fort. Mit diesem letztern Orte war ich bald fertig. Nach einem Tage schon konnte ich den hübschen steinernen Quai, die große Bogenbrücke zwischen der Stadt und der Vorstadt St. Laurent und die neugebaute romanische Kathedrale bis auf den letzten Buchstaben auswendig. Abends irrte ich in den höchst unvollkommen beleuchteten und anstößig gepflasterten Straßen umher und wußte nicht, was mit mir anzufangen. Auf meine Erkundigungen gab man mir die Auskunft, daß ein Theater existiert habe, eine Singspielhalle zustande kommen werde

und ein Wettschießen im Plane sei. So wurde ich mit der Abwandlung verschiedener Zeitwörter durch alle Zeiten und Formen bedient, allein diese ganze grammatikalische Diversion lief doch eigentlich nur auf ein einfaches „nichts da!“ hinaus. Die Eingeborenen, das sah ich bald, hielten sich an das Horazische

„Lenesque sub noctem susurri
Composita repetantur hora“,

allein an dieser ganz anmutigen und wünschenswerten Abend-unterhaltung war mir, dem Fremden ohne Bekanntschaft, kein Teil gegönnt, und so blieb mir nichts übrig, als um neun Uhr die Decke über die Ohren zu ziehen.

Am nächsten Morgen nahm ich den ersten Zug und fuhr nach Paray-le-Monial, das man von Mâcon in drei Stunden erreicht. Ich hatte an den Pfarrer eine Empfehlung aus Paris, die mir eine überaus freundliche Aufnahme verschaffte. An seiner Seite besichtigte ich die romanische Kirche, deren ältester Teil aus dem XI. Jahrhundert stammt, ein neugegründetes Kloster und eine interessante Ruine aus dem XV. Jahrhundert. Ich weiß nicht, ob den Lesern der Name Paray-le-Monial noch geläufig ist, da er in letzter Zeit durch Lourdes vollkommen in den Schatten gestellt wurde, allein vor einigen Jahren war er in aller Munde. Kurz nach dem Frankfurter Friedensschlusse unternahmen zahlreiche Mitglieder der damaligen Nationalversammlung eine mit dem allergrößten Eclat in Scene gesetzte Wallfahrt hieher und empfahlen ihr unglückliches Vaterland dem besondern Schutze des „Herzens Jesu“. Es ist ein dunkles Blatt der modernen Kulturgeschichte, auf welchem die Erzählung von der Paray-le-Monialer Bußfahrt verzeichnet steht. Nach trostlosen Niederlagen auf dem Schlachtfelde erlitt damals Frankreich eine neue schwere, geistige Niederlage. Paray-le-Monial schien das Andenken der Encyklo-

pädisten zu verwischen, wie Sedan das Andenken Jenas ausgelöscht hatte. Diese Pilgerfahrt des damaligen offiziellen Frankreich war ein Widerruf des achtzehnten Jahrhunderts, das nur durch Frankreich zum „Jahrhundert der Aufklärung" gemacht worden war. Die ultramontane Bewegung, die in der alten Kirche zu Paray begann, ist seither freilich zum Stillstand gelangt. Die Machthaber von 1871 sind in die Dunkelheit zurückgejagt worden, aus der nur ein großes Nationalunglück sie hervorgescheucht hatte, wie ein Erdbeben alle Käuzchen und Fledermäuse aus ihren Löchern in Türmen und Ruinen heraustreibt, und das heutige offizielle Frankreich bekennt sich wieder zur Verwandtschaft mit Voltaire und Diderot. Es war eine kurze Mode, diese Eruption apostolischen Eifers, und sie ist vollständig vorübergegangen, nachdem während ihrer Herrschaft allenthalben Kirchen und Klöster in die Höhe geschossen waren, das Unterrichtswesen an den Klerus ausgeliefert, die freie Forschung angefeindet, das Dogma für das staatsrettende Princip erklärt und fast ein Heiliger zum Oberbefehlshaber der französischen Armeeen ernannt worden war wie in früheren Jahrhunderten in Portugal und Spanien. Allein trotz ihrer kurzen Dauer ist aus dieser Frömmigkeitsmode eine traurige Lehre zu ziehen, die Lehre, daß es auch in Frankreich mit der vielgerühmten Aufklärung nicht gar so weit her sei. Am Hofe Ludwigs XV. und XVI. war allerdings Freigeisterei guter Ton, allein der Atheismus der guten Gesellschaft war eine aristokratische Exklusivität wie Champagnertrinken und Tabakschnupfen aus diamantbesetzten Dosen, und die Masse des Volks versagte sich völlig diesen wie jeden andern vornehmen Luxus. Im Herzen der Nation saß damals und sitzt noch heute der Ultramontanismus tief gewurzelt. Man muß nur mit offenen Augen durch Frankreich gehen, um zu dieser Überzeugung zu gelangen. Tritt wann du willst in eine Kirche, du wirst sie

immer mit Betern mehr oder minder gefüllt finden, im kleinsten Dorfe ebenso wie in dem großen Paris; sieh dir die Wände und Pfeiler der Kirchen und Kapellen an, du wirst die Unzahl der angehängten „ex voto“ und als Opfer dargebrachten Wachsbilder kaum mit dem Blicke ermessen können; frage die Priester, sie werden dir erklären, daß sie dem Beichtbedürfnisse der Gläubigen kaum gerecht zu werden vermögen. Jeder Altar durch ganz Frankreich ist mit frischen Blumen geschmückt, jede Heiligenstatue mit Flitter und Putz behängt, eine vernachlässigte Stätte der öffentlichen Andacht ist nicht zu finden, und nirgends, nicht im berüchtigten Spanien, nicht im verschrieenen Süditalien hat die Werkheiligkeit, die sich auf die äußerlichsten Gegenstände des Kultus und auf alle seine Diener erstreckt, eine solche Vertiefung und Ausbreitung erreicht wie in dem Frankreich, welches das Vaterland der Aufklärung ist.

Seien wir jedoch nicht ungerecht. Frankreich steht ja in diesem Punkte noch immer viel höher als die anderen großen Nationen, die die Arbeit des Menschheitfortschrittes zwischen sich teilen. Hier sind es mindestens nur die Frauen und die in der Kirche vor den modernen demokratischen Ideeen eine letzte Zuflucht suchenden Aristokraten, welche die ultramontane Gemeinde bilden und ehrlichen klerikalen Eifer bekunden, während die Männer des Mittelstandes bloß dem gesellschaftlichen Herkommen zu liebe und weil dies infolge des zähen Fortlebens alter Vorstellungen noch immer als eine Anforderung der Wohlanständigkeit gilt, an den äußerlichen Übungen des Glaubens teilnehmen und dabei über Religionssachen sehr kühl und vernünftig denken. Anderwärts aber ist der klerikale Geist durch alle Schichten des Volkes verbreitet und den äußern Praktiken entsprechen innere abergläubische Vorstellungen und Gefühle. Wir haben gesehen, wie es um diesen Punkt in den skandinavischen Ländern und

England bestellt ist, und daß auch in Deutschland die große Masse nicht aufgeklärter sei als in Frankreich, beweisen die Erscheinungen, welche den Kulturkampf begleitet haben, beweist die Existenz des Centrums im Reichstage, die Macht und Verbreitung der ultramontanen Presse, die Möglichkeit des „Wunders von Marpingen."

Wir stehen hier eben vor einem allgemeinen Phänomen, das sich nicht auf ein einzelnes Land beschränkt. Seit hundert Jahren breitet sich über die Oberfläche des geistigen Lebens Europas eine trügerische Decke von Aufklärung aus, auf welcher uns die Worte „lichtes Zeitalter", „freie Forschung", „wissenschaftliche Erkenntnis" entgegenleuchten. Allein unter diesem schön gewobenen Teppich gärt der unholde Kehricht des Aberglaubens und der blinden Kirchlichkeit. Die Geistes-aristokratie schüttelt ein altes Vorurteil nach dem andern von sich, allein die Masse der Völker liest dieselben sorgsam wieder auf. Die Naturforschung müht sich in ihren Laboratorien an der Erklärung des Lebensrätsels, aber die Menge geht an diesen Werkstätten glotzend vorüber und kniet nach wie vor vergnügt und gedankenlos auf die Fliesen ihrer alten Kirche nieder. Der materielle und der geistige Fortschritt bewegen sich nicht parallel. Der erstere geht in gerader Linie stetig und unaufhaltsam vorwärts, der letztere bewegt sich spiralisch; er beschreibt einen Halbkreis nach vorn, dann wieder einen Halbkreis nach rückwärts, und das Centrum seiner Kreisbewegung rückt nur unmerklich vorwärts. Darum wechseln Epochen scheinbarer Erleuchtung mit solchen finstern Rückfalls ab; darum kann in Berlin ein Jahrhundert nach Lessing eine „antisemitische Liga" gegründet, darum in Frankreich hundert Jahre nach Voltaire eine große offizielle Wallfahrt nach Paray-le-Monial veranstaltet werden. Es wird noch sehr, sehr lange dauern, bis die Aufklärung nicht bloß Privilegium der Menschheit-Elite und Modefirnis frivoler

Halbgebildeter, sondern auch Bewußtsein und Überzeugung der Volksmassen sein wird. „I believe in the immortality of Humbug“, „ich glaube an die Unsterblichkeit des Schwindels“, war das Glaubensbekenntnis des geistreichen Dean Milman, und ich teile dasselbe mit ihm. Darum ist mein Rat an jedermann: habt ihr Kinder und könnt ihnen keine Million hinterlassen, so laßt sie Geistliche werden; in dieser Stellung ist ihnen noch auf etliche Jahrhunderte hinaus Macht, Ehre, Reichtum und Wohlleben in dieser Welt gesichert.

Lyon.

Ich will nicht bei den Details meiner Rückreise von Paray-le-Monial nach Mâcon verweilen und ebenso wenig durch eine ergreifende Schilderung, wie ich im schlechten und teuern „Hotel des Etrangers“ zu Mâcon Haare lassen mußte, das Mitgefühl des teilnahmvollen Lesers zu erwecken suchen; genug, einige französische Goldfüchse hatten, nicht ohne meine Sympathieen mitzunehmen, den Besitzer wechseln müssen, und ich fand mich endlich an Bord des ansehnlichen Dampfers, der den Passagierdienst auf der Saône zwischen Châlon und Lyon besorgt.

Ich segnete meinen Einfall, die langweilige Eisenbahn seitwärts liegen zu lassen und mindestens einen kleinen Abschnitt meines Weges in etwas mehr patriarchalischer Art, nämlich zu Wasser, zurückzulegen. Auf dem Schiffe gab es viele Leute: vorn dörfliche und kleinstädtische Würdenträger, Kaufleute und sonstige „Honoratioren“, die aus der Departementshauptstadt an ihren häuslichen Herd zurückkehrten, hinten eine ganze Schar alter Weiber und junger Mädchen, die, wie es scheint, Gemüse, Geflügel und Lämmer nach Mâcon zu Markte getragen hatten und nun mit ihren leeren Körben,

zum Teil auch noch mit ihrer krähenden, schnatternden und blökenden Ware heimfuhren. Die Frauenzimmer staken alle in Holzschuhen und trugen als Kopfputz einen breitkrämpigen, flachen Strohhut, aus dessen Mitte sich ein senkrechter Cylinder, mindestens eine halbe Elle hoch, erhebt; man kann sich nichts Schnackischeres und zugleich Geschmackloseres denken als diesen Röhrenhut, allein unter seinem Ranfte lachte manch ein bemerkenswert schönes Gesicht hervor. Die Jungen und die Alten kicherten und klatschten durcheinander, daß das Rauschen der von den Schaufelrädern aufgewühlten Wellen und das Schnauben der Dampfmaschine lustig übertönt wurde, allein auch das Männervolk auf dem ersten Platze gab ihnen an Zungengeläufigkeit und Wortverschwendung nichts nach. Der Inhalt ihres Gesprächs war mir sehr interessant. Wenn in Paris irgendwo einige Franzosen beisammen sind, so erhebt sich sofort unter ihnen eine wild leidenschaftliche politische Diskussion, in welcher der Parteihaß zum dramatischesten Ausdrucke kommt. In diesen Debatten herrscht das Schimpfwort; an die Stelle der Argumentation tritt das Faustschütteln, die Grimasse, das Zungenherausrecken. Der Legitimist nennt den Republikaner Beutelschneider und Petroleur, der Republikaner den Legitimisten Dummkopf, Reaktionär, Mann der lettres de cachet und des Hirschparks, beide zusammen nennen den Bonapartisten einmütig Landesverräter und Galeerensträfling, und das wird so lange wiederholt, so lange bis zur Heiserkeit geschrieen, bis schließlich jede Partei von der andern wirklich buchstäblich glaubt, was das Aggressionsbedürfnis der politischen Leidenschaft in Momenten der Unzurechnungsfähigkeit oder doch Kritiklosigkeit über sie erfunden hat. Und dennoch giebt es in jeder Partei ehrliche, wohlgesinnte Männer, die der loyalen Beweisführung zugänglich wären und die nichts wollen als das Beste des Vaterlands; aber sie können einander

nicht finden, einander nicht die Hand reichen, denn zwischen ihnen starren gleich furchtbaren Mauern die verbrecherischen Beschuldigungen, mit denen seit Jahren jede Partei die andere überhäuft hat.

Anders in der Provinz. Hier kommen die politischen Gegner miteinander in stete gesellschaftliche Berührung und diese bricht den Gegensätzen die gefährlichste Spitze ab. Das Echo des fieberhaft aufgeregten Gezänks in Versailles und Paris wird schwächer und schwächer, je weiter man sich von der Hauptstadt entfernt. In der Provinz wird mild debattiert und schwach polemisiert und persönliche Achtung und Freundschaft überdauert den politischen Zwiespalt. In der Provinz wird weniger gestikuliert und mehr gearbeitet; man hört weniger das Geschrei politischer Heerlager und mehr den fröhlichen Gesang, der die Arbeit des Handwerkers und Pflugmanns begleitet, und unter dem trüben Schaum, den das Gepfluder der Professionspolitiker an der Oberfläche hervorbringt, liegt der tiefe, klare Ocean des Volkslebens mit Perlen und Korallen im Schoße.

Auch meine Mitreisenden auf dem Flußdampfer politisierten, aber durchaus ruhig und objektiv. Die politischen Gegner ironisierten einander mit gutmütigen Witzen, über die alles von Herzen lachte, aber es fiel ihnen nicht ein, sich ärgerlich zu erregen. Ernst und zornig wurden sie nur, als sie auf den letzten Krieg zu sprechen kamen. Denn es ist eine bemerkenswerte und unheimliche Thatsache, daß den Franzosen, die man leichtlebig und gedächtnislos nennt, in diesem Falle das Vergessen so überaus schwer wird. Noch heute, nahezu ein Jahrzehnt nach den schmerzlichen Katastrophen und dem Friedensschlusse, können — namentlich in der Provinz — nicht drei Franzosen zusammen sein und politisieren, ohne nach einer kleinen Weile auf das Thema des jüngsten Krieges zu geraten. Gedankengang und Führung

des Gespräches sind dann stereotyp: die Führer waren mit preußischem Golde erkauft, die Truppen siegten trotz ungeheurer Übermacht des Feindes in allen Schlachten, die Preußen stahlen Uhren, ihre Offiziere beschmutzten in bestialischer Weise die Wohnzimmer der bessern Häuser, im nächsten Kriege wird man ihnen das alles mit Zinsen heimzahlen u. s. w. Mir ist es immer tiefschmerzlich, dieses Fortleben eines tiefgewurzelten Völkerhasses zu beobachten, und so zog ich es auch diesmal vor, mich von der diskutierenden Gruppe zu entfernen und mir am Buge des Schiffes ein stilles Plätzchen auszusuchen, wo ich ungestört den Tag und die Landschaft genießen konnte.

Es hatte in der Nacht geregnet und die Luft war ziemlich kühl, aber die Sonne schien einem durch Leib und Seele bis ins tiefste Herz hinein, der Himmel war makellos rein, dunkelblau und tief, daß man glaubte, bis ins Paradies hinein und bis an die Stufen des Weltthrons sehen zu können, und in der Luft und auf Erden fühlte man das Weben und Wirken des jungen Frühlings. Die Bäume waren noch kahl, wiewohl es schon gleich einer schwachen grünen Flamme um ihre Kronen züngelte und ein leichter, zarter Laubanflug an den dünnsten Reisern aus der Ferne mehr geahnt als gesehen werden konnte; dagegen war der Rasen bereits kräftig entwickelt und ins sattgrüne saftige Gras woben das blaue Veilchen, die goldene Butterblume und die lichtgelbe Kleeblüte ihre bunten Farben. Es war ein reiches, gottgesegnetes, hochkultiviertes Land, durch welches der Strom dahinfloß. Über die breite Saône spannte sich mindestens einmal in jeder Meile eine solide Brücke aus Stein und Eisen, ihre Ufer waren fast der ganzen Länge nach mit Steinanwurf oder förmlichen Quais versehen; zu beiden Seiten liefen Eisenbahnen, prächtige Landstraßen und kaum minder gutgehaltene Gemeindewege; wo wir an Ortschaften vorüberkamen, da konnten wir in schöne, altertümliche Städtchen oder lachende

Dörfer hineingucken, fast alle mit Gasbeleuchtung versehen, viele mit stattlichen Häusern, stolzen Schlössern und netten Kaufläden, alle mit reinen Straßen und wohlgekleideten Bewohnern. In den Feldern schritten die Landleute in ihrer nie fehlenden blauen Bluse hinter den stattlichen pflügenden Zugpferden einher, auf den Wiesen lagerte herrliches Vieh, von den Weingärten, die sich auf den sonnbeglänzten Hügelchen an den beiden Flußufern vom Fuße bis zum Gipfel emporziehen und denen man keinerlei Verwüstung durch die Reblaus anmerkte, tönte lustiger Gesang der Arbeiter, die mit Karst und Hacke da droben emsig waren, es war ein Bild von Sattheit, Üppigkeit und Überfluß, wie ich es noch nie und nirgends gesehen hatte. Wo sind da die Spuren des Krieges, wo die Narben, welche die Amputation der fünf Milliarden gelassen hat? Wo sind die Schwären und Schwielen, die der heftige Steuerdruck verursacht? Man suche so viel man will, man wird nichts finden. Die Menschen, das Vieh, die Felder blühen; ringsumher wird unter den tausend rauchenden Schlöten der Fabriken Gold gemacht und in Äckern und Weinbergen brauen sich unermeßliche Reichtümer. Dieses Frankreich ist ein Kanaan, wo Milch und Honig fließt; es fühlte vier Jahre nach dem Friedensschlusse die Folgen des Krieges nicht mehr, als ein Elefant das Gewicht des Führers fühlt, der ihm auf dem Halse sitzt.

Thoissey und Belleville und Villefranche und Anse und andere Städtchen und Dörfer, malerisch die grünen Ufer entlang verstreut, hatten wir hinter uns gelassen, bis wir endlich nach fünfstündiger Fahrt in Lyon ankamen. Ich muß lange nachdenken, um mich einer Stadt zu entsinnen, die einen zugleich so angenehmen und so imposanten Eindruck auf den Fremden macht wie diese zweitgrößte Stadt Frankreichs. Stockholm mit seinen Seeflächen, Felspartieen und grünen Inseln ist ohne Zweifel sehr schön, aber die

Straßen und Gebäude sind nicht sonderlich bedeutend. Nur Edinburg mit seiner stolzen Stadtpracht in einem Rahmen von ausgesuchten Naturschönheiten läßt sich mit Lyon vergleichen, das überhaupt merkwürdigerweise mit seinen sechs- bis siebenstöckigen Häusern, alten Befestigungswerken und steilen Aufstiegen lebhaft an die schottische Königsstadt erinnert. Städte werden mit Recht als ein Gegensatz zur freien Natur gedacht; sie zerstören diese, löschen sie aus und überziehen ihre Stelle mit Menschenwerken, die nur selten für das Vernichtete entschädigen. Allein Lyon ist eine jener wenigen Städte, die die Landschaft nicht zu zerstören vermocht haben und in denen unter der Decke gleichförmiger Straßen und kahler Häuser noch der anmutige Wechsel von Berg und Thal und Fluß und Wald hervorblickt.

Die Lage Lyons ist eine eigentümliche und hochmalerische. Von Osten kommt der breite Rhonestrom aus der Schweiz herübergeschwenkt, aus dem Norden steigt die Saône herunter, um sich mit dem wilden Bruder zu vereinigen; eine Weile fließen die beiden Wässer nebeneinander her, zuerst durch einen Felsenzug, dann nur noch durch einen schmalen flachen Landstreifen getrennt, und können sich nicht finden. Endlich biegt die Rhone aus ihrer Bahn rechts ab und geht, wie es sich für den Stärkern geziemt, dem kleineren Flusse entgegen, nimmt ihn in sich auf und setzt den Weg dann mit ihm vereinigt gegen Süden fort; diesem kleinen hydrographischen Romane sehen ringsherum 800—1000 Fuß hohe grüne Berge zu, die ganz nahe bis an die Ufer der einander suchenden Flüsse herantreten. Die Stadt hat die vereinigten Flußthäler in Besitz genommen; auf dem mesopotamischen Alluvium, welches sich als Riegel oder Barre im letzten Teil ihres getrennten Laufes zwischen die beiden Flüsse schiebt, liegen die elegantesten Straßen und Plätze, auf dem Gneishügel, der die Landzunge nach Norden hin

begrenzt, baut sich eine Bergstadt, das berühmte Viertel „croix rouge“, mit steilen Straßen und Treppen terrassenförmig auf, während sein Haupt ein starkes Fort krönt; an den Seiten der beiden Bergzüge, die die Flüsse bis zu ihrer Vereinigung begleiten, klettern unansehnliche Straßen und altertümliche Häuser empor, bis es ihnen zu steil und zu unbequem wird und sie innehalten, um die Gipfel den Reben zu überlassen, die ihre Wurzeln in den fruchtbaren Löß schlagen und ihre Ranken in die weiche, wohlig warme Luft Südfrankreichs hinaussenden.

Die Partie Lyons, die ich mir die mesopotamische zu nennen erlaubt habe, kann an Pracht und Reichtum mit den elegantesten Vierteln der europäischen Großstädte wetteifern; da ist der Place Terreaux, ein streng regelmäßiges Quadrat mit einer Fontäne in der Mitte, umgeben von symmetrischen, gleich hohen Monumentalbauten, unter denen besonders der Palast der schönen Künste und das Stadthaus in reichem französischen Renaissance-Stil auffallen; da der Place des Jacobins, in einen Blumengarten umgewandelt, den eine marmorne Balustrade mit Skulpturgruppen an den vier Ecken einhegt, und der ungeheure Place Bellecour, der an Größe der Esplanade des Invalides in Paris nichts nachgiebt, mit einem Reiterstandbild Ludwigs XIV. von der Meisterhand Pugets; da sind die großen Parallelstraßen Rue Centrale, de Lyon und de l'Hotel de Ville, in denen ein Prachtgebäude sich ans andere reiht; ihre Asphalt-Trottoirs sind königlich breit und holländisch rein; Zeitungskioske und gewisse andere öffentliche Baulichkeiten, die nicht für geistige Bedürfnisse bestimmt sind, erinnern an die großen Boulevards von Paris; elegante Wagen füllen den breiten Straßendamm; das Volksleben ist bunt, rauschend, überschäumend; die Kaufläden sind luxuriös und zugleich geschmackvoll und werden von denen des Palais Royal und

der Rue de la Paix nicht in den Schatten gestellt; in den Schaufenstern leuchten die goldenen Farben der Lyoneser Seide, und um mich aus dem hohen Fluge poetischer Betrachtung zu einer platt praktischen Bemerkung herabzulassen: ich erkannte mit unwilligem Erstaunen, wie sündhaft übertrieben man mich in allen Großstädten bisher meine Seidenschirme und Krawatten hatte bezahlen lassen, wenn ich die mir geläufigen Preise mit denen verglich, die ich hier in allen Kaufläden verzeichnet fand. Ich hoffe, der Leser wird mir die naheliegende Weisheit zutrauen, daß ich mich hier mit den erwähnten Artikeln des täglichen Gebrauchs für eine gute Weile versah.

Nicht weniger als zweiundzwanzig Brücken spannen sich über die beiden Flüsse, die durch Lyon strömen. Die zahlreichen, mit Waren hochbepackten Lastwagen, die langsam durch alle Straßen rasseln, die vielen Flachboote und Zugdampfer, die fortwährend die Wellen der Saône und der Rhone furchen, sprechen für den großen Handelsverkehr der Stadt, und die glänzenden Cafés, die fast die ganze Nacht geöffnet bleiben, die Theater und öffentlichen Vergnügungsorte, die kein leeres Plätzchen aufweisen, und die lustigen Gesänge, von denen die Straßen in den gestörten Nächten widerhallen, zeigen, daß die Bevölkerung nicht bloß zu arbeiten und zu erwerben, sondern auch sich ihres Daseins zu erfreuen weiß.

Und mitten in dieses großstädtische Wesen ragt eine romantische, reiche, schöne Natur herein. Fünf Schritte hat man zu gehen, um aus dem Gewimmel des lauten Marktes in die herzerhebende Stille und Einsamkeit der Bergeswelt versetzt zu sein; man muß nur den Hügel hinaufsteigen, dessen Gipfel die Kirche Unserer lieben Frauen von Fourvière krönt. Diese ist eine alte kleine romanische Kirche mit sehr hohem achteckigen Turme über dem Chor, und auf der obersten Spitze

dieses Turmes steht eine eherne, über und über vergoldete Riesenbildsäule der heiligen Jungfrau, die ihr Antlitz der unter ihr liegenden Stadt zuneigt und ihre Hände segnend über dieselbe ausbreitet; sie übersieht von ihrem luftigen Standpunkte alle die Lande weit umher, und dem Auge, das sie hinwieder aus der Ferne sucht, erscheint sie, von der Sonne angeglüht, wie eine lichte Flamme, die aus dem weißen Turme gen Himmel zuckt. Die Kirche ist ein altberühmter Wallfahrtsort, und auch als ich den Berg hinanstieg, wallte desselben Wegs eine vielhundertköpfige Pilgerschar mit Kreuzen und Fahnen, mit frommem Gesang und stetem Fingerspiel am Rosenkranz.

Das ist einer jener Pfade den Berg empor, auf denen Goethes Gedicht „der Wanderer“ dem Geiste eingegeben werden kann. Aus tausend Augen blickt eine entfernte Vorzeit auf uns und unsere Sohle tritt einen Boden, den die Geschichte geheiligt hat. Man weiß, daß Lyon eine der ältesten Römerstädte Galliens ist; sie wurde vom Legionär Daulus 44 v. Chr gegründet, die Kaiser Augustus und Tiberius verliehen ihr große Privilegien, Claudius war sogar in ihr geboren und erwies sich seiner Vaterstadt kaiserlich wohlwollend, indem er ihr eine großartige Wasserleitung zum Geschenk machte und im Senate eine warme, selbstverständlich von Erfolg gekrönte Rede hielt, worin er für die Zulassung von Galliern in den Senat eintrat.

Es scheint, daß schon in jenen entfernten Zeiten das „Redenhalten zum Fenster hinaus“ wohlbekannt war; nur war es dem Redner damals etwas schwieriger als heute, sein Wort dem Publikum, für das es eigentlich berechnet war, zugänglich zu machen. Heute genügt ein freundliches Ersuchen an einen willfährigen Zeitungsreporter; damals mußte die Rede in eine Bronzetafel gegossen und nach der entlegenen Provinz gesendet werden. Die specielle Rede des

Kaisers Claudius ist nun richtig angekommen und hat ihre Wirkung gethan; die dankbaren Lugduner haben dem kaiserlichen Gönner ein Reiterstandbild errichtet, wovon noch Spuren vorhanden sind, und auch die Tafel mit der Senatsrede ist glücklicherweise im 16. Jahrhundert aufgefunden worden und bildet gegenwärtig eins der Prachtstücke in dem an gallo-romanischen Altertümern sehr reichen Museum zu Lyon.

Der Berg, auf dem Notre Dame de la Fourvière steht, ist mit römischen Altertümern übersäet; aus dem Grase hervorlugend und in Gartenmauern eingefügt, überraschen uns Inschriftenplatten; unser Fuß strauchelt über den Grabsteinen römischer Legionssoldaten; zerbrochene Urnen, verstreute Ziegel mit römischer Marke liegen überall umher; eine Quelle, die an der Wegseite hervorsprudelt, ist mit dem eingemauerten verstümmelten Kopf einer antiken Götterstatue verziert. Unsern Weg kreuzen die Reste einer mächtigen Wasserleitung, durch die sich jene großen Hygieniker ihr köstliches Trinkwasser viele Meilen weit aus eiskalten nektarischen Waldquellen hergeholt hatten; an fünf oder sechs Stellen erheben sich bedeutende Reste römischer Landhäuser, nette Villen kleiner Leute offenbar, die sich für ihre Sommerwohnungen keinen großen Luxus gönnen konnten, die sich mit wenigen und ziemlich beschränkten Gemächern begnügten und ihren Hauptgenuß in der frischen Luft und in der Aussicht fanden.

Aber welche Aussicht ist das auch! Vom Gipfel des Berges überspannt der trunkene Blick einen unendlich weiten Horizont, dessen Rahmen eins der schönsten Bilder des schönen Frankreich einschließt. Uns zu Füßen die große Stadt mit ihren schnurgeraden Straßen und weiten Plätzen; die beiden Flüße, die sich silbern durch lachende Thäler schlängeln und mit zahlreichen Inselchen wie mit Smaragden besetzt sind; im Norden das abwechselungsvolle Hügelland des Beaujolais; im Westen und Süden die schroffen Kämme

und Gipfel des Ardèches; im Nordosten die blauen, verschwimmenden Umrisse des Jura; weit weit im Osten, aber dem Blicke noch bequem erreichbar, die ganze große Alpenwelt mit blinkenden Schneefeldern und leuchtenden Gletschern und dem königlichen Montblanc, auf dessen alles überragendem Haupte die Wolken im Vorüberziehen ruhen. Es ist ein Panorama, an welchem das Auge stundenlang schwelgen kann, ohne sich sattzusehen. Und ich war noch dazu mit günstigem Wetter begnadet: nur über dem Laufe der Flüsse wallte ein leiser Nebel, mehr Duft als Nebel; der Himmel war fast wolkenlos und die Luft von einer Reinheit und Durchsichtigkeit, daß sie wie ein Fernglas näherbringend wirkte. Stundenlang saß ich denn auch auf einem behauenen Steine im Lararium, dem Götterzimmer eines verfallenen Römerhauses, vielleicht an derselben Stelle, wo vor achtzehnhundert Jahren der Erbauer dieser Ruine, ein römischer Steuereinnehmer oder manipelführender Unteroffizier, ins gallische Land hinausgesehen hat, und ließ meine Augen nach Herzenslust vom Montblanc nach dem Jura und von der Saône nach dem entfernten Loire-Gebiet reisen; kein Blick und kein Laut störte die Stille und die Einsamkeit um mich her; ein frühes Grillchen ließ sich nahebei hören, aus der Kirche tönte gedämpfter Orgelklang und Gesang in meine Ruine, aber die gefiederten Sänger waren noch nicht da, um die stille Luft zu beleben; ein Hund, der just vorüberlief, schnüffelte eine Minute ins römische Haus herein, allein da die penaria cella, die Speisekammer, schon seit anderthalb Jahrtausenden leer ist, hielt er sich nicht weiter auf, sondern setzte seinen Trab mit der den Hunden eigentümlichen Nachdenklichkeit fort. Das war der einzige Besucher, der zu dieser Stelle, so zu sagen mitten in einer volkreichen Stadt, während zweier Stunden kam.

Der Tag war weit vorgerückt, als ich in die Stadt

hinunterstieg. Ich kam wieder an den Pilgern vorüber, die gerade aus der Kirche strömten. Ich glaube, sie hatten ihren Nachmittag besser verwendet als ich; sie waren als Sünder heraufgekeucht und hatten sich oben einen großen Ablaß geholt und waren nun rein wie schneeweiße Englein, ich aber, ach! war noch derselbe arge Sünder, als welcher ich hinaufgekommen war.

Die Heimat der Troubadours.

Es ist wunderbar, welchen Einfluß acht Tage und vielleicht auch zwei Breitengrade auf die Pflanzenwelt üben können. Als ich Mâcon verließ, waren an den Bäumen noch kaum die Spitzen der Blattknospen gesprengt; mittlerweile hatte es in den Nächten tüchtig geregnet und am Tage hatte die Sonne mit aller Macht geschienen, und als ich von Lyon abreiste, um mich weiter nach dem Süden zu begeben, da fand ich die wonnigste Frühlingswelt, von der ein Dichter träumen kann. Wie hätte ich jauchzen mögen, als ich durch diese zauberische Landschaft hinflog! Wie hätte ich den grausam eiligen Eisenbahnzug stillstehen lassen mögen, um all diese überwältigende Schönheitsfülle länger in trunkener Selbstvergessenheit anstaunen zu können! Kein Rasen mehr in den Thälern und an den Berghängen, sondern tausendfarbige Blumenteppiche; die Fliederbäume eine rote Flamme wie der Dornbusch Mosis; die Mandelbäume eine Lawine von Blütenschnee; selbst die langweiligen Pappeln in den Alleeen in eine zarte Blütenwolke gehüllt, trockenen Philistern gleichend, die sich einmal im Jahr, etwa am ersten Mai,

ein Schwärmereichen erlauben; die Welt war voll Glanz und Duft und in diesem Jubelleben fehlte auch der Sang nicht mehr; denn schon waren die Vorposten der Wandervögel aus Afrika herübergekommen und zwischen den blütenschweren Zweigen der Bäume tönte bereits das helle Lied meines liebsten Waldsängers, der Amsel. Die Telegraphendrähte, welche das Bahngeleise begleiteten, glichen den fünf Linien eines Notenblattes, und die zwischen ihnen zahlreich sitzenden Singvögel muteten mich an wie Noten zwischen den Linien der Skala. Das war gewiß ein herrliches Musikstück, das sich da vor meinen Augen entrollte, und ein Mozart hätte sicher die Partitur zu lesen verstanden, welche die Vögelchen auf den Telegraphendrähten bildeten. In den Schroffen und Schründen der Gebirge des Dauphiné zur Linken und der Ardèches zur Rechten lagen wohl noch schmutzige Schneemassen vom Winter her, allein zwischen ihnen beiden war das leibhafte, lichte Paradies über die Erde gegossen.

Das war die rechte Zeit, um die Provence zu sehen, das Land des Sonnenscheins, der Lieder und der Liebe. Ich hielt mich wohl pflichtschuldigst einige Stunden in Avignon auf, um die alte gezinnte Stadtmauer und den Palast der Päpste und das historische Museum zu besichtigen, allein das war es nicht, was ich in dieser Gegend suchte. Es war mir recht gleichgiltig, daß die Päpste hier fünfundsiebzig Jahre lang Hof gehalten, ich kam ja nicht hierher, um verstaubte Geschichtsdaten aus meinem Gedächtnisse herauszustöbern, sondern um am frisch schäumenden Quell lebendiger Dichtung zu trinken. Und mir ward reichlich, wonach mich verlangte, in Aix, in Nîmes, in Arles, in allen Städten und Dörfern des anmutigen Landes, wo im Schatten der Öl- und Myrtenbäume die provençalische Zunge klingt.

Seit der Zeit, da die Menestrels mit ihrer Harfe von

Schloß zu Schloß und von Hof zu Hof zogen und überall das ewige Lied von Liebesglück und Liebesweh erklingen ließen, ist der Gesang in der Provence nicht ausgestorben. Und kann es anders sein in diesem Lande, wo der Himmel ewig blaut und wo in den sphinxenhaft schönen Angesichtern und unergründlich tiefen Augen der Frauen das süße und unheimliche Mysterium der Astarte dunkelt? Welche Köpfe, welche Augen, welche Büsten! Ich habe nie etwas Ähnliches gesehen. Phönizier und Griechen, Gallier und Römer und Sarazenen, alle Völkerschaften, die der Reihe nach kürzer oder länger in diesem Lande gewaltet haben, scheinen den besten Zug der jeder von ihnen eigentümlichen Schönheit in der Physiognomie der Landesbewohner zurückgelassen zu haben; die Griechen den schlanken, feinen Bau der Glieder und die herrlich entwickelte Büste, die Römer die dichten, stolz geschwungenen Augenbrauen und das tiefschwarze, wie Niello glänzende Haar, die Gallier das leichte Blut und den ewig heitern Sinn, die Sarazenen das mandelförmige, schwimmende Gazellenauge. Das alles findet sich vereint in der Provençalin und dazu noch eine Anmut des Gliederspiels, die die Bewegung zum Tanz, und eine Sonorität der Stimme, die das Wort zum Gesange macht. Schade daß dieses Prachtstück der Schöpfung nicht ganz vollkommen sein kann. Das edle Gesicht der Provençalin wird durch eine ganz männliche Behaarung grausam entstellt, die schon beim zehnjährigen Mädchen als schwacher Flaum erscheint und bei der Zwanzigjährigen bereits Husaren- und Sappeur-Dimensionen angenommen hat. Ich weiß wohl, daß es einen unreinen Geschmack giebt, der für einen Schnurrbart auf weiblicher Lippe, wegen der ihm wahrscheinlich mit Unrecht zugeschriebenen symptomatischen Bedeutung, geradezu schwärmt. Allein hier handelt es sich nicht mehr um einen „Schatten, der auf der Oberfläche spielt“, um eine „dunkle Tinte, die

das Rot der Lippe hervorhebt", und wie die lüsternen Bewunderer dieser kuriosen Schönheit sie sonst noch zärtlich zu besingen pflegen, sondern um einen richtigen Schnurr-, Kinn- und Backenbart, der nach dem Schermesser schreit und namentlich im reiferen Alter hexenhaft abstoßend wirkt. Mich erinnert diese übel angebrachte Behaarung an die Sitte der Süditalienerinnen und Griechinnen, auffallend schöne Kinder durch häßliche Tracht, schlampige Coiffure oder ein ähnliches Mittel zu entstellen, um so den bösen Blick, das malocchio, von ihnen abzuwenden. Es scheint, als hätte die Natur die blendende Schönheit der Provençalinnen zu bedenklich gefunden und sie durch den zugelegten Bartwuchs ein wenig entstellen wollen, um sie vor der jettatura zu schützen!

In diesem ganzen Lande zwischen den Alpen und den Pyrenäen, zwischen Lyon und dem mittelländischen Meere, doch hauptsächlich um die anmutigen Ufer der Durance und der Rhone, ist die Herrschaft der provençalischen Sprache noch ungebrochen. In Frankreich allein sprechen elf Millionen dieses Idiom, das außerdem von den nah verwandte Dialekte sprechenden drei Millionen Catalanen und Valencianern in Spanien und anderthalb Millionen Genuesen und Liguriern in Italien verstanden wird, so daß es an allen nordwestlichen Buchten des mittelländischen Meeres die ganze Küste entlang von Valencia in Spanien bis Spezia in Italien Kurs hat. Diese Sprache, die einst so vornehm und hoch entwickelt war und eine so reiche Litteratur hatte, ist seit Jahrhunderten zu einem mißachteten Bauerndialekt verkümmert. In der allerletzten Generation namentlich wurde das Provençalische hart angegriffen, ja in seiner Existenz bedroht. Seit die Eisenbahnen in diese Gegend eingebrochen sind, überschwemmen die Nordfranzosen die Provence, und in dem durch diese Invasion entstehenden Kampfe zwischen der Langue d'oc und der Langue d'oïl, zwischen der genäselten,

gewispelten und silbenverschluckenden Sprache der Pariser Boulevards und der volltönenden, weichen, rhythmischen Sprache der Provence muß die erstere siegen, da sie die Kirche, die Schule, die Verwaltung, die Litteratur und die vornehme Gesellschaft für sich hat, während die letztere sich bloß auf die Bauernbevölkerung, das Großmuttermärchen und den Volksgesang stützen kann. In den großen Städten stirbt denn auch das Provençalische allgemach aus. Der Commis aus Paris macht mit seiner langue verte Staat und wird vom naiveren Provinzler bewundert; das zeitungslesende Publikum betrinkt sich alltäglich in dem nichtigen leeren Bierschaum des Pariser Zeitungsjargons und verliert Sinn und Empfindung für ernste, kernige, gehaltvolle Sprache; so kommt es, daß der Marseillaise sich bereits seines Dialekts schämt und höchstens noch mit seinen Dienstboten provençalisch spricht. Allein man muß nur ein wenig ins flache Land hinausgehen und man wird alsbald Dörfer und Flecken finden, in denen man nicht verstanden wird, wenn man französisch spricht, und sich thatsächlich an den allgegenwärtigen Gendarmen oder an ein Schulkind wenden muß, um auf eine französische Ansprache eine französische Antwort zu bekommen. In den letzten Jahren hat sich überdies ein gewisser Widerstand gegen die Französierung des Landes und die Verdrängung des Provençalischen organisiert; Gesellschaften zur Pflege der heimischen Sprache und Litteratur sind gegründet worden, Tendenz-Publikationen erscheinen regelmäßig, Nationalfeste werden abgehalten, Preise für Arbeiten in der heimischen Sprache ausgeschrieben und feierlich verteilt, es ist mit einem Worte eine tiefgehende, weitverbreitete Bewegung, die nicht verfehlt hat, hier das hervorzubringen, was sonst nirgendwo in Frankreich zu finden ist: provinzielles Selbstgefühl und Achtung für den eigenen Dialekt.

Die bedeutendste und angesehenste dieser Gesellschaften ist die der „Felibres“, die ihren Sitz in Avignon hat. Der Name bedeutet „Dichter“, „Sänger“, und in diesem Namen liegt auch die äußerliche Tendenz des Vereins, der die Pflege der provençalischen Poesie an die Spitze seines Programms geschrieben hat. Die Gesellschaft veranstaltet jährlich ein großes, mehrtägiges Nationalfest und giebt einen Almanach heraus, an dem sich die besten Talente beteiligen und der in Tausenden von Exemplaren in den Händen der Landbevölkerung cirkuliert. Der schönste Beweis für die lebendige Wirkung, welche diese Publikation auf den Volksgeist übt, liegt darin, daß die Gedichte, heute im Druck erschienen, morgen bereits in der Spinnstube und auf der Heerstraße gesungen werden.

Vielleicht in keinem civilisierten Lande der Welt hat sich die Poesie so in ihrer ursprünglichen Naivetät und Unabsichtlichkeit erhalten wie in der Provence. Hier dichtet man noch, um einem innern Drange nach Wohlklang und Gleichmaß zu genügen, um nicht, und gedruckt zu werden, litterarischen Ruhm zu erringen und in die Akademie gewählt zu werden. Man singt am häuslichen Herde und im Walde mit dem Heimchen, mit der Nachtigall um die Wette und kümmert sich nicht mehr als Heimchen und Nachtigall darum, ob man Zuhörer hat oder nicht. Das Dichten ist hier der natürliche Ausdruck einer Stimmung wie das Lachen oder Weinen; jedermann ist mehr oder weniger Poet, allein niemand fällt es ein, daraus einen Lebensberuf oder ein Gewerbe zu machen. Jasmin, ein größerer Lyriker als irgend ein moderner Goldschnittpoet, war Coiffeur in Agen und hielt seinen Laden bis an seinen letzten Lebenstag offen, auch dann noch, als sein Porträt schon in allen Hütten der Provence neben dem Bilde der heiligen Jungfrau de la Garde hing

und vornehme Herren aus Paris eigens nach Agen kamen, um ihm die Hand zu drücken und ihm ein schmeichelndes Wort zu sagen; Réboul, den jeder, der seine Gedichte gelesen, neben Béranger stellen wird, war Bäcker in Nîmes, und sein Brot war darum nicht schlechter, weil seine Verse entzückend waren. Mistral, der Poet des schönen und rührenden Epos „Mireïo“, ist der Sohn eines Gärtners und selbst in bescheidener Lebensstellung; Roumanie, der bedeutendste und wohl auch bekannteste unter den lebenden Dichtern der Provence, ist Buchhändler in Avignon, und ich glaube, er hält sich nicht einmal einen Commis, denn er bediente mich persönlich, als ich bei ihm vorsprach, um mir ein Exemplar von „Leis Martegalado“, den lustigen Versen der Martigals, bei ihm zu kaufen und bei dieser Gelegenheit seine Bekanntschaft zu machen.

Die gegenwärtige provençalische Poesie ist ein ganz eigentümliches Gewächs; sie ist einigermaßen aus der alten Art geschlagen; sie kennt nur noch übermütige Laute, lustiges Lachen, leichte Scherze, feingespitzte Stachelworte; die ernsten Töne scheint sie ganz verlernt zu haben. Von der süßen, schwärmerischen Melancholie der Menestrels, von dem nachtigallenhaften Zauber der rührenden Liebesklagen jener Wandersänger hat sich keine Tradition erhalten. Die Welt ist im Laufe der Jahrhunderte ernster, düsterer, pessimistischer geworden, nur die provençalische Poesie hat sich in umgekehrter Richtung entwickelt und ist heute ganz Sonnenschein, ganz Lebensfreude, ganz Jubel und Lust. Diejenigen provençalischen Dichter, die bereits Bücherpoesie machen, versuchen wohl auch ab und zu die ernsten Register tönen zu lassen, allein diese Laute finden in den Häusern und Hütten der Provence kein Echo und bleiben toter Buchstabe, während die übermütigen Päane von Liebeslust und Weltgenuß alsbald von den Lippen des Volks wiedertönen.

Wenn man zuerst deutsche Weltschmerzpoesie aus der Lenauschen Schule und dann provençalische Dichtung von Roumanie liest, so hat man die Empfindung, als hätte man einen Leichenzug verlassen und wäre in einem Hochzeitshaus eingekehrt, wo Becher klingen, Lieder tönen und junge Leutchen einander verliebt anblicken.

Südfranzosen und Nordfranzosen.

Wir haben gesehen, daß die provençalische Bewegung, deren bedeutendste Verkörperung die „Felibres“ sind, äußerlich rein litterarische Alluren hat. Dennoch hat sie nicht verfehlt, manchen französischen Centralisten zu beunruhigen, und es sind oft Stimmen laut geworden, welche die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese Bewegung hinlenkten, dieselbe als eine politische denunzierten und ihre strenge und rasche Unterdrückung forderten, da sie sich sonst aus einer litterarischen und linguistischen leicht zu einer scharf partikularistischen, ja in letzter Linie sezessionistischen entwickeln könnte.

Manche an sich unbedeutende, aber in ihrem Zusammenhange sehr charakteristische Erscheinung der letzten Zeit scheint diesen mißtrauischen Warnern recht zu geben. Es ist nicht zu leugnen, daß dem Felibrismus eine partikularistische Tendenz innewohnt, welche der mit so großen Opfern erkauften französischen Nationaleinheit gefährlich werden könnte. In einer Unterredung mit einem deutschen Journalisten, welcher über dieselbe in einem großen Wiener Blatte berichtete, erklärte der Felibre Mistral ganz offen, daß der Entwicke-

lungsgang der französischen Politik ihm gar nicht behage und es in der Provence viele Personen gebe, welche in einer Lostrennung dieser Provinz und des Languedoc vom übrigen Frankreich und einer Vereinigung derselben mit Catalonien und Valencia zu einer sprachverwandten und stammeseinheitlichen Republik ihr politisches Ideal finden. Diese Unterredung, welche im Frühling 1879 stattfand, erregte in Frankreich großes Aufsehen und ungeheure Entrüstung. Die Pariser Blätter fielen mit der größten Leidenschaftlichkeit über Mistral her und verlangten, daß er unter die Anklage des Hochverrats gestellt werde, falls er die ihm von dem fremden Journalisten in den Mund gelegten Äußerungen nicht für erlogen erklären könne. Mistral ließ die hauptstädtische Presse eine Weile wüten, dann entschloß er sich zu einer verlegenen und obskuren Äußerung, des Sinnes, daß der deutsche Journalist ihn bei seiner immerhin unvollkommenen Kenntnis der französischen Sprache mißverstanden haben dürfte, daß seine Worte entstellt und übertrieben wiedergegeben worden seien, daß er ein guter französischer Patriot sei und dies oft genug bewiesen habe u. s. w. Ein eigentliches Dementi brachte er jedoch nicht zuwege, und so darf man annehmen, daß seine Äußerungen der Hauptsache nach doch wohl richtig wiedergegeben worden seien. Das ist um so wahrscheinlicher, als solche Ideen der Losreißung von Frankreich und Vereinigung mit Catalonien nicht bloß ab und zu in der Provence, sondern auch — und zwar viel häufiger — in den Nordostprovinzen Spaniens angetroffen werden.

Derartige im ersten Augenblick bis zur Lächerlichkeit unsinnig scheinende Wünsche wären übrigens bloß der extremste Ausdruck jener tiefen Gegensätze, die noch heute trotz mehrhundertjährigen innigsten Beisammenlebens unter der Herrschaft derselben Staatsordnung und Gesetze zwischen

dem Norden und Süden Frankreichs bestehen. So verschieden ist nicht der Schwabe vom Pommer, nicht der Sizilianer vom Piemontesen, kaum der Deutsche vom Franzosen, wie der Provençale vom Normannen. Der Unterschied zwischen beiden tritt in den wichtigsten wie in den nebensächlichsten Dingen zu Tage: in der körperlichen Erscheinung, in der geistigen Physiognomie, im Charakter, in den Neigungen und Gewohnheiten, ja selbst in der Lebensweise, der Nahrung ꝛc. Der Südfranzose ist klein, mager, ganz aus Knochen und Sehnen bestehend, dunkelhaarig, schwarzäugig, meist von mattem, gelblichem oder olivenfarbenem Teint, der Nordfranzose im Gegenteil groß, breit, derb, mit starker Neigung zur Korpulenz, häufig blond und lichtäugig und von hellerer Hautfarbe. Der Südfranzose ist überaus beweglich, flink, gewandt, im höchsten Maße nervös und beständig aufgeregt, der Nordfranzose etwas schwerfälliger, etwas langsamer und unvergleichlich ruhiger. Der Südfranzose trinkt Wein, der Nordfranzose Bier, Cider, Branntwein; jener liebt als echter Südländer die klassischen Würzen der Mittelmeervölker: Knoblauch und Zwiebel, dieser verschmäht jeden hohen Geruch und Geschmack in seiner Küche. Der Südfranzose ist ein Freund greller und lebhafter Farben und neigt in seiner Tracht zur Extravaganz, der Nordfranzose zieht diskrete, gebrochene Töne vor und sucht im Unauffälligen, Harmonischen, Korrekten das Wesen der Eleganz.

Diesen äußerlichen Eigenschaften entsprechen solche des Geistes und Charakters. Der Südfranzose spricht fortwährend und sehr rasch; er ist entzückt, sich reden zu hören; er hat eine überaus lebhafte Phantasie, welche ihn zu Übertreibungen, ja zur Unwahrheit verleitet; er prahlt, schneidet für sich und andere auf, lügt in der naivsten und kolossalsten Weise, ohne jede böse Absicht, fast gegen den eigenen Willen, mitgerissen von dem Schwunge seiner Einbildung, in welcher

sich die Dinge der Außenwelt ungeheuerlich vergrößert und verzerrt abspiegeln, verleitet von seinem Überredungseifer und dem Wunsche, auf die Hörer Eindruck zu machen, welcher ihn veranlaßt, alles, was er sagt, in der stärksten, effektvollsten Form, natürlich auch mit brillanten Ausschmückungen und Hinzudichtung besonders wirksamer Details, zu sagen. Dieses Aufschneiden und Übertreiben liegt so sehr in seinem Wesen, daß es seiner Kontrolle und seinem Urteile entgeht und er der erste ist, an seine Münchhausiaden zu glauben. Sehr bezeichnend für diese Eigentümlichkeit ist eine Anekdote, die ich unter den Tausenden auswähle, welche die Nordfranzosen zur Charakteristik ihrer südlichen Landsleute erfunden haben. Ein Pariser trifft in Marseille einen Eingeborenen, seinen Bekannten, und fragt ihn mit spöttischem Lächeln: „Was giebt's Neues? Ihr habt ja immer etwas Außerordentliches — ist heute nichts Wunderbares vorgefallen?" „Doch," antwortet der Marseillaise schlagfertig, „am Hafeneingang hat sich eine ungeheure — Sardine gezeigt, die so groß ist, daß sie die Einfahrt verlegt, so daß ein Schiff, welches heute früh einlaufen wollte, gezwungen war, vor dem Hafen vor Anker zu gehen." Der Pariser lacht, der Marseillaise lacht ebenfalls, beide schütteln einander die Hände und gehen auseinander. Unser Marseillaise hat irgendwo in der Rue de la République zu thun und bleibt da etwa eine halbe Stunde. Nach dieser Zeit schlendert er gemächlich zur Cannebière hinab, um in ein Café zu gehen, als plötzlich ein Freund in großer Hast und Aufregung an ihm vorüberstürmt. Er hält ihn gleich an und fragt äußerst neugierig: „Wohin so eilig? Was ist denn los?" Der andere antwortet mit fliegender Hast, indem er seinen Lauf fortsetzt: „Weißt Du die große Neuigkeit nicht? Heute früh hat sich am Hafeneingang eine ungeheure Sardine gezeigt, die so groß ist, daß sie die Einfahrt verlegt, so daß

ein Schiff, welches eben einlaufen wollte, gezwungen war, vor dem Hafen vor Anker zu gehen. Ich eile nun, mir das Wunder anzuschauen." Da bleibt unser Freund einen Augenblick lang nachdenklich stehen, dann sagt er zu sich selbst: „Ich muß doch auch hingehen, nachzusehen. Wie, wenn es denn doch wahr wäre?!"

Der Nordfranzose ist von alledem das Gegenteil. Er ist nüchtern, kühl, voll Selbstbeherrschung, vorsichtig darauf bedacht, in seinen Behauptungen sich nicht zu weit zu versteigen, und von bemerkenswerter Wahrhaftigkeit. Er ist ein Feind jeder Übertreibung und liebt die mathematische Genauigkeit. In seinem Geiste ist das Urteil die ausgebildetste, die Phantasie die verkümmertste Fakultät. Er sieht die Dinge wie sie sind, bewahrt von ihnen ein scharfes, in allen Proportionen richtiges Bild und schildert sie, wie er sie gesehen hat. Derselbe Vorfall, von einem Normannen und einem Provençalen beobachtet und von beiden geschildert, wird im Munde des einen zu einem amtlichen Protokoll, im Munde des andern zu einem Märchen aus „tausendundeiner Nacht"! Der Nordfranzose spricht epigrammatisch, der Südfranzose metaphorisch. Gemeinsam ist beiden bloß der Hang zur Verspottung, der aber beim Nordfranzosen nur in feiner Ironie, beim Südfranzosen dagegen in derber Anzüglichkeit Befriedigung sucht.

Der Südfranzose ist leicht zugänglich, entgegenkommend, überschwenglich; es ist sehr leicht, auf ihn einen Eindruck zu machen, aber allerdings ist dieser Eindruck weder tief noch nachhaltig; seine Freundschaft besteht in endlosen Beteuerungen und erdrückenden Umarmungen; er ist impulsiv und ungestüm in seinen Handlungen und voll Wankelmut und Inkonsequenz, weil er das, was er thut, erst klar beurteilt, wenn es bereits halb gethan ist. Der Nordfranzose verbirgt dagegen unter sehr leutseligen Formen eine vorsichtig-miß-

trauische Zurückhaltung, die man erst bei längerem Verkehr entdeckt; er giebt sich niemals ganz und bewahrt stets einen Winkel der Seele für sich, den er weder mit den Blutsverwandten, noch mit der Gattin, noch mit den intimsten Freunden teilt. Er prüft sorgsam und erwägt lange, ehe er etwas unternimmt, hat aber dann eine Zähigkeit und Ausdauer im Bethätigen seines Willens, in der er selbst vom Engländer nicht übertroffen wird. Es ist auf ihn trotz seiner mit glatter Freundlichkeit einhergehenden kühlen Reserve viel mehr Verlaß als auf den überströmenden, händedrückenden, augenwischenden und alles versprechenden Südfranzosen.

Wenn über den französischen Charakter von Ausländern so viele schiefe Urteile gefällt werden, so liegt dies hauptsächlich daran, daß der Fremde die verschiedenen Typen innerhalb der Nation nicht gehörig auseinanderzuhalten weiß und sie miteinander verwechselt und identifiziert. In Frankreich selbst macht man aber die notwendigen Unterscheidungen und begeht niemals den Fehler, alle Franzosen in einen Topf zu werfen. Die Kontraste zwischen Nord- und Südfranzosen sind so scharf zugespitzt, daß aus ihnen eine lebhafte gegenseitige Abneigung der beiden hervorgeht. Der Nordfranzose verabscheut und verspottet den Accent, das laute Sprechen, die heftige Gestikulation des Südfranzosen; er hält ihn für einen Komödianten, nennt ihn Poseur und „Hableur", Plaudertasche, und wirft ihm Unbeständigkeit vor; „Gascon" ist in seinem Munde ein Schimpfwort, welches einen Lügner und Großthuer bedeutet. Der Südfranzose vergilt diese harte Beurteilung und diese Antipathie mit gleicher Münze; ihm ist der Nordfranzose ein Egoist, ein gewinnsüchtiger Geldmensch, ein trockener Pedant; er nennt ihn zweideutig und hinterhältig und behauptet, man könne aus ihm nie ein gerades, entschiedenes, unverklausuliertes „Ja" oder „Nein" herausbringen; und wenn er ihm

nichts Böseres anzuhängen weiß, so sagt er ihm nach, er sei ein Einfaltspinsel und ein Provençale könne drei Nordfranzosen in den Sack foppen.

Diese Gegensätze, diese Abneigung zwischen den beiden Hauptgruppen der Nation haben übrigens nichts Überraschendes, sondern finden eine vollkommen ausreichende Erklärung in ethnographischen und historischen Gründen. Die heutige, äußerlich so einheitlich erscheinende französische Nation ist in Wirklichkeit ein sehr kompliziertes Völkergewebe, in welchem das gallische Element für das ganze Land die Kette, dagegen in den verschiedenen Teilen des Landes sehr verschiedene Völkerstämme den Einschlag bilden. Im Süden herrscht die römische, im Norden die germanische Blutbeimischung bedeutend vor, und so wiederholt sich in Frankreich, etwas gemildert und ausgeglichen allerdings, der große Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Volkstum, der in den letzten anderthalb Jahrtausenden die Haupttriebkraft der europäischen Geschichte gebildet hat.

Das alte Gallien war die civilisierteste und blühendste Provinz des römischen Reiches und in allen Dingen eine Fortsetzung Italiens; es war zugleich der loyalste Bestandteil des unermeßlichen Staates und fiel ihm am spätesten ab; Gallien suchte noch dem Reiche treu zu sein, als das Reich nicht mehr existierte; dieses Glied fuhr einige Jahre lang fort, mechanisch seine früheren organischen Dienste zu leisten, als das Haupt bereits abgeschlagen war. In Gallien blühten römische und griechische Kunst und Litteratur; gallische Redner waren im Forum Roms selbst berühmt, und die Rhetoren, diese Feuilletonisten des Altertums, die ihre leichten Aufsätze nicht in Zeitungen veröffentlichten, sondern einem Eintrittsgeld zahlenden Publikum vortrugen, hatten nirgends ein dankbareres Publikum und machten nirgends ergiebigere Rundreisen als in Gallien. Und mitten in diese hohe Civilisation

brach der germanische Einfall barbarisch verwüstend herein; das übermütige Eroberervolk setzte seinen schweren Fuß achtlos auf die römische Kultur und zermalmte sie, wohin es trat; seine ungezügelte Wildheit und kriegerische Tüchtigkeit erfüllte die Gallier mit Furcht, seine brutale Geringschätzung aller Geistesbildung mit Abscheu und Verachtung. Die Gallier brachten den Westgoten, Burgundern und Franken dieselben Empfindungen entgegen, wie die Italer den Vandalen und Longobarden oder die Byzantiner den Osmanen.

Die germanischen Eroberer blieben nur in den nördlichen und östlichen Theilen Galliens, in der Ile de France, in Burgund, im Dauphiné in dichten Massen beisammen; nur dort bildeten sie einen wesentlichen Teil der Bevölkerung; in den Süden, in die Provence und das Languedoc, drangen sie dagegen nur partienweise vor, und dort saßen sie wie später die Normannen in England bloß als Lehnsherren über dem Volke, während dieses selbst nahezu unvermischt gallisch blieb. Selbst die Aristokratie Südfrankreichs war nicht ausschließlich germanisch, da ein Teil der von den überrheinischen Eroberern vorgefundenen gallischen Primaten, adelsstolze Patricierfamilien, die in vielen Fällen den römischen senatorialen Rang besaßen, seine Stellung und Vorrechte auch unter dem neuen Regime bewahren konnte, freilich um den Preis einer schmerzlichen Verrohung und Annahme der rauhen Barbarensitten der germanischen Standesgenossen.

Bald genug beugten die Eroberer das Haupt unter den sanften Zwang der höheren Bildung und suchten sich die Kultur der Unterworfenen anzueignen. Sie legten ihre Sprache ab und radebrechten römisch mit ihrem germanischen Accent, der den Galliern grotesk und odios erscheinen mußte. Als Venantius Fortunatus, der letzte bedeutende Name der spätrömischen poetischen Litteratur, bloß ein Jahrhundert nach der fränkischen Invasion die Höfe der Söhne

Chlothers I. besuchte, wurde er allenthalben mit übertriebener Zuvorkommenheit aufgenommen, man affektierte Verständnis und Vorliebe für lateinische Poesie, man bemühte sich, selbst lateinische Verse zu machen, und begann sich sogar bereits seines barbarischen Ursprunges zu schämen. Dennoch blieben die Eroberer den Besiegten die Fremden und die Wilden, und ihre täppischen Bemühungen, sich die Gesittung der Unterworfenen anzueignen, steigerten nur deren Verachtung für ihre Herren.

Während im Norden römisches Recht und römische Verwaltung verschwanden und statt ihrer das fränkische Gesetz und die germanische Gauverfassung in Kraft traten, hielt der Süden auch nach der Eroberung an seinen alten Institutionen fest. Die Städte bewahrten ihre municipalen Einrichtungen, die später auch im Norden nachgeahmt wurden und schließlich zur Vernichtung der Feudalität und zur Begründung des monarchischen Despotismus führten, ihr Steuerwesen war nach den römischen Satzungen geordnet, das römische Recht fuhr fort, ihre Civil- und Kriminalangelegenheiten zu regieren, sie fühlten sich als die Erben der alten Kultur, berufen, diese gegen die sie umgebenden Barbaren zu verteidigen, was sie denn auch oft genug — man denke nur an die zahlreichen aquitanischen Städteaufstände im sechsten und siebenten Jahrhundert — mit den Waffen in der Hand thaten.

Also schon im frühesten Beginn der französischen Monarchie kam dem Süden vom Norden die Eroberung und die Barbarei, und der Bewohner des Landes südlich der Loire empfand für den Nachbar jenseits dieses Flusses Haß und Verachtung. Im spätern Mittelalter war der Süden dem Norden an Kultur unvergleichlich überlegen. Die germanische Feudalität, von Anfang schon sehr schwach, war zu Ende des elften Jahrhunderts fast bis auf die letzten Spuren

überwunden; die Freistädte gediehen herrlich und waren Herde der Gelehrsamkeit, des Handels und Kunstfleißes; die Sprache Südfrankreichs war hochentwickelt und schien die Erbin der römischen Weltsprache werden zu sollen, wie sie ihre schönste und wohlgebildetste Tochter war. Selbst in Italien zogen die Gebildeten und Vornehmen sie der einheimischen neolatinischen Vulgärsprache vor; an allen Höfen und in allen Burgen wurde sie gepflegt, wer auf Bildung und Lebensart Anspruch erhob, mußte sie verstehen; sie war weiter und tiefer verbreitet als heute die französische Sprache; Alfonso II. von Aragonien, Richard Löwenherz von England, der römische Kaiser und deutsche König Friedrich Babarossa dichteten in ihr, und Dante war ihrer so vollkommen mächtig, daß er neben seinen italienischen Versen auch viele provençalische schrieb. Als ein anderes Zeichen der hohen Kultur des Südens sei die religiöse Duldung und das erste Aufdämmern des Freidenkens angeführt. Die Juden waren zahlreich, wohlbegütert und geehrt; die Universität von Montpellier unterhielt freundlichste Beziehungen zu den maurischen Schulen von Córdoba und Toledo; wenn die Kreuzzüge dort begeisterte Teilnahme fanden, so ist dies vielleicht weniger dem christlichen Fanatismus als dem romantischen Hang zu fernen Reisen und Abenteuern zuzuschreiben; im Volke schien die Erinnerung an das klassische Heidentum aufzuwachen; es wandte sich von der überall sonst herrschenden mittelalterlichen Ascese ab und huldigte einer heitern Weltanschauung, welche die finstere Fleischabtötung verwarf und sinnlichen Lebensgenuß als schönsten Daseinszweck proklamierte; es wurde rationalistisch, indem es die alten arianischen Lehren schwach umgemodelt wiederbelebte, und erhob sich sogar zu einem an Atheismus grenzenden Pantheismus, indem es die kühnen Ideeen des Averroes gierig aufnahm. Während die Litteratur des Langue d'oïl die ehernen „Chansons de Geste“ hervor-

brachte, urgermanische Conceptionen in romanischer Sprache, durchweht vom Hauche der Skaldenpoesie, Ausgeburten einer kriegerischen Phantasie, die nur in Bluttaten schwelgt, am liebsten auf Schlachtfeldern zwischen Toten und Sterbenden weilt, keine höhere Tugend kennt als Tapferkeit und Treue gegen den Herrn und keinen herrlicheren Genuß, als einem Feinde mit dem Schwerte die Brust aufzureißen, hatte die Litteratur des Langue d'oc bloß die Liebe zum Inhalt; alle die zahllosen Aubaden und Serenaden, Pastourellen und Tensons, Chansons und Ritournellen drehten sich ewig um denselben Gegenstand: um Minnewerbung und Frauengunst; die süßlich-schwärmerische, würdelos speichelleckende, verhimmelnde Anbetung des Weibes, diese charakteristischeste Schwäche der romanischen Volksseele, die in der Religion den Marienkult, in der Kunst die Madonnen Raphaels, in der Litteratur die Rime Petrarcas und das Paradies Dantes, in der Kultur den mittelalterlichen Frauendienst und die moderne gesellschaftliche Herrschaft des Weibes in den romanischen Ländern erzeugt hat, und in der ich nichts anderes sehen kann als eine ungezügelte fleischliche Begehrlichkeit, die sich ein mystisch-poetisches Mäntelchen umhängt, damit sie sich mit einer Art Anstand in einer Weltordnung sehen lassen könne, deren Sittlichkeitsbegriffe von der christlichen Lehre der Fleischabtötung und Sündhaftigkeit alles Genießens abgeleitet sind, — die hündische Anbetung des Weibes, sage ich, war der einzige Gedanke, der den Hörern aus der Leier der Troubadours entgegentönte, und wenn ab und zu eine „Sirvente“ kriegerische Klänge anschlug, so erinnerte dies nur daran, daß ihre adligen Sänger einige Tropfen germanischen Blutes in ihren Adern hatten.

Das war der Kulturzustand Südfrankreichs, als plötzlich unter einem religiösen Vorwand der Norden im scheußlichen Albigenserkriege über es herfiel, es mit Feuer und Schwert

verwüstete, seine Bewohner zu Hunderttausenden schlachtete, seine blühenden Städte dem Erdboden gleichmachte und seine Kultur aufs neue mit eiserner Ferse ausstampfte. Mit dem Wohlstand und dem Frieden, mit den Städten und ihren berühmten Schulen ging dem Süden auch seine Bildung verloren; seine Litteratur verödete, seine Sprache wurde im Ausland von der Langue d'oïl verdrängt und mußte selbst im eigenen Lande in allen höhern Verwendungen, in der Justiz, in der Schule, in der Verwaltung, diesem verhaßten Idiom Platz machen, so daß sie zuletzt zu einem platten Dialekt von Bauern und Dienstmägden herabsank, aus welcher Erniedrigung die Felibres sie gegenwärtig wieder zu ihrem alten Glanze erheben möchten.

Zweimal binnen acht Jahrhunderten war also Südfrankreich von Nordfrankreich mörderisch überfallen, erobert, verwüstet, seiner Civilisation und zuletzt sogar seiner Litteratur und Sprache beraubt worden, und von der zweiten Invasion hat es sich nie wieder erholt, so daß es im heutigen Frankreich die untergeordnetere Rolle spielt, obwohl es noch immer mit erbitterter Hartnäckigkeit an der Vorstellung festhält, daß es das eigentliche Kulturelement in der Nation bilde und die heutige französische Civilisation ausschließlich sein Werk sei. Die Erinnerung an diese zweimalige Invasion, lebhaft und brennend im Geiste der Gebildeten, glimmt noch allenthalben in der provençalischen Volksseele und hält eine instinktive, nur selten ihrer Gründe sich bewußte Abneigung gegen die Nordfranzosen rege, die häufig zu politischen Gegensätzen führte. Als der Norden in der großen Revolution die royalistische Kontrerevolution unternahm, stellte der Süden die rotesten Republikaner und wütendsten Vendéebekämpfer; als nach den hundert Tagen der Norden bonapartistisch war, erklärte sich der Süden fanatisch für die royalistische Sache und zerriß napoleonische Marschälle in den Straßen seiner

Städte. Die strenge Centralisation hat zu verhüten vermocht, daß diese Abneigung des Südens gegen den Norden, in der der alte Haß des Galloromanen gegen den germanischen Barbaren fortlebt, zu einer die Staatseinheit gefährdenden Stärke anwachse; allein der Antagonismus bleibt unter der uniformen Decke der centralistischen Einrichtungen sichtbar und bildet einen schlummernden, aber nicht erloschenen Vulkan unter den Fundamenten des französischen Staatsbaus. Wenn zwei geschmiedete Eisenstücke zu einem einzigen Werkstücke zusammengeschweißt werden, so pflegt sich dieses später unter der Einwirkung einer besonders heftigen Gewalt an der Stelle zu spalten, wo die ursprünglichen Bestandteile sich miteinander vereinigen. Die heutige Einheit Frankreichs ist für alle gewöhnlichen und selbst für viele außerordentliche Vorkommnisse eines civilisierten Staatslebens fest und widerstandskräftig genug; ob aber in äußersten Katastrophen, vor denen das Schicksal Frankreich bewahren möge, die Zusammenschweißung zwischen dem Norden und Süden nicht brechen würde, wer vermöchte das mit Zuversicht zu sagen!

Marseille.

Das Meer! Das Meer! Meine Brust wurde weiter und mein Herz pochte rascher, als ich nach langer Zeit wieder einmal an der Küste stand und die Brandung zu meinen Füßen donnern hörte und hinaussah auf die unendliche blaue Fläche, die nur durch wenige kleine, blendend weiße Kalkinseln unterbrochen wird. Da hatte ich wieder das große Wasser und die schwellenden, langen Wogen und die silbernen Schaumkämme und heran- und hinweggleitenden Schiffe; da hatte ich wieder Masten und Segel und Dampferrauchfänge und Matrosengesang und den feuchten, frischen, salzigen Atem der See, der wie ein elektrischer Strom alle Nerven durchrieselt und wie ein Verjüngungsbad dem erschlafften Körper Spannung und Kraft wiedergiebt. Seit ich, von England kommend, bei Dieppe die französische Küste betreten, hatte ich die See nicht mehr gesehen, und die Sehnsucht nach ihr begann schon in meine Träume hineinzuspielen. Damals, als ich von ihr Abschied nahm, machte sie mir ein grämliches Gesicht; es war Ende Oktober, die Wasser des Kanals waren trüb, bleiern, von Stürmen aufgewühlt und die sechsstündige Überfahrt von Newhaven nach Dieppe ein Martyrium und

kein Genuß. Wie anders das Wiedersehen! Da war es Frühling und die Bläue der See wetteiferte mit der Bläue des azurnen Himmels, und sie lächelte so zauberisch, so lockend, wie wenn sie nichts anderes könnte als lächeln und murmeln und lullen!

Vielleicht war es die Freude, welche ich beim ersehnten Anblick des Meeres empfand, die mich Marseille so schön finden ließ, aber diese Stadt machte auf mich einen überaus günstigen Eindruck. Sie ist anmutig in ihrer Erscheinung und interessant in ihrem öffentlichen Leben. Marseille ist jedenfalls die kosmopolitischeste Stadt Frankreichs, selbst Paris nicht ausgenommen. In ihrem Hafen wehen die Flaggen aller Nationen, in ihren Straßen tönen alle Sprachen, die um das Mittelmeerbecken, diesen Hexenkessel verrückt durcheinander geworfener Völkerschaften, gesprochen werden, und Firmentafeln mit griechischen, armenischen, türkischen, arabischen hebräischen, russischen und chinesischen Inschriften ziehen auf Schritt und Tritt unsern Blick auf sich. Neben dem lichten Teint des Nordländers dunkelt das Schwarz eines Vollblutnegers, und oft genug sieht man Chinesen in ihren weiten blauen Kattunjacken und mit den orthodoxesten Zöpfen gruppenweise durch die Straßen wandeln, ohne daß sie sonderliche Aufmerksamkeit erregen würden. Unter den 300,000 Einwohnern, die Marseille zählt, sind nahezu 80,000 Italiener; die spanische Kolonie ist ebenfalls mehrere tausend Seelen stark; sie nährt sich mit bemerkenswerter Verleugnung ihres sprichwörtlichen Nationalstolzes zum großen Teil von den unritterlichen Gewerben des Hundescherens und Stiefelwichsens, und eine zahlreiche griechische Kolonie kämpft mit ihr um das Monopol in diesen Industrieen. Man wird sich vielleicht wundern, daß diese Gewerbe, die bei uns nur schwach kultiviert sind und größtenteils zur Hausindustrie gehören, hier so viele Münder zu

ernähren vermögen, allein man muß wissen, daß die Hundeschur sich hier — wie in Spanien und Italien — nicht bloß auf die langhaarigen Sorten wie Pudel u. s. w. beschränkt, sondern auf alle bellenden Vierfüßler erstreckt, und daß man fortwährend dem erstaunlichen Anblick eines auf dem Rücken ganz kahl geschorenen Bulldoggs oder Dachshunds begegnet. Und was das Stiefelwichsen anbelangt, so ist dasselbe als häusliche Thätigkeit hier völlig unbekannt. Dagegen giebt es in den Hauptstraßen Hunderte und Hunderte eleganter Läden, in denen die Schuhe für zehn Centimes gereinigt und für fünfundzwanzig sogar lackiert werden. Ich glaube, die freie Kunst des Stiefelwichsens hat hier die höchste Entwickelung erreicht, deren sie überhaupt fähig ist. Man denke sich einen eleganten Salon mit großen Spiegeln und Ölgemälden; darin eine Reihe hoher thronartiger Fauteuils, mit rotem Sammet tapeziert; der Klient läßt sich auf einem solchen Thron nieder, stellt jeden Fuß auf ein besonderes, schön stylisiertes stählernes Postament, zwei uniformierte Männer bemächtigen sich der Extremitäten und bearbeiten sie gleichzeitig, und während sie flink mit ihren Bürsten werken, reinigt und glättet ein dritter Mann den Hut, das Objekt all dieser Aufmerksamkeiten aber liest gemächlich eins der zahlreichen Journale, die im Laden aufliegen. Ist nicht zwischen den zerlumpten Shoeblacks, die mit ihren plumpen hölzernen Kasten mitten in den kotigen Straßen Londons herumlungern, und diesen eleganten Tempeln der Schuhreinigung ein ebenso großer Abstand wie zwischen der wandelnden Garküche des Jahrmarkts und den Salons der Maison dorée?

Noch eine andere Erscheinung hat mich in Marseille ungemein überrascht. Ebenso zahlreich wie die Stiefelwichsläden, ja noch häufiger als diese, sind öffentliche Anstandsorte, ebenfalls großartige Unternehmungen mit elegantester

Einrichtung und einem starken Dienerpersonale. In den Hauptstraßen sind sie zu Dutzenden zu finden und jeder einzelne der Läden enthält zehn, ja zwanzig Kabinette. Diese Häufigkeit, wie sie sonst nur in Kurorten mit laxativer Tendenz, wie Marienbad oder Kissingen, vorkommt, verbunden mit dem geringen Preis, der für alle die Herrlichkeit blos 5 Centimes, 4 Pfennige, beträgt, brachte mich anfänglich auf die Vermutung, daß vielleicht eine besondere Eigenschaft des städtischen Trinkwassers diesen Instituten massenhaften Zuspruch und finanzielle Prosperität sichere; allein als ich mich besser in der Stadt umgesehen hatte, fand ich eine andere, die richtige Erklärung dieser Lokalerscheinung. Wer Paris nicht bloß vom Grand Hotel her kennt, weiß, daß es dort in allen ältern Häusern, selbst in großen Mietkasernen mit sechs Stockwerken, nur eine einzige Kloake im obersten Geschoß giebt, deren Greuel zu beschreiben mir erlassen sei; nun denn, in Marseille ist dieses schöne Princip logisch weiter entwickelt und bis zur Vollendung geführt worden: hier ist der Anstandsort einfach abgeschafft: von zwanzig Privathäusern besitzt günstigstenfalls nur eins einen solchen, und wo keiner vorhanden ist, da bleibt es der Findigkeit der Einwohner überlassen, sich mit ihren natürlichen Bedürfnissen in der einen oder andern Weise abzufinden. Die anständigen Leute bedienen sich natürlich der Vorteile, die ihnen privater Unternehmungsgeist bietet, und opfern willig täglich die 5 Centimes, mit denen sich die gastfreundlichen Gegensätze der Restaurants begnügen; allein wer diesen einschichtigen Sou nicht geben kann oder will, der ist darum auch nicht in Verlegenheit, wie ein entsetzter Blick in die Nebengassen und namentlich auf die Umgebung des alten Hafens sofort erkennen läßt.

Dieser unglaublich weitgehende Cynismus ist einer der Züge, die Marseille eine wesentlich orientalische Physiognomie

verleihen. Die grellfarbig gestreiften Zeltdächer über den Straßenläden, die engen, gewundenen, auf und nieder steigenden Straßen in der alten Stadt, die hohen, schmalen Häuser, aus deren Fenstern bunte Lumpen und Lappen heraushängen, die Geldwechsler auf den Straßen mit den Haufen verschiedenartiger Scheidemünze vor sich, die Fisch- und Muschelhändler, die mit gellendem Geschrei umherrennen, in der einen Hand den Korb mit der unappetitlichen Ware, in der andern eine Hebelwage von archaistischer Konstruktion, die sonngebräunten Mädchen mit den Körben voll Orangen, Datteln, Rosinen und Feigen auf dem Kopfe und einer nie verstummenden lärmenden Anpreisung ihrer süßen Ware auf den Lippen, die öffentlichen Schreiber, die in hölzernen Buden an den Straßenecken ihre Kunden erwarten und mit ihrer litterarischen Beschäftigung einen Kerzen-, Tinten- und Zündhölzchenhandel verbinden, alle diese Erscheinungen erinnern mehr an Kairo oder Smyrna als an eine französische Stadt ersten Ranges.

Was aber hauptsächlich an die Nähe des Orients mahnt, das ist das hochausgebildete Lazzaronitum, in welchem Marseille mit Neapel konkurrieren kann. Es scheint, daß ein volles Drittel der hiesigen Bevölkerung von Müßiggang lebt, der durch accidentelle Mahlzeiten selten und kurz unterbrochen wird. Alle Cafés, Bierhäuser und Absinthlokale sind stets überfüllt; wo irgend ein Platz zum Sitzen oder Liegen vorhanden ist, da läßt sich sofort eine Gruppe Nichtsthuer nieder; die häufigen Steinbänke auf den Boulevards, die Stufen vor dem Häusern, die breiten Steinplatten der Quais und Molos, die Boote, Fässer und Warenhaufen im Hafen, alle sind besiedelt, so lange die Sonne scheint, und wenn es Abend wird, machen sich alle die sonnverbrannten Lungerer auf die Beine und schwärmen, Weibsvolk, Männer, Kinder und Hunde durcheinander, mit Geschrei und Gesang

und Gelächter gleich einem aufgescheuchten Volke Bienen bis tief in die Nacht hinein in den Straßen herum. Es dauerte mehrere Tage, bis ich mich daran gewöhnte, in diesen maulaufsperrenden, schwatzenden und gestikulierenden Menschenhaufen, die an manchen Stellen fast den Verkehr unterbrechen, nicht einen Auflauf, sondern einen gewöhnlichen Zug der Marseiller Straßenphysiognomie zu erblicken.

Um Marseille schön zu finden, muß man nicht in die alten Quartiere gehen. Diese scheinen sich noch heute in demselben Zustande zu befinden, wie die ersten Gründer der Stadt, unternehmende Phoker, sie 600 Jahre vor Christus errichtet haben. Sieht man diesen Urweltschmutz, diese geschwärzten Häuser von prähistorischer Bauart, die abenteuerliche Tracht der Bewohner und den unnennbar bunten Kram in den dunkeln Kaufläden, so erwartet man, in irgend einer dieser verworrenen Zickzackstraßen einem phönizischen Glaser, karthagischen Leinwandhändler oder großgriechischen Töpfer zu begegnen, und ist ganz erstaunt, einen modern uniformierten Schutzmann zu treffen oder mit einem Menschen zusammenzustoßen, der auf dem Einmann-Trottoir in die Lektüre des „Petit Marseillais" vertieft einherschlendert.

Ganz anders präsentieren sich die modernen Quartiere. Die Hauptstraße, die den wunderlichen Namen „Cannebière" führt, rechne ich zu den Sehenswürdigkeiten Frankreichs; die Boulevards, hier zum Teil „Course" (italienisch Corso) genannt, sind breit, leidlich rein, mit prächtigen Platanen und Linden bepflanzt; auch in den Nebenstraßen finden sich elegante Kaufläden und geschmackvoll arrangierte Schaufenster, und in diesem Teile der Stadt scheint nur das Pflaster des Bürgersteigs antike Traditionen bewahrt zu haben. Es besteht nämlich aus Ziegeln, die auf die Kante gestellt und zu einer Zickzackfigur aneinander gefügt sind, eine Pflasterungsmethode, der wir in den Häusern jener minder wohlhabenden

antiken Griechen und Römer begegnen, die sich nicht den Luxus eines Mosaikstrichs gestatten konnten.

Die Umgebung von Marseille ist reich an schönen Punkten. Meilenlange schattige Alleeen hundertjähriger Bäume strahlen nach allen Richtungen ins offene Land hinaus; elegante Villen und Gärten sind anmutig umhergestreut, und da und dort erheben sich hohe, wilde Felsengruppen, die einen romantischen Zug in dieses freundliche Landschaftsbild bringen. Auf einem der höchsten dieser Felsen steht die Kirche Notre Dame de la Garde, die in der ganzen Provence und auch bei dem italienischen und spanischen Schiffsvolk, das mit Marseille verkehrt, einer hohen Verehrung genießt. Ähnlich der heiligen Jungfrau de la Fourvière in Lyon ist die ganz vergoldete Marienstatue auf die Turmspitze der Kirche gestellt und bildet den ersten Punkt, dessen der Schiffer auf hoher See bei seiner Annäherung ans Land ansichtig wird. Den Stolz Marseilles bildet mit Recht der Prato, eine sechs Kilometer lange, leider schattenlose Promenade an der Meeresküste, die namentlich in der Abendkühle einen prächtigen Spaziergang mit der Aussicht auf die offene See, die aus- und einfahrenden Schiffe, den Leuchtturm und die kleinen Inseln, die sich im Angesicht des Hafens über den Meeresspiegel erheben, gewährt.

Eine dieser Inseln hat einen Ruf, der über die Grenzen Europas hinausgeht, und der Fremde, der nach Marseille kommt, würde es für eine schwere Sünde halten, sie nicht zu besuchen. Es ist die Insel, auf welcher das Château d'If erbaut ist.

In diesem einsamen, sonndurchglühten, trostlosen Gebäude war Philipp Egalité vor seiner Hinrichtung gefangen; hier hielt das Revolutionstribunal von Marseille seine durch Blutthaten berühmten Sitzungen, hier waren nach dem 1851er Staatsstreiche und der Niederwerfung des 1871er Commune-

aufstandes Hunderte von Unglücklichen zusammengepfercht, die in den dumpfen, finstern Kasematten und bleikammerartig schwülen Zellen ihr Todesurteil oder ihre Deportation nach Cayenne oder Neukaledonien erwarteten. Doch besser als von diesen historischen Thatsachen wird wohl vielen Lesern Schloß If daher bekannt sein, daß Alexander Dumas den Anfang seines Romans „Monte Christo" hieher verlegt hat; wenigstens kümmert sich von den Hunderten Fremder, die jährlich die einsame Klippe besuchen, kaum einer um die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dieses alte Staatsgefängnis knüpfen, während so ziemlich alle nach dem Loche, das der Graf Monte Christo in die Wölbung seines Gefängnisses gegraben, nach der Sonnenuhr, die er sich an der Mauer konstruiert hat, nach dem Felsen, von dem er, in einen Sack genäht, ins Meer geworfen wurde, fragen und ein sehr gläubiges und andächtiges Gesicht machen, wenn ihnen der schlaue Wächter alle die verlangten Merkwürdigkeiten zeigt. Der Vorgänger des gegenwärtigen Schließers, ein alter Murrkopf von ausgedientem Unteroffizier, erregte nicht geringen Unwillen bei den Besuchern, wenn er ihnen auf die dringenden Fragen nach den Monte Christo-Kuriositäten barsch erwiderte, von all diesem Schnickschnack wisse man hier nichts und in If sei nie ein Gefangener Namens Graf Monte Christo registriert worden; er verletzte damit die heiligsten Gefühle poetischer Pensionärinnen und erschütterte schmerzlich ihren festen Glauben an das gedruckte Wort, und die Folge davon war natürlich, daß man beim Abschied die Hand nicht zu weit öffnete. Der gegenwärtige Concierge, ein junger hübscher Mann mit verschmitzt blinzelnden Schwarzaugen, versteht die Welt besser; er zeigt so viele Monte Christo-Reliquien, als man nur immer will, er verkauft sie sogar und erfindet immer neue Details aus dem Leben des illustren

Gefangenen, wobei er sich, wie er mir offen sagte, sehr gut stehe. Mundus vult decipi!

Sein Leben ist übrigens kein beneidenswertes; jetzt, wo im Schlosse kein Gefangener verwahrt wird, ist er mit seiner Frau, zwei Kindern und einem alten Pensionär allein auf der Insel. Jeden dritten Tag kommt ein Regierungsboot aus Marseille und bringt ihm und den Bewohnern der benachbarten Insel, auf welcher sich das Marine-Hospital befindet, Lebensmittel, deren er stets für längere Zeit in Vorrat haben muß, da bei hochgehender See eine Landung auf der Klippe unmöglich ist. Sein Trinkwasser bezieht er aus einer Cisterne, und wenn diese in heißen, regenlosen Sommern austrocknet, so ist er auch darin auf das Erscheinen des Provisionsboots angewiesen. Die Oberfläche der Insel ist eine weiße, in der Sonne heißglühende Kalksteinplatte, so kahl und dürr wie eine Schiefertafel. Der Concierge bringt sich zwar in einem Boote vom Festlande Erde herüber und legt sich einen kleinen Garten an, in dem er etwas dürftiges Gemüse zieht, allein ein einziger heftiger Gewitterregen, ein einziger „Mistral", der heiße Sturm, der aus der Sahara herüberweht, schwemmt oder bläst ihm seinen ganzen Garten ins Meer hinaus. Dennoch giebt es Wesen, die freiwillig dies unfreundliche Heim mit der Concierge-Familie teilen: es ist dies ein Schwalbenpaar, das unter dem Dache ihrer Wohnung nistet; gerade an dem Tage, als ich die Insel besuchte, war es zur großen Freude der beiden Kinder aus Afrika eingetroffen und flatterte geschäftig um die alte Brutstätte, die Winterschäden ausbessernd und die Sommerresidenz neu instandsetzend.

Der Socialismus in Frankreich.

Frankreich hat in Europa den Ruf, Heimat und Hauptsitz des Socialismus überhaupt und ganz besonders der extremsten Form desselben, nämlich des Communismus zu sein, jenes modernen Gespenstes, vor dem der Reiche in seinem Marmorpalaste erbleicht und das die Regierungen mit Bannspruch und Exorcismus zu bekämpfen suchen, und in Frankreich selbst bezeichnet man die großen Städte des Südens als Brütepfuhl, wo die communistische Pest geheckt werde. Thatsache ist, daß die communistische Bewegung im Jahre 1871 bloß in Lyon und Marseille ein Echo fand, während das ganze übrige Frankreich sich der neuen Revolution gegenüber feindlich oder gleichgiltig verhielt; Thatsache ist ferner, daß das Viertel der „Croix rouge“ in Lyon an Radikalismus von jeher mit Belleville und Montmartre gewetteifert hat und daß die Arbeiterkongresse seit Jahren in Lyon oder Marseille stattfinden. Allein die letzteren Erscheinungen können nicht auffallen, da die genannten Städte eben wirklich große Arbeitercentren sind, und was die Teilnahme am Communeaufstand betrifft, so ist dieselbe nicht so ohne weiteres als Beweis communistischer Gesinnung der Massen in

Lyon und Marseille zu betrachten, sondern kann wohl auf einen ochlokratischen Instinkt zurückgeführt werden, der in allen großen Volkscentren angetroffen wird und dem jede Umsturzbewegung, fast ohne alle Rücksicht auf deren Tendenz, sympathisch ist. Ich habe mir redliche Mühe gegeben, in Lyon und Marseille die Gesinnungen der Arbeiterklasse kennen zu lernen, und vielleicht gelingt dies dem Arzt, der uneigennützig und liebevoll den kranken Arbeiter, seine Frau, sein Kind, zuerst im öffentlichen Krankenhause und dann in seiner eigenen dürftigen Wohnung, behandelt, leichter als manchem andern. Freilich hatte auch ich wiederholt das Mißgeschick, für einen Agent provocateur gehalten zu werden und auf meine Fragen und Erkundigungen sehr barsche Abfertigungen zu erhalten; allein in der Regel flößte ich meinen Proletarier-Freunden genügendes Vertrauen ein, um von ihnen rückhaltslose, bemerkenswert offenherzige Antworten zu bekommen. Nun denn, alle meine Bemühungen führten mich zur Überzeugung, daß der französische Arbeiter in den großen Städten des Südens unendlich klüger, diskreter, kühler, praktischer und patriotischer ist, als die ehrgeizigen und eigennützigen Berufspolitiker, die ihn regieren.

Frankreich thut seinem Süden und Europa thut Frankreich schweres Unrecht mit der Beschuldigung communistischer Neigungen. Wenn der Communismus wirklich irgendwo als Überzeugung, als Fanatismus existiert, so ist dies gewiß nicht unter den Arbeitern Frankreichs der Fall. Wohl ist die Lehre von der Gütergemeinschaft von hier aus propagiert worden; wohl waren Saint-Simon, Fournier, Proudhon Franzosen; die „Reise nach Ikarien" ist ein französisches Werk, die Nationalwerkstätte ein französisches Experiment und der Ausspruch „Eigentum ist Diebstahl" ein französisches Wort; Paris hat es leider sein müssen, wo eine Bande rasender Tollköpfe ein an sich gutes und schönes, wenn auch

für den französischen Einheitsstaat nicht ganz unbedenkliches Princip, das der kommunalen Freiheit und Selbstregierung, durch Verbrechen aller Art und durch eine absurde Verquickung mit communistischen Ideeen schwer kompromittiert hat; allein der Völkerpsychologe darf aus diesen Einzelerscheinungen nicht vorschnell auf einen allgemeinen Seelenzustand des französischen Volks schließen. Haben denn alle die angeführten Bewegungen im eigentlichen Volke, in den Kreisen, die allein Ursache hätten, sich über die Ungleichheit der Güterverteilung zu beklagen, ihren Ursprung gehabt? Nein, im Gegenteil: die Arbeiter, die Besitzlosen haben sich von communistischen Phantastereien ferngehalten und nur Mitglieder der privilegierten Stände waren es, die sich darin gefielen, mit solchen ihr Spiel zu treiben. Saint-Simon, Fournier waren wohlbegüterte Männer, und ihre Anhänger gehörten zumeist jenen Kreisen von Mode-Laffen an, die sich für jede Idee begeistern, welche sich mit einer Extravaganz uniformiert, etwa mit einer blonden Perücke wie unter dem Direktorium, mit langen Haaren und feuerroter Weste wie zur Zeit der Fehde zwischen Romantikern und Klassikern, mit großen liliengeschmückten Manschettenknöpfen wie zur Zeit der legitimistischen Verschwörung im Jahre 1873. Proudhon allerdings war ein Mann aus dem Volke, von armer, niedriger Herkunft und ursprünglich Setzer wie Franklin. Allein diejenigen, die 1848 seine Ideeen verwirklichten, waren wieder aus der „guten Gesellschaft" und sahen in der „Nationalbank", den „Nationalwerkstätten" ꝛc. nur ein bequemes Regierungsmittel, das ihnen über momentane politische Verlegenheiten hinweghelfen sollte. Bleibt der Communeaufstand von 1871, dieses große Argument derjenigen, die Frankreich des Communismus zeihen. Von diesem schwarzen Datum ist es besser, nicht zu sprechen; denn vor allem waren die ersten Führer und Anstifter der Bewegung wieder Leute wie Roche-

fort, Pyat, Courbet, Aristokraten, brillante Schriftsteller, Künstler, Männer der Diamantringe, weißen Wäsche und Champagnaden, und dann war die Bewegung selbst eine eminent politische, keine socialistische. Das Volk von Paris war überreizt und in seinem geistigen Gleichgewichte gestört von sechs Monaten unerhörter Aufregungen und Entbehrungen; Nationalversammlung und Regierung thaten alles, um den Verdacht zu rechtfertigen, daß eine Wiederherstellung der Monarchie oder des Kaiserreichs geplant werde, was Paris nicht zu dulden fest entschlossen war. Das socialistische Moment spielte erst später in den Aufstand hinein. Die unklaren Köpfe, die ihn leiteten, wurden offenbar durch den bloßen Gleichklang der Worte darauf geführt, den Communalismus in den Communismus hinüberzuleiten, und so ist es nur kraft eines ungeheuerlichen, grotesken Calembours, des kolossalsten und verhängnisvollsten Wortwitzes, den die Weltgeschichte je gemacht hat, daß dieser politische Aufstand überhaupt einen socialistisch-communistischen Anstrich erhielt. Allein während einige Narren sich mit pompösen Uniformen und operettenhaften drolligen Titeln herausputzten, blieb die überwältigend größere Mehrheit der Nation und selbst der Pariser ruhig und vernünftig. Diese Mehrheit arbeitet auch heute kaltblütig in ihren Fabriken, Werkstätten, Feldern und Weingärten und protestiert mit jedem Sou, den sie klug sparend beiseite legt, gegen die Lehre von der Gütergemeinschaft, mit der sich jene winzige Minorität im Kaffeehause beim Absinthschlucken unterhält.

Communistische Tendenzen wären begreiflich in Rußland, wo die Aufhebung der Leibeigenschaft durch den Kaiser gegen den Willen des Adels der Nation bewies, daß der Wille eines einzelnen Mannes kräftiger sei als das Recht des Besitzes, wodurch in unkultivierten Geistern der feste Begriff des Eigentums notwendig erschüttert und verwirrt

werden mußte; es ist ein ganz vernünftiges Raisonnement, sich zu sagen: „Ich habe gestern meinem Grundherrn gehört und bin ihm heute weggenommen worden; heute gehören ihm noch Felder und Wälder, können wir ihm nicht morgen auch diese wegnehmen?" Das wäre um so logischer gefragt und dem Gedankengange des russischen Bauers um so entsprechender, als der Communismus infolge des gemeinsamen Besitzes der Gemeindegemarkungen und der in vielen slavischen Stämmen (Kroaten, Slavonier) noch heute bestehenden „Hausgemeinschaften" tief im slavischen Volksbewußtsein wurzelt und dem slavischen Geiste kongenial ist.

Noch begreiflicher wären communistische Tendenzen in England, wo, wie wir gesehen haben, der ganze Grundbesitz des Landes sich in wenigen Händen befindet, während die unendlich überwiegende Masse der Nation aus modernen Nomaden ohne Interesse am Boden besteht. Es giebt da keine Bauern, nur elend bezahlte Tagelöhner im Dienste von allerdings meist wohlhabenden, aber rechtlosen Pächtern, die jeden Tag vom Gutsherrn weggejagt werden können, auch wenn ihre Familie, stets in schutzloser Geduldetheit, schon seit Jahrhunderten auf derselben Hufe sitzt. Ferner lebt in Großbritannien mehr als ein volles Viertel der Nation, 8½ Millionen Individuen von 32, in Großstädten mit mehr als 100,000 Einwohnern (die Bevölkerung von London nach den neuesten Berechnungen mit 4,200,000 Einwohnern angenommen), und in diesen Großstädten machen die eigentlichen Proletarier, nämlich Taglöhner und Fabrikarbeiter, ein sehr starkes Prozent der Bevölkerung aus. Das alte barbarische Gesetz, welches bloß dem Erstgeborenen volles Erbrecht einräumt, wäre auch ein theoretischer Grund zur Unzufriedenheit gerade in den gebildetsten und wohlhabendsten Kreisen. Dazu kommt, daß der Reichtum nirgends so unvorsichtig, so herausfordernd, ich darf wohl sagen so un-

verschämt ist wie in England, wo Lord Dupplin im März 1876 das Pferd „Tetrarch" um 10,000 Guineen, 210,000 Mark, Lord Dudley 1874 gar ein Sèvres-Theeservice bei einer Auktion von Christie und Mason um 10,000 Pfund, 200,000 Mark, kaufen konnte, während in London jährlich Menschen verhungern, weil sie nicht einen halben Penny auf Brot erlangen können!

In Rußland, in England also wäre es begreiflich, wenn sich die Massen um die rote Fahne scharten; allein in Frankreich fehlen alle Bedingungen für die Verbreitung communistischer Ideeen. Das liberale Erbrecht der Revolution, obwohl von manchen Nationalökonomen angefochten, weil es einerseits eine allzuweit gehende Zerstückelung des Bodens zur Folge habe und den Bauer veranlasse, die natürliche Vermehrung seiner Familie künstlich zu beschränken, hat doch auf der andern Seite den nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil, die weitaus größere Majorität der Nation durch Besitzesinteressen an die Scholle zu knüpfen. Die Anzahl der Grundbesitzer ist in keinem Lande so groß wie in Frankreich. Latifundien sind nur noch in einzelnen Provinzen (Bretagne, Gascogne) in größerer Zahl zu finden, im ganzen übrigen Frankreich ist der Boden in kleine Bauerngüter aufgeteilt und Eigentum seiner Bearbeiter. Die Folge davon ist, daß die Masse der Nation auf dem Acker festsitzt und nicht nach den Großstädten strömt wie der besitz- und darum haltlose Engländer. Wir haben soeben gesehen, daß von 32 Millionen Briten nicht weniger als 8½ Millionen in Städten von mehr als 100,000 Einwohnern leben; in Frankreich steht das Verhältnis so, daß von 37 Millionen Einwohnern bloß 3,390,000, also etwas mehr als ein Elftel, in Städten von mehr als 100,000 Einwohnern leben. Solcher Städte giebt es in Großbritannien und Irland 21, in Frankreich 9; Städte mit mehr als 30,000 Einwohnern sind in

jenem Lande 76, in diesem bloß 42. Man begeht also keine Ungenauigkeit, wenn man die Engländer ein Volk von Städtern, die Franzosen ein Volk von Bauern nennt, was — bei ungefähr gleicher Kultur — jedenfalls ein unendlich gesünderer Volkszustand ist als jener. Armut herrscht in Frankreich bloß in einigen unfruchtbaren Gegenden, überall sonst lacht uns Wohlstand, Gedeihen und Zufriedenheit entgegen. Der Bauer hat öfter als bloß Sonntags sein Huhn im Topfe, er ißt ein Brot und trinkt einen Wein wie in Deutschland nicht einmal der wohlhabende Städtebewohner, der Handwerker und Fabrikarbeiter erhält liberale Löhne bei billigen Lebensmitteln und Bekleidungsartikeln, eine der solidesten Tugenden des französischen Nationalcharakters, weise Sparsamkeit, führt dahin, aus nahezu jedem Franzosen einen Kapitalisten zu machen, und da wollte man ernstlich behaupten, daß ein solches Volk von Grundbesitzern und Rentiers, ein Volk mit solchen Neigungen und Instinkten, das unter einem solchen Himmel, auf einem solchen Boden und unter solchen Vererbungsgesetzen lebt, communistische Neigungen hegen könnte?

Wenn man die einschlägigen Verhältnisse studiert hat, so kommt man schließlich dahin, diese Anschuldigung für so albern zu halten, daß man sich kaum entschließen kann, sie zu widerlegen. Etwas anderes aber ist es freilich, wenn man nicht von der unvernünftigsten Form des Socialismus, nämlich dem Communismus, sondern vom Socialismus im allgemeinen spricht, das heißt von der Unzufriedenheit mit der herrschenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung, und vom Bestreben, dieselbe zu ändern, daß ihre Ungerechtigkeiten beseitigt oder doch gemildert werden und der eigentliche Produzent aller Güter, der Arbeiter, an seinen Hervorbringungen einen gerechtern Genußanteil erhalte als gegenwärtig. In diesem Sinne giebt es allerdings in Frank-

reich eine sociale Bewegung. Der französische Arbeiter ist zu intelligent und denkfähig, als daß er nicht über seine Lage nachdenken sollte, und aus solchem Nachdenken geht notwendig der Wunsch hervor, diese Lage zu verbessern. Allein die sociale Bewegung ist hier weder staats- noch gesellschaftsgefährlich; es fehlen ihr alle die Schrecken, die sie in anderen Ländern begleiten.

Die sociale Frage ist in Frankreich weder eine Frage der politischen noch eine solche der gesellschaftlichen Emancipation. Die politische Seite der socialen Frage ist durch das allgemeine Stimmrecht fast vollständig gelöst. Der Arbeiter hat an der Landesregierung und an der Entscheidung aller Fragen der innern und äußern Politik genau denselben Anteil wie der Millionär, und wenn er auch heute noch nicht das Versammlungs- und Associationsrecht besitzt, so ist doch kaum daran zu zweifeln, daß er diese logischen und notwendigen Ergänzungen des allgemeinen Stimmrechts in naher Zukunft erringen wird. Und was die gesellschaftliche Emancipation des Arbeiters betrifft, so ist dieselbe in Amerika kaum vollkommener durchgeführt als in Frankreich. Der französische Arbeiter hat Selbstachtung und eine Art Standesbewußtsein, welche ihm selbst dem Reichsten und Mächtigsten gegenüber moralischen Halt geben. Er demütigt sich nicht einmal in Kleinigkeiten vor den andern Schichten der Gesellschaft, die man in den übrigen Länden höhere nennen würde. Er giebt niemand einen andern Titel als den nivellierenden „Monsieur", den auch er fordert und erhält, wenn er es nicht vorzieht „Citoyen" genannt zu werden, und aus der Stimmurne, in der sein Votum ganz so viel gilt wie das des Marschalls, Herzogs oder Millionärs, schöpft er das stolze Bewußtsein, daß er ein so guter Mann sei wie irgend ein anderer französischer Bürger, den Präsidenten der Republik nicht ausgenommen. Wohl giebt es noch einzelne

Nachzügler der nationalen Entwickelung, die aristokratische Neigungen affektieren und sich den Anschein geben, an „blaues Blut", Stammbäume und Wappenschilder zu glauben; allein diese kleine und immer kleiner werdende Gruppe erregt nur die endlose Heiterkeit der großen Majorität und wird in keiner Hinsicht mehr ernst genommen. Es hat nahezu eines Jahrhunderts bedurft, bis die von der großen Revolution proklamierte Gleichheit aus dem Gesetzbuch ins Nationalbewußtsein gedrungen ist, allein heute, nach drei Generationen, ist dieses Wort wirklich und vollständig zu Fleisch geworden. Die französische Gesellschaft ist eine ebenso gründlich demokratische, wie die englische eine aristokratische ist. Dem französischen Arbeitersohne stehen alle Carrieren offen, da die Erziehung schon jetzt billig ist und bald unentgeltlich sein wird, da alle vom Staate zu vergebenden Stellen durch den Konkurs erlangt werden, bei welchem trotz möglicher vereinzelter Mißbräuche im allgemeinen doch das Talent und der Fleiß, nicht aber Geburt und Reichtum siegen, und da besonders für die politischen Carrieren nicht die Konnexion, sondern die öffentliche Meinung, dieser eminent demokratische Faktor, maßgebend ist. Die französische Gesellschaft nähert sich jenem idealen Zustande, wo das Individuum nicht nach seiner Beschäftigung und Stellung, sondern nach seinem Charakter taxiert wird, wo man jeder Art nützlicher Arbeit den gleichen moralischen Wert zuerkennt und wo, wenn nicht die materiellen, so doch die moralischen Güter allen Bürgern gemeinsam sind. Dieser geistige Communismus beginnt in Frankreich bereits zu herrschen; alle Museen und öffentlichen Anstalten sind stets unentgeltlich zugänglich und der Arbeiter kann mit dem Millionär zugleich in der Schönheit der Venus von Milo und der Mona Lisa schwelgen, sich am Spiel der Affen im Jardin des Plantes erfreuen und die Modelle des Musée des Arts et Métiers studieren; in populären Kon-

zerten hört der Arbeiter zugleich mit dem Millionär gegen ein rein nominelles Eintrittsgeld die Meisterwerke Beethovens, die Vorlesungen in der Sorbonne und im Collège de France sind frei und öffentlich, man errichtet populäre Schauspielhäuser und Operntheater und unentgeltliche Volksbibliotheken, man veranstaltet volkstümliche Vorträge, und kein Franzose kann sich beklagen, daß er wegen Armut oder niedriger Stellung von den höchsten geistigen Genüssen, welche die heutige Civilisation bietet, ausgeschlossen sei. Und das letzte Wort ist ja in dieser Hinsicht noch nicht gesprochen; wer weiß, ob wir es nicht erleben, daß die subventionierten Theater ebenso unentgeltlich zugänglich sein werden, wie es die Vorträge der weltberühmten Professoren schon heute sind, und daß damit auch die Unterschiede der Sitzränge wegfallen und die früher Kommenden eben die bessern Plätze haben werden, die Verspäteten aber mit den schlechtern vorlieb nehmen müssen, wie dies unter dem Empire bei den Freitheatern am Napoleonstage zu geschehen pflegte.

Die sociale Frage reduziert sich unter solchen Umständen in Frankreich auf eine rein wirtschaftliche Frage, auf die Frage der Altersversorgung des Arbeiters und seiner Beteiligung am Kapitalsgewinn. Eine Altersversorgung, wie sie der englische Arbeiter im „Workhouse“ findet, ist dem französischen Arbeiter tief verhaßt; er verachtet ein Almosen und ist viel zu stolz und selbstbewußt, als daß er sich Gnaden erweisen ließe, wo er ein Recht zu haben fühlt. Er fragt sich nicht uneben, ob er denn dem Staate und der Gesellschaft minder nützlich ist als der Soldat, der eine Pension erhält, während er, wenn er arbeitsunfähig geworden ist, einfach betteln gehen kann? Freilich, wenn der Arbeiter, wie dies seitens einzelner Fabrikanten bereits geschieht, am Kapitalsgewinn beteiligt wird, so ist er in die Lage versetzt, für seine alten Tage durch Vermögenserwerbung oder Renten-

genußsicherung selbst zu sorgen. Allein ob die Frage der Altersversorgung schließlich auf diesem oder auf einem andern Wege, etwa wirklich durch Gewährung einer staatlichen Pension, geregelt wird, ihre Lösung wird sie finden, und zwar ihre friedliche Lösung, und Frankreich wird der Welt das erhabene Schauspiel einer Gesellschaft bieten, in der es keine Stände, sondern bloß Erwerbsgruppen giebt, in der jedes Mitglied an seinem richtigen, selbstgewählten Platze ist und den ihm gebührenden Anteil an den gemeinsam produzierten Gütern hat, aus der unverschuldete Armut und Elend verbannt ist und die eine Form des Zusammenlebens darstellt, welche den Bedürfnissen der modernen Menschheit wohl auf lange hinaus genügen dürfte.

Eine andere als friedliche Lösung der auf ihren einfachsten Ausdruck reduzierten socialen Frage wäre nur in einem Falle zu befürchten, wenn nämlich eine neue politische Reaktion sie wieder mit politischen und gesellschaftlichen Elementen verquicken, das heißt durch Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts und Aufhebung der socialen Gleichheit die politische und gesellschaftliche Emancipation der heute nur mehr nach ihrer wirtschaftlichen Emancipation ringenden Arbeiter rückgängig machen wollte. Eine solche Reaktion, wiewohl sehr unwahrscheinlich, ist trotz dem allgemeinen Stimmrecht dennoch nicht ganz unmöglich, und zwar wegen des natürlichen Antagonismus zwischen der Großstadt und dem Lande.

Das ist wieder eine Seite der modernen Kultur und Politik, die noch kaum genügend beachtet wurde. Jedes entwickelte Land wird heute von zwei ganz verschiedenen Nationen bewohnt, nämlich den Städtern und den Landleuten. Diese beiden Nationen sind einander in allen Dingen so unähnlich wie nur zwei beliebige verschiedene Völker; sie haben je eine andere Civilisation, andere Bedürfnisse und Anschauungen,

führen eine andere Lebensweise und stehen auf einer andern Bildungsstufe. Es ist diesen beiden Nationen fast unmöglich, unter der Herrschaft derselben Gesetze zu leben, da der einen schädlich ist, was der andern nützt, und umgekehrt. Dieser Antagonismus nun ist in jedem hochentwickelten Staatswesen eine stets drohende Ursache gefährlicher Erschütterungen. Das allgemeine Stimmrecht, theoretisch ein absolut sicheres Ventil gegen Revolutionen, weil es die friedliche und gesetzliche Bethätigung des Volkswillens ermöglicht, kann dennoch unzureichend werden, wenn die Nation der Städter von der Nation der Landleute regelmäßig überstimmt wird und die erstere, daran verzweifelnd, jemals ihren Willen gegen die Halsstarrigkeit der Landbevölkerung friedlich durchzusetzen, sich gegen diese gewaltsam auflehnt. Diese Auflehnung bleibt eine Emeute, wenn sie besiegt wird, sie wird zur Revolution, wenn das Land schließlich der städtischen Bewegung folgt, aber manchmal führt auch das Land einen Akt gewaltsamer Unterdrückung gegen die Städte aus, und das ist dann ein Staatsstreich.

Der Antagonismus zwischen Stadt und Land besteht in Frankreich wie in allen Kulturstaaten. Er hat den 1851er Staatsstreich und die Besiegung der Commune ermöglicht. Heute streben die Großstädte nach Versammlungs- und Associationsrecht und Preßfreiheit, nach wirtschaftlicher Arbeiteremancipation, absoluter Entkirchlichung des Staates und Decentralisation. Wenn das Streben nach diesen Zielen zu ungestüm würde, könnte das Land wohl erschrecken und einen neuen „Gesellschaftsretter“ zum Staatsstreich wider die Städte waffnen. Allein wenn einerseits die Nation der Städter in ihrer Vorwärtsbewegung auf die naturgemäß größere Langsamkeit der mit ihr nun einmal zusammengespannten andern Nation der Landleute kluge Rücksicht nimmt und andererseits die letztere überzeugt werden kann, daß sie bei rascherem

Ausschreiten nicht dem Ruin, sondern dem Heile näher kommt, dann ist nicht abzusehen, wie der innere Friede Frankreichs je wieder gestört werden könnte.

Daß man in Frankreich die „sociale Gefahr" von reaktionärer Seite nicht schlafen läßt und sie fortwährend wie eine Heerfahne hochgeschwungen umherträgt, ist verständlich; sie soll das auseinander gelaufene Heer der Reaktion wieder versammeln und ihr neue Zuzüge werben. Allein ein elendes, klägliches Parteimanöver sollte doch nicht die Macht haben, eine große Nation in bösen Ruf zu bringen und den ganzen Erdteil mit Besorgnissen zu erfüllen. Möchten doch die europäischen Hasenfüße näher zusehen! Was sie für ein Heer von Petroleurs halten, sind ja nur etliche schlechtbezahlte Statisten, die auf Befehl legitimistisch-klerikaler und bonapartistischer Regisseure auf der politischen Bühne Frankreichs erscheinen! Sie können ruhig schlafen, von Frankreich her droht ihren geliebten Feuersichern keine Gefahr.

VII.

Bilder aus Spanien.

Dissolving Views.

Am vorletzten Apriltage 1875 verließ ich Marseille auf dem großen spanischen Dampfer „Guadiana“ und kam am nächsten Morgen in San Feliu an, einer kleinen Rhede im äußersten Nordosten Spaniens, wenige Meilen von der französischen Grenze. Unser Schiff vermittelte den Verkehr zwischen Marseille und den spanischen Küstenplätzen bis Cádiz. In jedem bedeutenderen Hafen zwischen diesen beiden Städten legte es an und blieb einen bis zwei Tage liegen, so daß die Fahrt von Marseille bis Málaga, wo ich den Dampfer verließ, volle zwölf Tage währte. Das mag für den eiligen Reisenden, dem es darum zu thun ist, rasch an ein bestimmtes Ziel zu gelangen, ärgerlich langsam sein, mir war diese Lässigkeit hochwillkommen, denn sie gestattete mir, eine ganze Reihe der interessantesten Städte Spaniens in größter Bequemlichkeit zu sehen. In diesem Zeitraum von nahezu zwei Wochen entrollte sich vor meinen Augen das ganze Panorama der spanischen Ost- und Südküste, und fast jeder Tag brachte ein neues, überraschend schönes Bild.

San Feliu ist ein winziges Nest, dessen Einwohner sich hauptsächlich mit der Kultur und Ausfuhr der Korkeiche be-

schäftigen. Die Einwohner sprechen keine Silbe kastilianisch, sondern bloß ihren katalanischen Dialekt, der dem Provençalischen so nahe steht, daß man sich mit ihnen leicht verständigen kann, wenn man einige Kenntnis dieser letztern Sprache hat. Auf einem Hügel neben der Stadt liegt ein Fort mit Steinwällen und Gräben und in weitem Kreise zieht sich um den Ort ein Amphitheater von Bergen, den Ausläufern der Pyrenäen, auf deren nackten Kämmen man unbewegliche Gestalten unterscheiden konnte, deren Silhouette sich scharf vom tiefblauen Himmel losschnitt. Das waren die Vorposten der karlistischen Armee, von der jenseits dieser Vorberge eine starke Abteilung stand, welche, wie man in San Felin erzählte, einen Handstreich gegen die Stadt plante. Die Stimmung war infolge dessen eine sehr erregte und die das Fort besetzt haltenden Alfonsisten bereiteten sich geräuschvoll zu einer eventuellen Verteidigung vor. Diese Episode des Bürgerkrieges war der erste Eindruck, den ich von Spanien empfing.

Der Vorhang der Dunkelheit rollte nieder und stieg wieder empor und Barcelona lag in seiner vollen Herrlichkeit unter der Glut der Sonne des ersten Mai vor mir. Den weiten Hafen füllten Schiffe aller Nationen, auf den Quais herrschte geräuschvolles Leben, über dem Fort, welches den hohen Monjuich krönt, wehte lustig die alte Flagge Spaniens, zwei rote Barren im goldenen Felde, belegt mit dem Schilde von Kastilien und Leon. Ich ging ans Land und war binnen wenigen Minuten auf der Rambla, der prächtigen Hauptstraße von Barcelona. Man nennt in Spanien Barcelona eine beinahe ganz französische Stadt; in der That, ihr Verkehr mit Marseille ist äußerst lebhaft, ihre französische Kolonie sehr zahlreich, die große Mehrzahl ihrer Bewohner des Französischen kundig. Und dennoch, wie intensiv ist hier bereits die spanische Lokalfarbe und wie abweichend die Physio-

gnomie Barcelonas von der jeder französischen Hafenstadt! Die Rambla entlang ziehen sich im Schatten üppig entwickelter Bäume zwei Reihen kleiner Hütten hin, die so niedlich und rein und kokett aussehen, daß man sie eigentlich Vogelbauer nennen möchte. Sie stehen auf einem würfelartigen Unterbau von Steinen und sind aus glasierten und bunt bemalten Thonplatten zusammengefügt, deren Glanz weithin zwischen dem grünen Laube der Straßenallee hervorglitzert. In diesen Fayencekäfigen sitzen gleich ebenso vielen netten Kanarienvögelchen hübsche junge Mädchen in hellfarbigen Kleidern und bieten den Vorübergehenden frische Blumensträuße an, deren Duft die ganze Rambla parfümiert. Obwohl bereits viele Bekehrungen zur banalen europäischen Mode stattgefunden haben, herrscht die nationale Tracht doch noch bei weitem vor. Die Arbeiter tragen die rote „Gorra", die phrygische Mütze, deren breites Ende vornüber hängt, alle Welt, selbst die wohlgekleidete Mittelklasse, geht in „alpargatas", oder, wie man hier sagt, in „espardeñas", Sandalen aus einem Strohgeflecht mit einem aufstehenden Zeug-Vorstoß für die Zehen und Ferse und zwei Bändern, die vom vordern zum hintern Rande laufen; die Soldaten bis zum Alferez (Unterlieutenant) haben alle diese Fußbekleidung, welche die Zehen und den nackten Mittelfuß frei sehen läßt, und viele von ihnen gehen ganz barfuß, was sich zur Uniform und Bewaffnung und zur prätentiösen Militärmütze wunderlich genug ausnimmt. Allein wenn die Soldaten keine Schuhe haben, so besitzen sie dafür eine unglaubliche Anzahl von Orden; ich habe Unteroffiziere gesehen, auf deren Brust ich neunzehn Ehrenzeichen aller Art, Kreuze, runde und vieleckige Medaillen aus braunem, gelbem und weißem Metall und jedes an einem andersfarbigen Bande, gezählt habe. Wenn jeder dieser Orden der Lohn einer Waffenthat ist, so muß die heutige spanische Armee aus lauter Cids bestehen!

Die Frauen sind alle so hell und bunt gekleidet, daß sie von weitem wie ein Gewimmel von Elstern aussehen. Ihre schlampig nachschleifenden Kleider sind weiß, lichtblau oder hellgelb, ihre Schuhe aus blauem, weißem oder grünem Glanzleder und immer vom Kleide abstechend, und dunkel ist nur die schöne Mantilla, die ihr volles, braunes, ein wenig ins Gelbliche spielendes Gesicht einrahmt, über die Stirne fast bis ins Auge fällt, rückwärts bis zum Gürtel niedersteigt und sich vorn über dem Busen kreuzt. Wie die Frauen die Mantilla, so tragen die Männer die nationale Capa, den großen, dunklen, schweren Radmantel aus Tuch, dessen sich der Spanier bis tief in den Sommer hinein und bei einer Hitze bedient, die dem Fremden selbst das leichteste Zeugkleid zu schwer erscheinen läßt. Diese Capa ist ein Erbstück der alten Herrlichkeit, der letzte Rest jener imposanten Tracht, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von ganz Europa bewundernd nachgeahmt wurde. Es ist aber auch ein stolzer und unbezahlbarer Anblick, ein katalanisches Ehepaar in reiferen Jahren die Rambla entlang lustwandeln zu sehen; der Gatte aufrecht, steif, den Radmantel mit kühnem Schwunge über die linke Schulter geschlagen, einen Fuß gemessen und stramm vor den andern setzend und den Kopf manchmal gelinde zu würdevollem Gruße neigend, und neben ihm die Gemahlin, deren großes, dunkles, demütig gesenktes Auge melancholisch unter der Mantilla hervorblickt und welcher der in seine Capa und in seinen Stolz eingehüllte gestrenge Eheherr niemals den Arm bietet. So schreiten sie dahin, wenig miteinander sprechend, kaum rechts oder links blickend, ein köstliches Bild jener sprichwörtlichen spanischen „Grandezza“ oder Großartigkeit, die man übrigens nur im Norden und nicht im heitern und zwanglosen Andalusien findet.

Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht herrscht auf der Rambla ein fröhliches Getöse, das selbst in der Glut-

hitze des Mittags nicht verstummt. Da rufen Knaben die „Campana de Gracia“ aus, ein durch ganz Katalonien sehr verbreitetes Wochenblatt in katalanischer Sprache, dort rennen zerlumpte Männer unter großem Geschrei umher und suchen den Vorübergehenden Lotterielose anzuhängen, zwischen ihnen wandert der „Traginer“, der Eseltreiber aus dem Gebirge, dahin und preist den Wein oder das Wasser oder das Gemüse, welches sein „burro“ auf dem Rücken trägt. Die zahlreichen Kaffeehäuser, welche die Rambla rechts und links einsäumen, sind mit einer Menge gefüllt, welche kaum eine Minute lang an einem Tische stillsitzt, sondern in fortwährender Bewegung unter lautem, erregtem Gespräch ab und zu strömt. Die Teilung der Arbeit ist in diesen Kaffeehäusern so weit getrieben wie kaum bei der Nadelfabrikation. Der Gast tritt ein und ruft einen Kellner, was hier durch lautes Händeklatschen geschieht. Ein Individuum erscheint und fragt was man wünsche. „Einen Milchkaffee,“ antwortet man. „Cafetero!“ ruft der Mann mit dröhnender Stimme, die durch den Saal hallt, und geht weiter, um nach einem andern eintretenden Gast zu sehen. Nun nähert sich ein zweites Individuum mit einer Tasse und einem dampfenden Blechgefäß und gießt schwarzen Kaffee ein; dann ruft er ebenso laut wie sein Vorgänger „Lechedor!“ und entfernt sich würdevollen Schrittes. Der dritte Kellner kommt, gießt Milch zum Kaffee und geht mit dem Rufe: „Azucarero!“ Ein viertes Individuum erscheint, bringt ein Täßchen mit Zucker und verschwindet wieder mit dem Rufe: „Aguador!“ Nun erhält man von einem fünften ein Glas Wasser, und wenn man etwa noch eine Zeitung wünscht, so stößt dieser den Schrei „Periódicos!“ aus, worauf ein Zeitungskrämer, der vor der Thür hockt, herbeieilt und seine Ware zum Kaufe anbietet. Man kann sich denken, wie lange es unter solchen Umständen dauert, bis die verschiedenen Kompetenzen sich

zur gemeinsamen Herstellung eines Milchkaffees geeinigt haben und welch ein Geschrei fortwährend das Café erfüllt.

An den Ecken der Straßen, welche in die Rambla münden, ziehen große Maueranschläge das Auge des Fremden auf sich; er sieht da in plumpem Holzschnitt einen Stier mit gesenktem Haupt und stoßbereiten Hörnern, vor dem in Tanzmeisterpose ein Mann in Kniehosen, mit Achselbändern und einem entblößten geraden Stoßdegen in der Hand steht; das sind Ankündigungen von Stiergefechten, die entweder bereits stattgefunden haben oder erst stattfinden werden; wenn er noch in keiner andern Erscheinung des Straßenlebens spanische Lokalfarbe gefunden hat, so würde der Fremde sie in diesen Plakaten finden.

Die Nebenstraßen, in die man von der Rambla gelangt, sind bis auf wenige Ausnahmen schmal und gewunden; breite und gerade Straßen passen nicht für das spanische Klima; die Bauart der Städte bezweckt Ausschließung der Sonne, nicht Einlaß derselben; darum herrscht denn auch zwischen den hohen Häusern, deren Schatten sich quer über die Gasse legen, eine wohlige Kühle, und wenn man von den weiten, offenen, sonnenüberfluteten Plätzen in eine solche Gasse tritt, hat man das erfrischende Gefühl, als tauchte man in ein kaltes Bad. Die Häuser sind größtenteils vier- und fünfstockhohe Gebäude mit massiven Steinportalen, über denen alte Wappen prangen. Tiefe, dunkle Läden, die ein Mückengarn statt einer Thür haben, öffnen sich auf die Straße; in der Einfahrt hockt auf niedrigem Holzschemel ein Flickschuster, der unvermeidliche Zapatero, dessen fröhlicher Gesang die ganze Gasse erfüllt.

Es giebt überhaupt kein sangesfroheres Volk als die Spanier. Zu jeder Arbeit begleiten sie sich mit „coplas“, kurzen Strophen, oft mit einem Refrain, deren jeder von ihnen Hunderte und Hunderte auswendig kann. Die Näherin,

die Cigarrenarbeiterin an ihrem Werktisch, der Handwerker vor seiner Arbeit, der Zecher in der Schenke beim Glase Wein, der Maurer, der gemächlich Ziegel auf Ziegel schichtet, singt unausgesetzt eine Copla nach der andern, nun von Liebe und Eifersucht, nun von der Herrlichkeit einer Stadt oder Provinz, nun von der heiligen Jungfrau und dem heiligen Yago, immer in demselben hohen Falsett-Ton, immer mit denselben Tremolos und Schnörkelungen der Stimme, immer mit derselben in der Strophe gedehnten und einförmigen, im Refrain lebhaften und lustigen Melodie, die anfangs überaus fremdartig berührt, die man aber bei längerer Bekanntschaft so schön, so eindrucksvoll, so charakteristisch findet, daß man von ihr wie von einem Koboldchen besessen ist und sie nicht mehr aus Ohr und Seele los werden kann.

Und so ist es unmöglich, in den engen Straßen von Barcelona einen Schritt zu thun, ohne katalanische und kastilianische Coplas und Seguidillas zu Hunderten zu hören, die aus den dunklen Läden oder den offenen Hausfluren hervorquellen. Neben den tönenden Häusern stehen stille, deren Flur verschlossen ist, deren Fenster vergittert sind, die keine Läden und keinen Zapatero haben. Durch die Gitter, die den Flur nach der Straße und nach dem Hofe abschließen, sieht man in den „Patio“, den stillen, viereckigen innern Hof, den Arkaden an allen vier Seiten umgeben, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert und in dem eine wunderbare, träumerische Ruhe herrscht. Das ist ein Bild, das fast nicht mehr in unsere Zeit paßt; man kann sich kaum denken, daß moderne Menschen in moderner Tracht und mit modernen Sorgen im Kopf unter diesen schattigen Arkaden lustwandeln und diese königlichen, breiten Freitreppen auf und niedersteigen, welche aus den obern Stockwerken in den Patio hinunterführen, und man bevölkert den Raum unwillkürlich mit verschollenen Menschen in Purpursammet und

Brokat und mit all den Herrlichkeiten der untergegangenen Jahrhunderte.

Wir gelangen durch ein Gassengewirr auf einen großen freien Platz, die Plaza del Palacio, wo die Börse und das Regierungsgebäude steht, letzteres ein architektonisches Unikum und zugleich ein melancholisches Wahrzeichen spanischen Verfalls. Es ist nämlich ein einfacher Steinwürfel ohne jegliche Architektur, der sich aber seiner Dürftigkeit schämt und dieselbe auf dummschlaue Weise zu verbergen sucht. Die nackte Façade ist nämlich über und über mit dem reichsten gotischen Maßwerk — bemalt; über allen Fenstern und Thüren erheben sich verschwenderische Wimperge, hundertdienstige Pfeiler, die in Fialen mit phantastisch üppigen Krabben und Kreuzrosen auslaufen, streben vom Boden bis zum Dache, es ist eine wahre Orgie gotischen Zierats, aber ach, bloß mit Tünche durch die Schablone an die kahle Mauer gepinselt! So hüllt der arme Teufel von Hidalgo, der da unten im Eingange des grotesken Regierungspalastes steht, die Bettelhaftigkeit seiner Unterkleider in die stolze Capa, unter deren Herrlichkeit die zerfaserte Hose und der in einer Espardeña steckende nackte Fuß hervorjammern.

In der vollen alten spanischen Pracht steht dagegen noch die gotische Kathedrale da, das großartigste Bauwerk Barcelonas. Wie in allen spanischen Kirchen, erhebt sich auch in dieser Kathedrale in der Mitte des Hauptschiffs dem Chor gegenüber und mit ihm durch ein doppeltes Eisengitter verbunden der „Gegenchor", der „transcoro", von wo die Responsen gesungen werden. Bänke und Stühle giebt es in spanischen Kirchen nicht. Die Gläubigen knieen oder stehen, die schwächlichen Frauen tragen ein Klappstühlchen mit sich, das man immer unter ihrem Arm bemerken kann, wenn sie durch die Straßen nach der Kirche huschen. Auf den Marmorfliesen des Estrichs, unter den zugigen hohen Spitzbogen,

zwischen den altergeschwärzten, ewig mit feuchtem Dunst beschlagenen Pfeilern herrscht immer eine Kühle, die zur Temperatur der Straße den erquickendsten Gegensatz bildet. Was Wunder, daß der Spanier so gern in die Kirche geht! Das ist ihm eine Erfrischung und eine Erholung. Sieh da diesen schwitzenden alten Mann, der eben eintritt! Er greift ins Weihbecken, nicht um sich die Fingerspitzen kaum merklich zu benetzen, wie dies bei uns geschieht, sondern um eine Handvoll vom heiligen Naß zu schöpfen und sich damit die Stirne und die heißen Wangen gründlich zu waschen. Nach dieser ersten prächtigen Abkühlung schlendert er gemächlich zum Gitter des Chors, breitet sein Sacktüchlein säuberlich auf die Marmorplatten des Fußbodens, kniet hin, lehnt die langsam trocknende Stirn an die angenehm kalten Eisenstäbe, schließt die Augen, murmelt etwas weniges und ist einige Minuten darauf tief eingeschlafen. Bequemer hat sich's jener andere gemacht, der dort auf der Stufe des Trascoro sitzt und mit offenem Munde laut schnarchend schläft. Diese schlummernden Menschen und herein- und hinauslaufende Hunde sind Anblicke, die in spanischen Kirchen nicht auffallen.

Vom Boden der Kanzel über einer der Haupteingangspforten der Kathedrale hängt ein riesiger Maurenkopf aus Holz, wohl zur Erinnerung an irgend eine christliche Heldenthat gegen die Ungläubigen, frei herab. Als ich den Blick zufällig in jene Richtung erhob, sah ich plötzlich dieses kolossale Haupt, das langsam hin- und herschwankte, während das durch die bunte Glasmalerei der gegenüberliegenden Fensterrose strömende und gefärbte Sonnenlicht es mit gelben, roten und blauen Flecken bemalte, daß es in den scheußlichen Farben der Verwesung spielte. Dieser Anblick, der mir unvorbereitet und überraschend ward, machte einen so jähen und schreckhaften Eindruck auf mich, daß ich im ersten Moment unwillkürlich zusammenfuhr.

An die Kirche stößt ein Patio mit gotischen Kreuzgängen und einer Orangenwildnis um die Fontäne in der Mitte. Hier lungern zu allen Tageszeiten Dutzende von Bettlern herum, die, auch noch in ihren Lumpen würdevoll, cigarettenrauchend und mit einem Papierfächer sich Kühlung zuwehend auf dem Boden hocken oder an den Pfeilern lehnen und an den Besucher im Tone ernster Mahnung die Ansprache richten: „Ritter, einen kleinen Ochavo im Namen der göttlichen Barmherzigkeit!“ Das klingt gar nicht wie Bettel, sondern wie eine abstrakte Aufforderung zu Erfüllung einer frommen Pflicht, der Pflicht des Almosengebens, und man muß bereits durch längern Aufenthalt in Spanien abgestumpft sein, um den salbungsvollen Gewissensprediger mit einem schnöden: „Gehen Sie mit Gott, Bruder!“ abweisen zu können.

Am Meere neben der Stadt erhebt sich ein hoher Berg mit einem Fort auf dem Gipfel, der Monjuich; diesen bestieg ich am zweiten Tage meines Barceloner Aufenthalts, um der herrlichen Aussicht auf die grünen Thäler Cataloniens und das blaue Meer und die weiße Stadt zu genießen. Auf den Berg führt eine schöne gepflasterte Chaussee, die von Kaktusdickicht eingehegt wird. Wie ich so dahinschritt, bemerkte ich plötzlich unter den Fliesen der Straße einen flachen Stein mit einer hebräischen Inschrift. Es war das Fragment eines jüdischen Grabsteins aus dem Mittelalter. Der Friedhof war zerstört worden und seine Monumente hatte man zerschlagen und zur Pflasterung der Straßen benutzt. Die Leiche, die dieser alte Grabstein einst bedeckte, ist längst in alle Winde zerstoben, und in alle Winde zerstoben sind auch die Nachkommen des toten Mannes, auf dessen Namen der Fuß des Wanderers tritt. Nichts ist von diesem unglücklichen Geschlechte übriggeblieben als die Erinnerung des großen Verbrechens, das Spanien an seinen treuesten Bewohnern

begangen. Wie eine zu oberflächlich eingescharrte Leiche starrt dieses eingesargte Verbrechen mit den hundert Totenknochen alter Steine, halbzerstörter Inschriften und melancholischer Ruinen unter der Decke der Vergangenheit hervor und erhebt seine unverjährte Anklage in allen Städten und auf allen Landstraßen.

Am Abend des zweiten Tages verließ der „Guadiana" Barcelona und setzte seine Fahrt nach Valencia fort. Das Meer war still und glatt und in der lauen Flut spielten ganze Herden von Delphinen, die wenige Ellen vom Schiffe entfernt bald mit hohem Satze aus dem Wasser schnellten, bald köpflings niedertauchten, um plätschernd und schnaufend wenige Schritte weiter wieder zum Vorschein zu kommen. Die Nacht ließ wieder ihren Vorhang vor dem Wandelbilde sinken, und als er aufging, lagen wir im Grao, dem Hafen von Valencia. Hier war gerade eins der zahllosen Kirchenfeste, an denen der Spanier sich jeder Arbeit enthält, und das Schiff mußte wieder bis zum zweiten Tage da bleiben, um die für Valencia bestimmte Ladung löschen zu können. Vom Grao führt eine Eisenbahn nach dem wenige Kilometer entfernten Valencia, welche auf der ganzen Strecke durch einen Orangenwald läuft, der die Zweige mit den duftenden goldenen Früchten förmlich in die Waggonfenster hereinreicht. Auf dem großen Marktplatze von Valencia sitzen unter bunten Zelten Hunderte dicker, alter, schwatzender Händlerinnen mit großen Haufen Datteln, Feigen, Orangen, Artischocken, Broten und Wurstwaren vor sich. Hier begegnen wir jenen sonderbaren spanischen Brotformen, die uns von den Bildern Murillos und Velazques her bekannt sind. Das sind Kränze, Sterne, Dreiecke, Keile, Ziegel aus einer trockenen, schweren, bröckelig-spröden und salzlosen Masse, die man nur zerkauen kann, wenn man das beneidenswerte Gebiß und die charakteristischen mächtigen Kinnbacken des Spaniers hat. An dem

bunten und lärmenden Marktplatz erhebt sich die schöne gotische „Lonja“ (Börse), wo zahlreiche Händler mit dem ewigen Cigarillo im Munde herumgehen und einander gold- und silberglänzende gewundene Seidensträhne zeigen. Das ist die Seidenbörse, und von diesen feisten, heitern Männern in kurzer Tuchjacke mit der roten „Faja“ (Shawlgürtel) um den Leib und dem konischen, breitkrämpigen Sammethut, dem Sombrero, auf dem glattgeschorenen Kopf hat mancher eine Million Duros und mehr im Vermögen. In den zahlreichen Gäßchen, die auf den Marktplatz münden, sind nach alter Sitte die verschiedenen Gewerbe nebeneinander vereinigt; hier giebt es bloß Goldarbeiter, da bloß Seidenläden; in dieser Gasse sind alle Bäcker, in jener alle Schuster der Stadt; diese Gasse tönt vom Klirren der Schmiede und Schlosser, jene duftet vom mannigfaltigen Kräuterwerk der Apotheken; eine Gasse enthält bloß Barbierläden, in denen auch zur Ader gelassen wird, was durch ein drastisches Gemälde auf dem Schilde, einen sitzenden Mann mit entblößtem Arm darstellend, aus welchem in weitem Bogen ein Blutstrahl springt, auch dem Lesensunkundigen deutlich gemacht wird. Der Aderlasser, Sangrador, spielt im Leben des Spaniers eine große Rolle. Wie man anderwärts sein regelmäßiges Bad nimmt, so läßt man sich hier regelmäßig vom Barbier eine Quantität Bluts abzapfen, dessen der Spanier immer zu viel zu haben behauptet.

Die nächste Stadt, vor der der „Guadiana“ anlegte, war Alicante. Den Hafeneingang verteidigt ein überaus kühnes Fort, das gleich einem Adlerhorste an der Braue eines unzugänglichen hohen Berges klebt. Am Strand zieht sich eine malerische, aber vollkommen schattenlose Palmenallee hin, die erste, die ich in Europa im Freien sah. Das Stadthaus von Alicante ist ein Seitenstück des Regierungspalastes zu Barcelona. Dieser hat eine gemalte gotische Façade,

jenes hat auf dem Turm sogar ein gemaltes Zifferblatt, da die Stadt offenbar nicht reich genug ist, um sich den Luxus einer wirklichen Turmuhr gestatten zu können. So zeigt denn den glücklichen Bewohnern von Alicante das — Zifferblatt ihrer fiktiven Turmuhr stets ½ 12, und sie werden nicht durch die wandernden Zeiger, diese lästigen Mahner, an das rasche Dahinschwinden des Lebens erinnert.

Ein anderes Bild: am folgenden Morgen erwachten wir vor Cartagena. Die Stadt zeigte noch zahlreiche Spuren der kurz vorher stattgehabten kantonal-communistischen Revolution und der Belagerung durch die Regierungstruppen. Die Mauer, welche die Stadt umgiebt, war an vielen Stellen zerschossen und durchlöchert; durch das klare Wasser sah man am Grunde des Hafenbeckens viele Bomben und Granaten, die vom Seesalz bereits weiß inkrustiert zu werden begannen; in der schönen, von den eleganteſten Kaufläden eingefaßten Calle de la Marina español lagen einige Häuser in Trümmern; die hohen, massiven Gewölbe der Kathedrale waren durchlöchert, daß der blaue Himmel in die Kirche hereinlachte, und die Messe wurde in einer Kapelle gelesen, die durch einen roten Seidenvorhang vom zerstörten Hauptschiffe abgesondert war. Bei den Wechslern lagen silberne Duros, welche die Insurgenten während der Belagerung geprägt hatten, zum Verkaufe aus, und viele der Einwohner trugen solche Belagerungsmünzen an der Uhrkette als Andenken.

Der nächste Tag brachte uns nach Almeria. Das ist nicht mehr Europa, sondern Afrika. Alles erinnert hier an Wüstenoasen und an Beduinen. Almeria gleicht nicht mehr einer Stadt, sondern einem Zeltlager. Es giebt kaum Straßen und Plätze, sondern nur zufällige Zickzacklinien regellos umhergestreuter Häuser. Diese sind würfelförmig, blendend weiß getüncht, mit flachem Dache, auf dem ein Gärtchen angelegt ist und eine kleine Kuppel sich erhebt, unter der die

Bewohner in der Kühle des Abends sitzen. Leicht gekleidete schlanke Frauen mit dunkelbraunem Gesichte und blitzenden mandelförmigen Augen ziehen singend morgens und abends die steil bergab steigenden Fußpfade zwischen den Häusern hinab zum einzigen Brunnen der Stadt und schöpfen Wasser in den amphoraförmigen Lehmkrug, den sie in der Pose einer antiken Karyatide auf der rechten Schulter tragen und mit erhobenem Arme stützen. Hinter der Stadt erhebt sich, sie beherrschend, ein hoher Fels, der eine Feste trägt, welche noch von den Mauren erbaut worden ist. Sie ist noch wohl erhalten, aber völlig verlassen. Die weitläufigen, gezinnten Außenmauern, die starken Thore, die hohen, mit glasierten Platten belegten Türme, die festen Gewölbe, die als Vorratskammern und Mannschaftswohnungen gedient hatten, die tiefen Cisternen, alles ist noch wie am Tage, da die Mauren die Festung verlassen haben, allein kein menschliches Wesen regt sich in ihr; zwischen den Turmzinnen baut der Sperber sein Nest, vor die Schießscharten haben greulich große Kreuzspinnen einen Vorhang gezogen, in den Höfen wächst kniehohes Gras, und um die Cisternen hausen grüne Schlänglein und Eidechsen, die raschelnd auseinanderfuhren, als der Tritt meines Fußes sie aus ihrer Ruhe aufscheuchte. Mir war's, als wandelte ich in einem Geisterschlosse; die Ausgestorbenheit rings um mich war mir unheimlich; ich wagte kaum aufzutreten, aus Furcht, unholde Geheimnisse zu erwecken, die in diesem geborstenen Gemäuer schlummerten.

Am zwölften Tage der zauberischen Fahrt, die alle Schönheit und alles Elend Spaniens, seine Bürgerkriege und seine historischen Verbrechen, seine Dome und Festen, seine Ruinen und seine Orangenhaine, an meinem Auge vorübergeführt hatte, langte das Schiff in Málaga an. Hier verließ ich den „Guadiana“, allein die Schiffsgenossen, die mir Freunde geworden waren, ließen mich nicht ziehen, ohne mit

mir ein letztesmal in einer Posada ein Glas geleert zu haben. Ein Guitarrero spielte und sang Coplas, aus „Cañas“, originellen Glasgefäßen, die wie ein abgeschnittenes und gehöhltes Stück Bambus oder Zuckerrohr aussehen, tranken wir duftenden „Manzanilla“, und die Freunde wiesen mir die andalusische Kunst, den Wein aus der Caña fast bis zur Decke emporzuschleudern und wieder im Gläschen aufzufangen, daß nicht ein Tröpflein danebenfällt. Dann eine letzte Umarmung, ein letzter Händedruck, die guten, lieben Menschen fuhren weiter, die einen nach Gibraltar, die andern nach Cádiz, wo ich später einen von ihnen wiedertraf, ich aber blieb in Málaga, um meine Reise landeinwärts fortzusetzen.

Die Alhambra.

Nach einer unvergeßlichen Eisenbahnfahrt, die in wunderbarem Wechsel zuerst durch die schauerliche Wildnis der Sierra de las Cabras mit dem tosenden Guadalhorce in einem tiefen Abgrunde zur Seite und dann durch die paradiesisch schöne „Vega“ (Kulturebene) von Antequera und das blühende Thal des Genil führte, traf ich spät am Abend von Málaga in Granada ein. Der Mai ist der Regenmonat für Granada: selten vergeht da ein Tag ohne mehr oder minder ausgiebige Niederschläge, und wer bei den Wettermächten besonders gut angeschrieben ist, dem kann es widerfahren, daß er in diesem wunderschönen Monate acht Tage lang vor Regen und Kot die trostlose Hotelstube nicht verlassen kann, in welchem Falle man nur dann nicht zum Selbstmörder wird, wenn man besonders große Lebensziele hat. Nun denn, die Dinge ließen sich bei meiner Ankunft in Granada bedenklich genug an. Die Nacht war so finster, daß man die Finger nicht vor den Augen sah; die wenigen Reisenden stürzten mit Geschrei und Getümmel nach dem einzigen Wagen, der die Verbindung zwischen dem entlegenen Bahnhof und dem „despacho central“, dem Stadtbureau der Eisenbahn, her-

stellt. Der Mayoral (Kutscher) war in übelster Laune und empfing uns sogar ohne die üblichen Anpreisungen von Fuhrwerk und Gespann; mit einem Fluch setzte er die schellenbehangenen Maultiere in Bewegung, und während der ganzen, fast dreiviertelstündigen Fahrt hörte er nicht auf, Verwünschungen bald zu murmeln, bald zu brüllen. Die Reisenden hüllten sich fröstelnd bis zur Nase in die capa und ließen in ihrem Unmute selbst das cigarillo ausgehen: ein Gußregen stürzte in Strömen nieder und pochte wie mit ungeduldigen Fingern an das lederne Dach und an die Seiten des Wagens, der von Zeit zu Zeit in eine tiefe mit Wasser und Schlamm gefüllte Grube der schlechten Straße hineinrumpelte, um mit einem harten Ruck wieder herausgerüttelt zu werden, daß wir alle mit den Stirnen gegeneinanderfuhren wie kämpfende Böcke. Nie vorher und nie nachher hat mir Spanien so abscheulich geschienen wie an jenem Abend, in welchem mein Verdruß den Vorläufer einer langen Reihe ähnlicher Tage sah. Kaum in der Fonda angelangt, ging ich gleich zu Bette, zog die dünne Decke über die Ohren und schlief unter Donner, Blitz und Regengeplätscher ein, noch im Schlafe von quatschigen, naßkalten, regnerischen Traumstimmungen verfolgt.

Aber die Launen einer schönen Frau und eines schönen Himmelsstriches wechseln rasch. Als ich am nächsten Morgen erwachte, wagte ich nicht gleich nach dem Wetter zu lugen, sondern lag noch eine kleine Weile still im Bette und horchte. Von der Straße tönte Wagengerassel, Peitschengeknall, Schellengeklingel und Rufen des Zagals (Maultiertreibers) herauf, Geräusche, die die Abfahrt des Postwagens nach Lanjaron in der Sierra begleiteten, aber das fatale Klatschen fallender Regenschnüre hörte ich nicht. Darauf ein mutiger Sprung ans Fenster, ein Riß am Vorhange, ein Blick hinaus, und ein Jauchzen entfuhr meiner Brust und ich war nahe

daran, wie ich ging und stand hinauszustürmen, um nur nicht einen Augenblick länger Zimmerluft zu atmen. Ein Zauberer war in der Nacht durch das Land geschritten und hatte der verwunschenen Schönheit ihre ursprüngliche Huldgestalt wiedergegeben. Ja, das war Andalusien, das bezaubernd ste Land in Europa, und das war seine Sonne, sein Himmel, ein flammender Goldtopas, eingesetzt in einen makellosen, leuchtenden, durchsichtigen Saphir! Und diese Luft, diese weiche, leise bewegte, mit Wohlgeruch geschwängerte Luft! Man konnte sich ein Märchenprinz zu sein dünken, der auf weichen Kissen von Seide ruht und dem junge Sklavinnen mit mächtigen Pfauenfächern die üppige, parfümierte Luft des Harems zuwehen.

Ich war bald genug vor der Thür, und dem lustigen Treiben auf der Plaza Nueva für diesmal den Rücken kehrend, stieg ich langsam die Cuesta de los Gomeres hinan. Das ist eine ziemlich lange, hügelauf führende Straße mit gutem Ziegelpflaster und reinlicher gehalten, als es die meisten Nebengassen andalusischer Städte gewöhnlich sind, die Häuser rechts und links sehen behaglich und wohlhabend aus, über den Thüren sind Steinbilder und Wahrzeichen, der Flur ist durch prächtig geschmiedete Eisengitter abgeschlossen und mit schön gemusterten, spiegelblanken Azulejos gepflastert, den Patio, in den man im Vorübergehen einen raschen Blick wirft, umgeben marmorne Säulengänge, in seiner Mitte murmelt der unvermeidliche Springbrunnen, auf den Balkonen vor den Fenstern blühen Blumen und liebliche Mädchenköpfe und aus dem Innern dringt kühle Luft und Vogelgezwitscher und lustiger Gesang jungfrischer Kehlen. Wie ich so durch diese Schönheit und Glückseligkeit dahinschritt, da war es mir, als sei ich nicht mehr der Fremdling, sondern von diesem elysischen Lande adoptiert und dürfe mit seinen übrigen Kindern teilhaben an dem gemeinsamen Erbe von

götterhaftem Daseinsbehagen und ungezählten Reichtümern der Natur. Andalusische Himmelsbläue und andalusische Sangesfreude zogen mir in die Brust, und in mir war's so geruhig, so maienhaft und sonnengolden wie in den träumerischen Patios, an denen ich vorüberkam.

Am Ende der Straße erhebt sich ein steinernes Thor in Triumphbogenform, dessen Schlußstein über der Wölbung das Wahrzeichen Granadas, die aufgesprungene, reife Granate zeigt. Es ist die puerta de las granadas und sie bildet die Grenze zwischen der prosaischen Alltagswelt und einem Zaubergrunde, wo die Geister der Vergangenheit hausen und dem Berufenen aus grünen Lauben und altersgrauem Gemäuer leise Worte zuflüstern. Schüttle den Staub von den Füßen und tritt durch dieses finstere Thor! Es ist ein heiliger Grund, auf den du trittst. Freilich, bist du einer von jenen Tastsichtigen, die nur sehen, was sie auch greifen können, so wirst du nichts finden als schlecht gehaltene Kieswege, sonnenüberflutete Höfe und verödete Zimmer mit bunten Wänden; hast du aber die Gabe, nicht mit den Händen, sondern mit der Erinnerung und Ahnung zu sehen, dann thut sich nun vor dir eine morgenländische Märchenwelt auf, goldene Paläste wachsen aus dem Grunde empor, in den Höfen tummeln sich maurische Ritter in rubinbesetzten Panzern, in den Gemächern liegen auf weichen Teppichen glutäugige Frauen, im halbdunklen Bade, wo schwere Düfte die Sinne betäuben, umschmeicheln blaue Wellen den samtenen Leib der Sultana, und auf dem Balkon, hinter einer Persiane aus feinen Binsen versteckt, seufzt eine verschleierte Prinzessin einem unter Hörnergeschmetter und lustigen Abschiedsrufen davonsprengenden Jünglinge lange nach. Du bist, sehend aber ungesehen, ein Gast am üppigen Hofhalte Alhamars des Großen, des Erbauers der Alhambra, die Toten steigen aus ihren Gräbern und füllen mit frischem, buntem Leben

jedes Winkelchen des Königspalastes, und ein verschollenes Jahrhundert blüht voll und prächtig wieder auf vor deinen Augen, du Glücklicher!

Nun, da wir die puerta de las granadas hinter uns haben, finden wir uns im Angesichte von drei Wegen; wir schlagen den zur Linken ein, der steiler und einsamer ist als der mittlere und rechte, aber gerade zum Haupteingange der Alhambra führt. An der einen Seite steigt eine hohe Ziegelwand neben uns empor, die über und über mit einem Epheuteppich umwoben ist und an der jede kleine Strecke weit ein schmächtiger Wasserfall niederrauscht, an der andern senkt sich jäh zu ziemlicher Tiefe ein Abhang hinab, der ganz mit Bäumen und Sträuchern bewachsen ist. Unvergleichlich ist dieser öde Pfad zwischen wallenden Epheuschleiern und murmelnden Wasserfällen zur Linken und der duftenden Baumwildnis zur Rechten! Das Auge sieht mit einer Art wonnigen Grausens in diesen grünen Abgrund nieder, in dessen Tiefe ungesehen ein wilder Bach dahinbraust; wie der Blick, so kann auch der Sonnenstrahl nur über die dicken Kronen der Bäume gleiten, aber das üppige Gewirre der maifrischen Blätter nicht durchdringen. Über der im leisen Winde rauschenden und hin- und herwogenden Laubfläche heben einige blaßgrüne Palmen und schlanke Pappeln ihr Haupt in die Höhe; zwischen den Kronen der Ulmen-, Feigen- und Orangenbäume blitzt die dunkelrote Blüte der Granate hervor; von ihnen verborgen blüht in bescheideneren Tiefen die wilde Rose, die ihre Anwesenheit durch Düfte verrät, und wo das Gestrüpp und das Gewirr von Blatt und Zweig am dichtesten ist, mitten aus den im vollen Blütenschmucke rotflammenden Rosenbüschen heraus tönen die Stimmen von Nachtigallen wie neue Gottes-Offenbarungen, wie Offenbarungen des Lebensgeheimnisses, das in der Frühlingswelt schaffenskräftig webt und wirkt.

Je höher der Pfad hinansteigt, um so niedriger wird die Mauer zur Rechten, um so tiefer der Abgrund zur Linken, und wir gelangen zuletzt auf einen kleinen freien Platz, wo wir eine vielgerühmte, aber ganz geschmacklose Fontäne, den „pilar de Carlos primero“ und den stolzen Hufeisenbogen der puerta del juicio (Pforte des Urteils) vor uns haben, den Haupteingang in die Alhambra. Dieses Thor ist eigentlich ein Turm, eine kleine Feste, einst mit Fallgattern wohlverwahrt und stark bewacht, und der Weg hindurch macht zweimal scharfe Biegungen, so dem Einbrechenden das Vordringen erschwerend und dem Verteidiger den Widerstand erleichternd. An einer Stelle ist ein altes, dunkelbraunes Muttergottesbild in die Wand eingelassen, und davor schwingt sich langsam eine metallene Lampe mit ewigem Lichte hin und her; aber halbverwischte Inschriften in geschnörkelten arabischen Zügen starren dem christlichen Symbol von allen Seiten ins Gesicht und scheinen, obschon mit halberloschener Stimme und von der lebenden Generation unverstanden, doch mit dem alten finstern Moslemtrotze dem Eindringlinge zuzurufen: „La illahi il allah!“ Nur Gott ist Gott! Nur Mohammed sein Prophet! Von einer Nische in der Wand des Thorweges wird behauptet, daß hier die glänzenden Sultane, die in der Alhambra hausten, den Geringsten ihres Volkes Recht und Urteil sprachen, und der Name des Thors scheint die Sage zu bekräftigen.

Wir sind nun im innern Umkreise der Alhambra, und nachdem wir wenige Schritte durch einen engen, gekrümmten Gang dahingewandelt sind, breitet sich vor uns der weitläufige Plaza de los algibes, Platz der Cisternen, aus. Links erhebt sich der Turm de la vela, dessen Glocken in dem durchbrochenen Mauerwerk frei sichtbar hängen und jedesmal am 2. Januar vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen geläutet werden, zum Andenken an den Tag,

an welchem die Christen unter Ferdinand dem Katholischen in dieses letzte Bollwerk des Islams auf der Halbinsel als Eroberer einzogen. Einen großen Teil des Platzes bedecken Gras, Gestrüpp und einige wohlgepflegte Blumenbeete, aber die schönste Blume entfaltet sich dort zu unserer Rechten, es ist der Königspalast der Alhambra.

Außenseite und Eingang sind recht unscheinbar, denn die Hauptfront verdeckt der angeklebte Palast Karls V., ein unvollendeter Rundbau im Renaissance-Stil, von ungeschlachter Größe und nun eine verwahrloste Ruine; allein um so überraschender, um so gewaltiger wirkt das Innere, in das man durch die Wohnung des Direktors gelangt. Gleich das erste, was wir sehen, ist der patio de los arrayanes, der Myrtenhof, das Herrlichste, was dieser Ort uns zu bieten hat. Ein langes Rechteck, mit Marmor gepflastert, an allen vier Seiten von einem Bogengang umgeben, den feine, wie von Silberschmieden gehämmerte, mit Arabesken bedeckte Marmorsäulen bilden. In der Mitte des Hofes ein großes Becken, in das man auf zwei Stufen hinabsteigt und das ein unbewegtes Gewässer erfüllt. Um diesen Teich, ihn ganz einschließend, eine dicke, mauergleich glattgeschorene Hecke von Myrten. Die Wände hinter den Kolonnaden sind bis zur Brusthöhe mit reichen Azulejos, den schon früher erwähnten glasierten Quadratziegeln, darüber aber bis hinauf zum Friese mit Arabesken in Gips bedeckt. Die Bogen, die sich von Kapitäl zu Kapitäl schwingen, sind ausgezackt, durchbrochen, wie geflochten, in Wirklichkeit das, was man sie oft genannt hat: Spitzen aus fußdickem Alabaster. Washington Irving und nach ihm andere haben gesündigt, wenn sie wünschten, daß in diesen Myrtenhof die alte Herrlichkeit wieder einkehre, die Kolonnade sich wieder mit einer beturbanten Ritterschar, der Hof mit einem bekaftanten Sklaventrosse fülle und aus den schmalen Doppelfenstern dunkle Augen auf das Treiben

niederblicken. Nein, es ist besser so wie es ist; dies Dornröschen ist am schönsten in seinem tiefen Zauberschlafe, und ich wollte um alle Welt nicht, daß der junge Fant käme und es wachküßte. Das Schönste am Myrtenhofe ist seine Stille und Vereinsamung; in diesen Säulengängen soll nichts sich regen als das bunte Wechselspiel der Sonne und Schatten, das mit der vorrückenden Stunde von Azulejo zu Azulejo, von Arabeske zu Arabeske weiterwandert; dieser glatte Wasserspiegel soll nichts widerspiegeln als den wolkenlosen Himmel und die verflochtenen Zweige der Myrten; ungestört soll die Wasserblume im Becken blühen und darüber ein einsamer Falter spielen und in der Hecke ein scheuer Zaunkönig sich wiegen; so zieht ein Stück des Frühlingszaubers aus der freien Welt da herein zwischen diese Wände, die von Menschenhänden aufgerichtet wurden, und der Farbenflor der Azulejos und das blühende Geranke der Arabesken und der Wald der schlanken Säulen scheint ein Werk der Natur und eine Fortsetzung des Waldes draußen und der Myrten und Wasserblumen hier innen zu sein, wie sie durch freies Wachstum aus dem Boden emporgestiegen, wie sie durch Sonnenstrahl und Tau und Regen zu Farbenpracht und Formenreichtum gebracht.

Und nun die Räume, die sich von allen Seiten in die Kolonnaden des Myrtenhofes öffnen. Da ist zunächst der Gesandtensaal, die Sala de los embajadores, ein weiter und hoher viereckiger Raum mit Mosaik-Fußboden und einer altersbraunen geschnitzten Holzdecke, die ebenso reiche Muster zeigt wie alle Wände. Durch die Pforte, vor der ein Springbrunnen plätschert, und durch drei hohe und schmale Fenster strömt gedämpftes Licht herein, das einzelne Teile der Wände und des Estrichs so hell aufleuchten läßt, als wären sie entzündet, während der große Rest in ewiges, geheimnisvolles Zwielicht gehüllt ist. Die Arabesken an den Wänden

sind in Blau, Rot und Gold gehalten, und zwischen diesen glühenden Farben schlingen sich wie ein zartes Gewebe weiße Linien, die sich zu immer wechselnden Figuren ineinanderwirren. Wer vermöchte mit Worten einen Begriff von den regellosen Formen zu geben, die sich im tropischen Urwald dem Auge offenbaren, wenn tausend Schlingpflanzen sich um Bäume aller Arten und Gestalten in den wunderlichsten Windungen flechten und zwischen ihre Maschen fremdartige Blüten und ungekannte Früchte und vielfältig gestaltetes Laub einrahmen, während durch das kaleidoskopisch planlose Bild grellfarbige Vögel und Schmetterlinge und Affen und Eichhörnchen huschen? Wer der kapriziösen Schlängelung der Ranke und der erfindungsreichen Unordnung eines Laubdickichts und den Gaukellinien des Goldkäferfluges mit der Feder zu folgen im stande wäre, der könnte es auch unternehmen, von den Einzelheiten der Dekoration in der Alhambra eine Schilderung zu entwerfen. Wer aber das nicht vermag oder glaubt, daß es die Grenze des Wortes überschreite, der lege die Feder hin und schaue, bewundere und schweige.

Und wie der Gesandtensaal sind all die übrigen Säle und Gemächer des Palastes; aber dennoch ist jeder Raum individuell behandelt und eine Schöpfung für sich; hier sind Azulejos, dort ist Mosaik der Estrich; hier ist die Decke eine flache Holzschnitzerei, da eine erhöhte Kuppel, dort ein wunderbares Stalaktitengewölbe, die phantastischte und überraschendste Schöpfung der maurischen Baukunst; hier ist Rot die herrschende Farbe, dort Gold, da Blau, in einem andern Gemache Grün und wieder in einem andern Weiß. Und nicht zwei Muster, die sich gleichen, ob wir nun auf die Säulen oder auf die Bögen oder auf Wände und Decken blicken. Ich kann mir nicht helfen, aber ich muß wieder auf den oben ausgesprochenen Gedanken zurückkommen: diese

maurischen Künstler haben ein neues Stück ursprünglicher Natur geschaffen. Wie die Natur, so kennen auch sie keine Symmetrie im gewöhnlichen, engen Sinne des Wortes, und wie die Natur, so wollen auch sie, daß man ihre Formenerfindung und Bildungsmannigfaltigkeit aufsuche und durch anhaltende Detailbeschauung erfasse.

Große und weite Räume findet man, die Sala de los embajadores ausgenommen, in der Alhambra nicht. Es scheint, daß die Mauren keinen Sinn hatten für die ausgedehnten Gemächer, wie beispielsweise die Römer sie in ihren Kaiserpalästen besaßen, mit ihren einfachen, leicht zu übersehenden Formen und ihren weiten Perspektiven, die gleichsam die Brust freier atmen lassen und die Seele zur Entfaltung ihrer Schwingen auffordern. Hier ist alles eng, klein, winkelig, unregelmäßig; aber ich sehe in diesen beschränkteren Verhältnissen eine tiefe Notwendigkeit und einen psychologischen Zusammenhang zwischen der architektonischen Umgebung und dem Temperamente der Bewohner. Die nüchterne Regelmäßigkeit und bei allem Reichtum der Gliederung eigentlich doch herrschende Armut der Detaildekoration in den römischen Sälen ist für kalte Verstandesmenschen, die urwaldgleiche Formenmannigfaltigkeit und der wildwuchernde Kleinschmuck der Alhambra-Gemächer für die warmen, poetischen Söhne des Morgenlandes das Angemessene; jene sprechen zum Verstande, diese zur Phantasie, in jenen kann man denken, aber in diesen träumen. Der Maure liegt in seinem kühlen Gemache auf schwellendem Lager und sein Blick starrt ins Leere hinaus; er richtet das Auge gedankenlos auf die nächste Wand, dort wo der Sonnenstrahl wie mit leuchtendem Finger hinweist. Anfangs sieht er nur einen Farbenfleck und einige gesetzlose Schnörkellinien; allein bei längerer und längerer Betrachtung gewinnt das Formlose Form und das Leblose Leben; die scheinbar sinn-

lose Linie wächst zu einem Blütenzweige mit Blättern, Blumen und phantastischen Früchten an, aus Zweigen baut sich ein Dickicht auf, nach allen Richtungen greift die wunderbare Vegetation um sich, und je länger man diesem Wachstume folgt, um so reicher sieht man es sich entfalten und um so klarer und bestimmter tritt jede einzelne Ranke, jede einzelne Blüte, jedes einzelne Blatt hervor. Nun wandert der Blick in einem tropischen Urwalde umher, schattenhaft angedeutete, aber vom orthodoxen Künstler nicht bestimmt umrissene Tiergestalten dämmern im Laube, und plötzlich sieht das Auge aus dem Gezweige einen göttlichen Ausspruch hervorblühen, als wäre im Walde eine Stimme Gottes laut geworden. Denn vieles, was anfangs Arabeske scheint, verdeutlicht sich bei längerer Betrachtung zur Inschrift, und man liest überall und überall die frommen Ausrufungen: „Nur Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet!“ „Gott allein ist der Sieger!“ „Herr des Rechts, sei mir ein gnädiger Richter!“

So spricht die maurische Dekoration zur Phantasie und zum Gemüte, und je tiefer man sich in sie versenkt, um so lebhafter beschäftigt sie beide. Kein Bild eines Malers, kein köstliches Gerät kann den Blick von so geschmückten Wänden abziehen, das kann nur eine größere Meisterin: die Natur! Wir sehen denn auch die Aussicht auf die Landschaft bewußt als den höchsten Schmuck der reichsten Gemächer in der Alhambra behandelt. Gehen wir durch den mit dem Myrtenhof an Schönheit nicht zu vergleichenden Patio de los leones (Löwenhof) in die Sala de las dos hermanas, den Saal der zwei Schwestern, und wir werden ein Beispiel für diese Ansicht finden. Der „Saal“ ist eigentlich ein kleines Zimmer, aber wunderbar reich in Gold und Azur dekoriert und in seiner Farbenpracht so frisch glänzend, als wäre er gestern verfertigt und als sollten heute die schönen Sultanstöchter

hier einziehen, deren Ankleide- und Arbeitszimmer dieser Raum war und von denen er den Namen hat. In die vordere Wand ist eine weite Öffnung gebrochen und an sie eine Fortsetzung des Zimmers gefügt, eine Art Laube oder Balkon, der frei über der Tiefe hängt. Es ist der Mirador de Lindaraja, und das Bild, das sich hier vor dem Auge entrollt, ein solches, das sich vielleicht in ganz Europa nicht wiederholt. Unter sich hat man den jähen Absturz des vielleicht sechshundert Fuß hohen Hügels, auf dem die Alhambra steht; in der schwindeligen Tiefe breitet sich eine sanftgewellte Thalfläche aus, durch die der Genil und Darro ihre Silberfäden spinnen und die mit blassen Oliven- und dunkelgrünen Orangenbäumen bedeckt ist, gegenüber steigen die Hügel der Generalife und des Albayein an, der eine mit den Lustgärten der Sultane gekrönt, der andere das Zigeunerviertel tragend, zwischen beiden wird ein Teil der Stadt Granada sichtbar, und weiterhin, in der unvergleichlich reinen Luft scheinbar zum Greifen nahe, steigen die mächtigen Spitzen der Sierra Nevada empor, deren leuchtende Schneegipfel mir in der Hitze Granadas wie ein unglaubliches Wunder erschienen.

Und in diesem Balkon, dem Mirador de Lindaraja, saßen einst zwei junge Königstöchter in Goldschmuck und Seide; hinter sich hatten sie das reichste Gemach des reichsten Palastes der Welt, vor sich die entzückendste Landschaft Spaniens, und sie waren doch nicht glücklich, wenn die Sage, die von ihnen erzählt, die Wahrheit berichtet!

Die Stunden verflogen mir wie Minuten bei meinem ersten Besuche in der Alhambra; wie im Traum wandelte ich durch die Höfe, Moscheen, Bäder und Gerichtssäle, und mir war's wie ein unerquickliches Erwachen aus lieblichem Traume, als ich mich wieder vor der Thür und auf dem Platze der Cisternen befand. Ein Aguador (Wasserverkäufer) trieb seinen Esel zur Hauptcisterne und schöpfte sein Fäßchen

mit dem eiskalten, krystallhellen Wasser dieser großartigen Reservoirs voll, die vom Darro gespeist werden, ich wartete bis er seine Arbeit gethan hatte, kaufte ihm um einen ochavo ein Glas Wasser ab und stieg dann mit ihm zusammen wieder in die Stadt hinunter.

Er fragte mich unterwegs, ob ich die Alhambra gesehen habe; ich bejahte; ob es etwas Ähnliches in der Welt gebe; ich machte seiner Vaterstadt ein Kompliment. Darauf lachte er zufrieden und sang lustig die in ganz Spanien wohlbekannte copla:

„Qui no ha visto a Sevilla,
No ha visto maravilla,
Pero qui no ha visto a Granada,
No ha visto nada!“

„Wer nicht Sevilla gesehen hat, der hat kein Wunder gesehen; aber wer nicht Granada gesehen, der hat gar nichts gesehen!“

Der Fandango.

Eine Woche, die mir kaum ein Tag schien, blieb ich in Granada, dann beschloß ich meine Reise fortzusetzen. Es war kaum drei Uhr morgens, als ich die Stadt verließ, um nach dem Bahnhof zu fahren. Traumhaft sind diese Straßen bei Tage, noch traumhafter in der Nacht. Tiefe Schatten, die von keiner künstlichen Beleuchtung verscheucht wurden, wechselten mit hellem Mondlicht ab; hie und da wurde ein Nachtwächter mit Laterne, Horn und Hellebarde sichtbar, der langsam an den schlafenden Häusern hinschritt und Verse zum Lobe der heiligen Jungfrau und der guten Stadt sang, und in einer der dunklen Nebenstraßen brachte ein unsichtbarer Verliebter seiner Geliebten eine Serenade mit Gesang und Guitarrebegleitung. Ich trug dies wunderbare Nachtbild den ganzen Tag in der Seele, bis ich am Abend in Cádiz ankam, wohin ich diesmal direkt gereist war, ohne mich in Córdoba, Sevilla und Jerez aufzuhalten, die ich erst später besuchen wollte.

Was Cádiz an Sehenswürdigkeiten hat, die große, neue Kathedrale und der Hafen mit den Festungswerken, die

blumengeschmückte „Alameda de Apodaca“ und das Theater, das kann in einem Tage besichtigt werden. Allein wenn man alles dies gesehen hat, dann kennt man noch immer das nicht, was eigentlich den Stolz von Cádiz bildet.

Córdoba, Sevilla und Granada, Jaen, Málaga und Jerez, alle größeren Städte Andalusiens rühmen sich, die besten Guitarreros und Fandangotänzerinnen zu besitzen, alle aber geben einmütig zu, daß der zweite Preis unstreitig Cádiz gebühre. Ich zweifelte unter solchen Umständen nicht daran, daß die Gaditaner recht haben, wenn sie in beiden Künsten den ersten Rang für sich in Anspruch nehmen. Allein wie mußte ich es beginnen, um die größten Sehenswürdigkeiten der Stadt, ihre Guitarreros und ihre Tänzerinnen kennen zu lernen? Ich war ganz fremd in Cádiz, wo ich in einer Casa de huespedes, einer Art bürgerlicher Pension, ähnlich den englischen Boarding-Houses, nur weit angenehmer, billiger und gemütlicher, wohnte, und so viel wußte ich schon von spanischen Sitten und Lebensgewohnheiten, um überzeugt zu sein, daß man als Fremder und aufs Geratewohl nicht zu einer echten spanischen Volksunterhaltung gelange. Groß und freudig war daher meine Überraschung, als eines Mittags mein Pupilero, der Besitzer der Casa de huespedes, in mein Zimmer trat und mich einlud, an einem kleinen Familienfeste mit Gesang und Tanz teilzunehmen. Ich griff natürlich mit beiden Händen zu, und auf meine Erkundigung erzählte er mir über die Veranlassung des Festes, daß im Nachbarhause eine Witwe mit zwei reizenden Töchtern wohne, deren ältere, Julia, heute ihren Namenstag feiere; da habe man beschlossen, mit den nächsten Freunden der Familie einen Ausflug nach einer Posada vor der Stadt zu unternehmen und dort einige Nachmittagsstunden in Heiterkeit zu verbringen.

Bald tönte von der Straße Rädergerassel, Hufegeklapper und Schellengeklirre herauf, und der Pupilero kündigte an, daß der Wagen vor dem Thore halte. Es war eins jener wenig geräumigen, omnibusartigen Fuhrwerke, deren sich spanische Städtebewohner bei ähnlichen Anlässen bedienen. Vor den Wagen waren drei stattliche Maultiere gespannt, deren Geschirr mit Bändern und Kokarden geschmückt und deren Köpfe mit roten Trobbeln behängt waren. Große Blumensträuße und Zweige auf dem Kutschbock und Wagendache zeigten an, daß das Fuhrwerk für eine Vergnügungsfahrt aufs Land gerüstet sei. In demselben saß bereits die Heldin des Tages mit ihrer Mutter und Schwester und einer Freundin, der Pupilero, seine Frau und ich zwängten uns zu ihnen, eine junge Negerin, die bei uns im Hause bedienstet war, setzte sich neben den Mayoral auf den Bock, der Eigentümer des Wagens aber, ein reicher Unternehmer, dessen Stall etwa achtzig Zug- und Sattelpferde enthält, stellte sich aufs Trittbrett, steckte Kopf und Oberleib durchs Fenster des Wagenschlags ins Innere und machte so die Fahrt mit. Auf allen Balkonen der Nachbarhäuser wurden hinter der gelüfteten Ecke der schattenspendenden Binsenmatten reizende Mädchenköpfe mit neugierigen Glutaugen sichtbar, und während uns zahlreiche jugendfrische Stimmen übermütige Scherzworte und fröhliche Glückwünsche zuriefen, ließ sich der Mayoral seine lange Peitsche einigemale um den Kopf sausen, schrie seine Maultiere bei ihren Namen an, und davon jagten wir über das grausam holprige Pflaster in den heißen Maitag hinein.

So lange wir zwischen den Häuserzeilen der Stadt dahinfuhren, kam unter den Insassen des Wagens keine rechte Geselligkeit zum Durchbruche. Die Mädchen blickten scheu und verstohlen von der Seite nach dem Fremden, den ihnen der Pupilero als „un muy agradable caballero francés“,

„einen sehr angenehmen französischen Herrn“ vorgestellt hatte, da mein Vaterland in seinen geographischen Erinnerungen keinen Platz einnimmt und „französisch“ ihm zur Genüge die Vorstellung des Entfernten und Fremdartigen einzuschließen schien; auf Schmeichelworte, für die jede Spanierin, auch die vornehmste und welterfahrenste, von einer geradezu rührend naiven Empfänglichkeit ist, antworteten sie unter Erröten mit einem leisen „gracias“, „Dank“, und begegneten sich unsere Blicke, so schlugen die Mädchen die Augen nieder. Julia, die ältere der beiden Schwestern, war ein hübsches, blühendes Geschöpf von üppigen Formen, mit halbverschleierten, schwimmenden Augen und einer Lässigkeit der Haltung und Bewegungen, die auf einen mehr träumerischen, passiven und willfährigen Charakter schließen ließ. Gerade ihr Gegenstück war ihre jüngere Schwester, Maria Raphaela; knospenhaft unentwickelt, zart, schlank, von herben Formen und schneidigem Wesen; sie hielt keinen Augenblick lang Ruhe; bald hatte sie mit den feinen, dünnen Händchen an den wunderbar schwarzen und dicken Haarflechten zu ordnen, bald an der Mantilla zu nesteln; ihre blitzenden Augen waren immer in Bewegung, herumflackernd wie ein Irrlicht, über Gesichter und Dinge hinwegzuckend wie ein Lichtstrahl. Man mußte dieses quecksilberne Wesen voll Elasticität und mühsam verhaltener Explosionskraft ansehen, um zu glauben, was der Wagenbesitzer mir zuflüsterte: daß sie nämlich für die beste Fandangotänzerin in Cádiz gelte.

Sie war es denn auch, die zuerst die allgemeine Verschüchtertheit bannte. Verschiedene Leute auf der Straße entlockten ihr drollige Bemerkungen, die wieder zu Gegenbemerkungen herausforderten, auf die sie stets eine schelmische Antwort bereit hatte; die Konversation kam in Gang, das Lachen übte seine ansteckende Wirkung, und bald waren wir alle munter und lautredig und zwanglos, als wären wir

Freunde seit Kinderjahren gewesen. Mittlerweile hatten wir die Stadt verlassen, auch schon die Festungswerke passiert, wir waren durch das Bogenthor der letzten Bastei gerollt und befanden uns auf der staubigen, sonnenüberfluteten Landstraße, die nach dem „Puerto de tierra", dem Landhafen, führt. So heißt nämlich die schmale Landzunge, die Cádiz mit dem Festlande verbindet. Dort befand sich das Ziel unserer Fahrt, eine einfache Landschenke, knapp am Meeresrande gelegen und rings von mannshohem Kaktus umwuchert. Wir wurden an der Thür vom Wirt empfangen, der uns gleich nach einer großen, auf die See blickenden Hinterstube führte, die nichts enthielt als einen großen Tisch und hölzerne Bänke um denselben. Die Hitze war groß, wir entledigten uns alle der Kleidungsstücke, die man bei weitherzigster Auffassung für überflüssig halten kann, und die Damen erfrischten sich an einem wunderlichen Getränk aus kohlensaurem Wasser und Essig, in das sie ein leichtes, schaumig aufgetriebenes Backwerk aus Zucker und Eiweiß tunkten. Bald machte dieses unliebliche Gebräu einem würdigeren Getränke Platz. Der feurige Manzanilla perlte in der caña, dem originellen, rohrstengelförmigen Weingläschen der Andalusier, das wir bereits kennen gelernt haben, eine Flasche war bald geleert, eine zweite folgte, die Augen entzündeten sich, die Wangen flammten, die Mädchen wurden übermütig, plötzlich erschien der Wirt mit einer Guitarre in der Stube und sperrte die Thür hinter sich zu. Diese Handlung wurde vom Pupilero und Fuhrmann mit einem jubelnden Hallo begrüßt, der Wirt aber sagte nichts, sondern setzte sich ans untere Ende der Tafel und begann zu präludieren; zuerst spielte er abgerissene Accorde, dann formlose Läufe, endlich eine erkennbare Melodie. In diese fielen die Anwesenden ein, aus voller Kehle mitsingend und mit den Füßen und den cañas im Takte dazu stampfend und klopfend.

Etwa fünf Minuten hatte der tolle Gesang gewährt, als die Mutter der beiden Mädchen mit Hand und Kopf Julia zu winken begann und ihr „Ya! ya! lla! lla!“ zurief. „Ya! ya! lla! lla!“ echoten die übrigen, alle Hände lockten, alle Köpfe winkten, alle Kehlen riefen, und unter einem Sturm von Jauchzen und Jubeln und Händeklatschen stieg Julia nach kurzer, bloß formeller Weigerung von der Bank auf den Tisch. Flaschen und Gläser waren zuvor herabgeräumt worden und sie hatte die ganze Platte zu freier Verfügung für sich. Mit niedergeschlagenen Augen und geröteten Wangen stand sie eine kleine Weile da, scheinbar unbeweglich, in Wirklichkeit den Oberkörper leise von rechts nach links wiegend und mit den Händen zum Takte der Musik das Kleid ein wenig emporraffend; die Guitarre schwirrte lebhafter, die Umsitzenden sangen lauter, mit den Refrains der kurzen Strophen wechselte der anfeuernde Ruf: „Alza! Alza!“ „Auf denn, auf!“ und durch den Leib des Mädchens zitterte eine neue hastige Bewegung. Sie faßte das Kleid kräftiger, ihr kleiner Fuß, ihr delikater Knöchel wurden sichtbar, in raschem Wechselschritt hüpfte sie bald vor- bald rückwärts, jetzt scheinbar schwebend, jetzt hart aufstampfend, jetzt flink umschwenkend, bald die Arme über der Brust gekreuzt, bald einem der Umsitzenden winkend, aber immer decent, immer anmutig, in der sanften Bewegung träumerisch, in der leidenschaftlichen noch immer zurückhaltend, eine schöne Verkörperung des Ringens zwischen Hingebung und schüchternem Bedenken, zwischen Liebesdrang und keuscher Mädchenhaftigkeit. So tanzte sie etwa fünf Minuten lang, bis ihre Bewegungen wieder leiser wurden, um allmählich ganz zu erlöschen, und sie unter allgemeinem Händeklatschen wieder vom Tische herabstieg.

Eine kurze Pause folgte, die mit Trinken und Scherzen ausgefüllt wurde. Darauf stimmte der Wirt eine neue Melodie an, wieder begann das Singen und Stampfen und

Klopfen und Alzarufen, welches diesmal Maria Raphaela galt, und mit einem unfaßbar raschen Schwunge schnellte sie auf den Tisch empor. Das war nun ein Tanz! Um all diesem Wirbeln, diesen Windungen und Sprüngen folgen zu können, hätte es so vieler Augen bedurft, wie eine Spinne sie hat. Wie ein Blitz fuhr sie hieher und dorthin, jetzt wurde ihr rotes Strumpfband sichtbar, und jetzt schien sie in ihr Kleid wie in eine Wolke gehüllt. Dabei hatte sie eine Leichtigkeit, die mir kaum mehr irdisch schien. Dieses Mädchen vermochte, was die talmudische Legende von Naphthali, dem Sohne Jakobs, erzählt, daß er nämlich über ein Feld mit reifem Weizen laufen konnte, ohne die Halme zu knicken. Sie sprang in die Luft, und als sie wieder niederfuhr, wurde der Tisch nicht erschüttert; sie wiegte die Hüfte und schwang die Arme und drehte sich rechts und links und hüpfte und wirbelte, und doch war an der Tischplatte keine Bewegung zu spüren. Es schien, als spielte der Wind mit einem losgerissenen Blatte oder als züngelte eine Spiritusflamme auf dem Tische umher. Die Zuschauer waren toll vor Entzücken, sie sprangen auf, sie streckten die Arme nach dem Mädchen aus und suchten es zu haschen, wobei es ihnen jedoch immer geschickt entglitt, sie jauchzten, sie schrieen, sie klatschten, und als Maria Raphaela endlich müde wurde, da stieg sie nicht vom Tische, sondern wurde von sechs Armen herabgehoben.

Wieder eine kurze Pause, darauf neues Locken zum Tanze, neues Singen und Klopfen, und diesmal bestiegen beide Schwestern den Tisch. Sie führten eine förmliche Pantomime auf, von einer Naturwahrheit, einer Lebendigkeit, von einem dramatischen Interesse, wie sie mir noch kaum je auf einer Bühne entgegengetreten sind. Maria Raphaela warb um Liebe, Julia lehnte ab. Bat die eine zärtlich, so wurde die andere schwankend und weich, wollte jene nun

ihres Vorteils wahrnehmen und ungestüm werden, so begann diese zu schmollen und wandte sich verletzt ab. Die eine wollte haschen, die andere entschlüpfte mit einer leichten Wendung; die eine wollte überwältigen, die andere fuhr erschrocken zurück. So währte dieses wunderbar ausdrucksvolle Spiel mit tausend Abwechselungen eine gute Weile, bis die beiden sich in die Arme sanken und Hand in Hand vom Tische auf den Boden sprangen.

Nun steckte die allgemeine Erregung auch die Mutter der beiden Mädchen an und sie begann auf dem Fußboden einige Tanzbewegungen auszuführen. Kaum wurde dies bemerkt, als alles unter tollem Gelächter und Händeklatschen auf sie eindrang und sie im Nu auf den Tisch gehoben war. Sie sträubte sich wohl ein wenig und wollte wieder hinunter, allein es half ihr nichts, sie mußte tanzen. Sie that es auch, anfangs etwas befangen, später selbstvergessener, und je länger sie tanzte, um so mehr wich das Alter von ihr, um so reicher kam Jugendverklärung über sie. Die am meisten sangen und jauchzten und stampften, waren ihre Töchter. Sie schienen ganz toll vor Stolz und Freude, daß ihre Mutter es im Fandangotanzen noch mit allen jungen Gaditanerinnen aufnehmen konnte.

Wer zählt die Stunden, wenn man glücklich ist? Der Zeiger auf der großen Bauernuhr rückte weiter, wir bemerkten es nicht; die Sonne sank tiefer und tiefer, wir hatten kein Auge dafür; vor dem Fenster standen der Mayoral und die Negerin und einige vom Lärm herbeigelockte Zigeunerkinder und grinsten selig in die Stube herein; der Wirt goß aus seiner behexten Guitarre eine heiße Melodie nach der andern über uns aus, die Männer waren schon heiser vom Singen, die Weiber hatten schon geschwollene Hände vom Klatschen, die Kleider und Mantillas hingen den Mädchen schon in Fetzen vom Leibe, da die rasenden Zuschauer ihnen nach jedem

Tanze große Stücke Stoff aus den Kleidern herausgerissen und sich an die Brust gesteckt hatten, die beiden Schwestern und ihre Freundin und die Alte aber tanzten noch immer, und die Frau des Pupilero hätte es vielleicht auch versucht, wenn sie nicht zu dick gewesen wäre und zu viel Wein getrunken hätte.

Endlich wurde es Abend und in die Stube zog Dunkelheit ein und die Tänzerinnen begannen zu klagen, daß sie erschöpft seien. Jetzt erst legte der Wirt die Guitarre hin und umarmte die sich sträubenden Mädchen eins nach dem andern, ein Beispiel, das wir alle jubelnd nachahmten. Noch etwa eine Stunde lang blieben wir in der Posada, Manzanilla trinkend und ein bloß aus Seeprodukten: Muscheln, Hummern, Fischen, bestehendes Mahl verzehrend, dann spannte der Mayoral an und heimwärts ging's in lustiger Fahrt.

Wie wir auf der weißen Landstraße dahinfuhren, hatten wir den Ausblick auf die ganze Unendlichkeit des atlantischen Oceans. Am Himmel stand schon der Mond, in der Ferne sahen wir silberglänzende Segel über den Meeresspiegel gleiten, die Stadt vor uns, in rotes Abendlicht gehüllt, schien gleich einer Lotosblume aus der See hervorzublühen. Vom Wasser her wehte ein nach der Hitze des Tages doppelt wohlthuendes kühles Lüftchen, und uns zur Seite grollte die Brandung, die mit der steigenden Flut lauter und donnernder wurde. Wir atmeten eine Luft, die aus Salzduft und Blumengerüchen zusammengesetzt schien. Im Innern des Wagens schnarchten der Pupilero und seine Frau, vom Weine und der Aufregung überwältigt; der Fuhrmann hing müde am Wagenschlag und war einigemale in Gefahr hinabzufallen; die Alte lehnte in der Ecke und blickte nach dem Monde, nur ich war voll wach; in meinen Ohren schwirrte und summte noch immer die Guitarre, und der Zauber des

Moments drang auf alle meine Sinne ein. Maria Raphaela saß an meine Seite gepreßt und lehnte ihren schönen Kopf auf meine Schulter, daß ihr warmer Atem mir fortwährend übers Gesicht wegstrich; gegenüber aber hatte ich Julia, deren schwermütiges Auge unverwandt an dem meinen hing.

Daß Fahrten wie diese nicht ewig währen können!

Der Himmelfahrtstag in Sevilla.

Die Straße, die von Cádiz nach Jerez de la Frontera führt, ist die schönste von Spanien und eine der schönsten von Europa. Sie ist in ihrer ganzen Länge nivelliert wie eine Eisenbahn; kleine Hügel durchbricht sie in Einschnitten, Bodensenkungen übersteigt sie mit gemauerten Viadukten, und zu beiden Seiten wird sie von einer Balustrade begleitet, die eine etwa drei Fuß hohe fortlaufende steinerne Arkade darstellt. Das Land, welches diese luxuriöse Straße durchzieht, ist öde und unfruchtbar. Rechts und links dehnen sich Salinenanlagen aus und das Auge sieht nichts als die seichten Teiche, in denen das Meerwasser verdampft wird, und neben ihnen hohe Pyramiden aus dem gewonnenen Salze, die in der Sonnenglut mit blendendem Glanze glitzern und funkeln. Allein in dem Maße, wie man sich Jerez nähert, wird die Landschaft lebendiger, die Vegetation reicher, die Salinen und Salzsümpfe verschwinden, und zuletzt fährt man durch die üppigen Weingärten dahin, in welchen der köstliche „Sherry", dieser noch unentthronte Lieblingswein der Engländer, wächst.

Jerez ist eine Art englischer Enclave mitten in Anda-

lusien. Auf den Straßen hört man ebenso viel englisch wie spanisch, die Bevölkerung besteht zum ansehnlichen Teil aus englischen Weinhändlern, und auch die wohlhabenderen Eingeborenen leben während der Season gewöhnlich in London, wo sie Häuser und Geschäftsfirmen haben. Wäre nicht die hohe Palme auf dem „Paseo" (Promenade) und der maurische Alcazar mit seinen verfallenen viereckigen Zinnentürmen, man dächte gar nicht daran, daß man sich in Spanien befindet. Nachdem ich in der „Bodega" (Weinmagazin, denn Keller giebt es hier nicht) des freundlichen Don Pedro Gonzales ein Glas von seinem uralten „Tio Pepe" und „Soleras" getrunken hatte, war ich mit dem Interessantesten, was Jerez zu bieten vermag, bekannt geworden, und ich verließ am zweiten Tage die Stadt, um nach Sevilla weiterzuziehen.

Ich habe schon die Copla citiert, die von Sevilla singt:

„Qui no ha visto a Sevilla,
No ha visto maravilla!"

„Wer Sevilla nicht gesehen, der hat ein Wunder nicht gesehen." Und in der That, ein Wunder ist diese Stadt mit ihrer alten Zinnenmauer, den blühenden geheimnisvollen Gärten ihres Alcazars, ihrer Kathedrale, welche größer ist als St. Peter in Rom, und ihrer Giralda, dem herrlichen 320 Fuß hohen viereckigen Maurenturm aus bunten Ziegeln, von dem die Legende erzählt, daß ihn bei einem Erdbeben, welches im sechzehnten Jahrhundert stattfand, die zwei Schutzheiligen von Sevilla, Justa und Rufina, vom Boden erhoben und so lange in der Luft hielten, bis die Erschütterungen vorüber waren und sie ihn wieder in Sicherheit zurückstellen konnten. Weich und warm umschmeichelt uns hier die Luft, die mit den Wohlgerüchen zahlloser Orangengärten geschwängert ist; mit schwachem Gefälle und langsamer Strömung fließt der Guadalquivir vorüber, als wäre es ihm leid, sich von der schönen Stadt loszureißen; in den engen, alten Straßen

herrschen kühle Schatten, in denen sich die ewig heitern Bewohner cigarettenrauchend und scherzend von früh bis spät ergehen; Sevilla hat keine Promenade, wo die vornehme Welt lustwandelt, sondern eine Gasse, welche als Corso dient; das ist die gewundene Calle de las Sierpes (Schlangengasse), gewöhnlich kurzweg Sierpes genannt, die von der Plaza de la Constitution bis zur Plaza del Duque führt; hier liegen die Cafés, die besten Hotels, die schönsten Läden, die Klubs, die Post; Wagen und Reiter sind hier nicht zugelassen, bloß der Wasserverkäufer und der Gemüse- und Obsthändler darf seinen Esel durchtreiben; jede halbe Stunde wird das reine, ebene Pflaster mit Wasser begossen, und während der heißen Stunden des Tages sind Leinwandsegel quer über die ganze Straße gezogen, um die Sonnenstrahlen von ihr abzuhalten. Die Alameda de Hercules, einst der Korso von Sevilla, ist nun vernachlässigt und verfallen und die gute Gesellschaft hat sie für die Sierpes aufgegeben, wo man zu allen Stunden des Tages die schönsten Frauen und die stolzesten Männer, die reichsten Mantillas und die elegantesten Capas Andalusiens trifft. Hier und in allen andern Gassen steht ein altes, historisches Haus neben dem andern. Über ihren Eingangspforten sind Wappen verschwundener Geschlechter und arabische Inschriften sichtbar, die nur zum Teil entfernt wurden. In den marmorgepflasterten Patios wachsen Orangenbäume und Myrten, die großenteils noch von den Mauren gepflanzt wurden. Ihr Andenken und das Peters des Grausamen beherrscht noch immer die Stadt, in der es kaum eine Familie geben dürfte, die nicht maurisches und jüdisches Blut in den Adern hätte. Der „goldene Turm“ am Guadalquivir hat die Schätze Peters des Grausamen verwahrt; das Haus in der Nähe der Kathedrale, dessen Façade in der Höhe des ersten Stocks in einer Nische das wunderliche alte Steinbild schmückt, das einen Mann mit einem Strick um den Hals

darstellt, verewigt das Andenken an einen der hübschesten Züge aus dem Leben dieses widerspruchsvollen Königs. Er hatte die Bekanntschaft eines gemeinen Kohlenbrenners gemacht und an seinem natürlichen Verstande und Witz solches Wohlgefallen gefunden, daß er ihn zum Polizeimeister von Sevilla ernannte. Eines Abends war der König zu einer Geliebten gegangen und von deren Gatten bei ihr überrascht worden. Der König hatte ihn getötet und war ruhig in seinen Palast zurückgekehrt. Man fand den Leichnam und erhob ein wildes Geschrei nach dem Mörder, da der Getötete ein angesehener Mann war. Peter der Grausame ließ seinen Polizeimeister rufen und fragte ihn, ob er von dem begangenen Morde Kenntnis habe. „Ja, Herr", antwortete der ehemalige Kohlenbrenner. „Hast Du Dich schon des Mörders bemächtigt?" „Nein, Herr." „Und weißt Du nicht, was Deine Pflicht ist?" „Gewiß, Herr, und ich werde sie erfüllen." „Ei, ei", lächelte der König höhnisch. „Du sprichst sehr zuversichtlich. Weißt Du denn, wer der Mörder ist?" „Noch nicht, Herr, aber ich mache mich anheischig, binnen drei Tagen seinen Hals in der Schlinge zu haben, widrigenfalls mein eigener Kopf verwirkt sei." „Topp," sagte der König, „binnen drei Tagen hat der Mörder den Strick um den Hals oder Du gehst selbst zum Galgen." Nach drei Tagen kam der Polizeimeister zum König und sprach: „Herr, ich habe den Mörder." „So, so?" „Und er hat den Strick um den Hals." „Ei?" „Wenn der König die Gnade haben will, mir zu folgen, so wird er sich selbst davon überzeugen." Der König ging sehr aufgeräumt mit dem Kohlenbrenner, der ihn in den Vorsaal führte, hier von einem Gegenstande, der verhüllt in der Ecke stand, den Vorhang wegriß und dem König — seine eigene Büste mit dem Strick um den Hals zeigte. Der König wurde einen Augenblick lang unmutig, dann aber reichte er dem Polizeimeister die Hand,

dankte ihm für seine Unerschrockenheit, that Kirchenbuße und befahl, daß das Steinbild zum ewigen Andenken am Hause des Ermordeten angebracht werde, wo es noch heute zu sehen ist.

Der Alcazar von Sevilla, die Residenz seiner maurischen Könige, ist so prächtig und so wohlerhalten wie die Alhambra selbst. Schon die hohe Eingangspforte mit dem Hufeisenbogen und dem alabasternen Spitzenwerk und den Thorflügeln aus Holzmosaik ist ein Juwel an Schönheit, und ein Juwel ist jedes einzelne der Gemächer mit ihren Marmor- und Mosaikfußböden, ihren Gewölben, die bald mit Stalaktiten behängt sind, bald aus vergoldetem und überreich geschnitztem Holzgetäfel bestehen, und ihren Wänden, die bis zur Decke hinan mit vielfarbigen Azulejos bekleidet sind, auf welchen sich das Wappen der Könige von Sevilla (in goldenem Feld ein rechter Schrägbalken, blau, der oben und unten von einem Löwenrachen gehalten wird und in Gold die arabische Inschrift trägt: „Nur Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet“) tausendfach wiederholt. Die Alhambra hat nichts, was dem großen Badesaal im Alcazar an die Seite gestellt werden kann. Über dem weiten Raum wölbt sich eine Kuppel, deren dickes Mauerwerk nur an wenigen Stellen von kleinen Öffnungen in der Form von Sternen durchbrochen ist, welche mit rotem Glase geschlossen sind. Der Tag scheint also in diesen geheimnisvollen Raum, den ein diskretes Halbdunkel füllt, nur in Gestalt schwach glimmender roter Sterne herein. Die Mitte des Saales nimmt ein weites, seichtes Marmorbecken ein, zu dem man auf Stufen hinabsteigt. In den Ecken sind durchbrochene Steinplatten in den Boden eingelassen, durch die aus unterirdischen Räumen wohlriechende Dämpfe in den Badesaal aufstiegen. Hier schwelgten die verweichlichten letzten Maurenkönige mit den Schönen ihres Harems, bis das Schwert des heiligen Ferdinand

— es liegt noch im Dome zu Sevilla — sie über die Schwelle dieses üppigen Gemachs jagte, das bis dahin nie der Fuß eines andern Mannes als des Königs betreten hatte.

Kaum eine Woche nach meiner Ankunft in Sevilla fand das Himmelfahrtsfest statt. Man hatte mir gesagt, daß die Stadt — mit Barcelona und Cartagena — eine der Hochwarten des religiösen und politischen Radikalismus auf der iberischen Halbinsel sei, allein ich muß trotzdem sagen, daß ich das erwähnte Kirchenfest nirgends mit so viel Pomp, so tiefer Inbrunst und einem so großartigen äußern Apparat habe feiern gesehen wie gerade hier.

Manchen Tag vorher war mit den Vorbereitungen zur festlichen Ausschmückung der Stadt begonnen worden, und am Mittwochabend zeigte sie sich bereits in ihrem vollen Feiertagsstaate. Es giebt Städte, die, wenn sie sich schmücken, so aussehen wie Taglöhner im Sonntagskleid; zu ihren Fabrikschlöten und kahlen Mietkasernen passen Guirlanden und Flaggen wie Handschuhe auf die groben Fäuste eines Holzspalters; andere dagegen gleichen auch in ihrer Alltagstracht einer Königin in Straßentoilette, und wenn sie ein Festgewand anlegen, so ist es, als hätten sie einen Hermelinmantel über die stolzen Schultern geworfen und eine Krone auf das vornehme Haupt gesetzt. Sevilla ist eine von diesen hoheitsvollen Städten; immer ist ein eigener Schmelz von Festlichkeit über sie ausgegossen, bei dieser Gelegenheit aber konnte man sich in den Hallen eines Herrscherpalastes glauben, der für ein Krönungsbankett ausgeschmückt ist. Die Calle Sierpes, die unregelmäßige Plaza de San Francisco, die Calle Genova, Escobas und die übrigen Straßen, die vom San Fernandoplatze zur Kathedrale führen, boten einen wunderbaren Anblick dar. Die Fronten der meisten Häuser bedeckte vom Kranzgesimse bis zum Straßenpflaster herab ein Überzug von kostbaren Stoffen, meist roter Seidendamast,

in manchen Fällen weiße Seide, ja sogar Spitzen. Nach der bescheidensten Schätzung repräsentierten die herrlichen Gewebe, welche zur Ausschmückung der Façaden verwendet wurden, nur an den wenigsten Häusern eine kleinere Summe als 4—5000 Mark, an manchem aber wohl das Zehnfache dieses Betrags. Das ist nebenbei ein kleines Beispiel des Reichtums der alten andalusischen Familien. Der Goldstrom, der breit und mächtig zwei Jahrhunderte lang aus Amerika nach Spanien floß, hat die Edelhöfe und Kaufmannshäuser zum Überquellen mit Schätzen gefüllt, und zwei weitere Jahrhunderte innerer und äußerer Kriege, fiskalischer Aussaugung und allgemeinen wirtschaftlichen Niederganges konnten die angehäuften Reichtümer nicht ganz erschöpfen. Noch immer sieht man Bäuerinnen aus der Sierra mit einem schweren Goldgürtel, einem Strang echter Perlen um den Hals und einer Mantilla aus Brabanter Seidenspitzen zur Feria (Jahrmarkt) kommen; die vornehmen andalusischen und kastilischen Damen erwecken noch immer in Paris Neid und Bewunderung mit ihrem ererbten Familienschmucke, der schon auf den Hoffesten der Philippe in Madrid geglänzt hat, und einfache Bürgerfamilien von Sevilla bewahren in einer Kammer ihres Hauses Hunderte von Geviertmetern der schwersten Seide oder reichgewirkten Goldbrokats, die an den Hauptfesten der Christenheit zur größern Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche mit silbernen Nägeln, goldenem Schnurwerk und feinem Ebenholz-Gestänge an der Außenseite des Hauses befestigt werden.

An diesem Mittwochabend waren alle Läden geschlossen und eine dichte Menge tummelte sich in den geschmückten Straßen, die Draperieen bewundernd oder kritisierend. In den bunten Gruppen sah man den von dem reichlichen Öl- und Olivengenuß feist gemästeten Bauer der Guadalquivirebene, den Vorstadt-Dandy mit kurzem, schwarzem Tuchrock,

blendend weißem, gesticktem Hemde und roter Faja um die Mitte, die pikante Cigarrera (Cigarrenarbeiterin), den phantastisch herausgeputzten Gitano aus Triana und ab und zu einen erbärmlich aussehenden zerlumpten Soldaten, der in dieser Umgebung so aussah wie der Bettler Lazarus in der Halle des tafelnden Reichen. Mit Einbruch der Nacht strömte diese ganze Menge vor das Ayuntamiento (Rathaus), wo man ein Feuerwerk abbrannte, dessen jede einzelne Rakete und Leuchtkugel vom dankbaren Publikum mit einem immensen Jubel begrüßt wurde. Zugleich entzündeten sich in den meisten Fenstern Lämpchen und Kerzen, die öffentlichen Monumente wurden illuminiert, den Alcazar, den Erzbischofspalast und die Giralda überglühten farbige bengalische Feuer mit seltsamem Lichte, die Seidenstoffe und Goldschnüre der Häuser-Draperieen flimmerten und glitzerten im Spiele der Kerzen- und Gasflammen, und in das künstliche Licht mischte der Vollmond seinen bläulichen Glanz. Das ganze Bild glich mehr einer prächtigen Ballettdekoration der Pariser großen Oper als solider, greifbarer Wirklichkeit.

Am Donnerstagsmorgen verkündete anhaltendes Glockengeläute von allen Kirchtürmen den Anbruch des „dia de la ascension“. Seit fünf Uhr früh drängte sich die Bevölkerung in die Kirchen, wo mit dem ersten Tageslichte an allen Altären das Celebrieren von Messen begann. Um acht Uhr setzte sich die große Prozession von der Kathedrale aus in Bewegung. Die Sonne brannte schon mit afrikanischer Glut herab, das Straßenpflaster flammte, die Mauern der Häuser hauchten Backofenhitze aus; dennoch waren alle Straßen, durch welche die Prozession zu ziehen hatte, mit Gläubigen und Neugierigen gefüllt, die stundenlang entblößten Hauptes und meist im Staube knieend den Zug erwarteten. Diese aufopferungsvolle Resignation war um so bemerkenswerter, als die Spanier sonst eine dem Fremden lächerlich scheinende Angst vor den

Sonnenstrahlen zeigen und oft die komischten strategischen Bewegungen, lange Lavierungen und mannigfache Umwege ausführen, um nicht eine fünf Schritt breite Straße kreuzen zu müssen, die eben vom Sonnenlicht überflutet ist.

Alle Balkone waren mit Damen besetzt, die sich die Zeit mit lebhaftem Fächerspiel und munterm Plaudern verkürzten. Ich weiß nicht, was schöner war: die üppigen Arabesken des roten Damasts, der die Häuser schmückte, oder die südlichen Blumen, welche die Balkone einfaßten, oder die Mädchenköpfe mit Glutaugen, eingerahmt von der festlichen weißen Spitzenmantille, die hinter den grünen Blättern und farbigen Blüten hervorlugten.

Die Prozession eröffnete eine Abteilung schwerer Kavallerie in schreiender, schnurenbehängter und gleißender Uniform; die Provinz- und Stadtbehörden folgten, dann kam die Geistlichkeit, voran die jungen, stattlichen Kleriker, dann die feisten Pfarrer und Domherren, zuletzt der Erzbischof unter einem goldenen Baldachin, an dessen vier Stangenspitzen große Straußenfedern nickten. Unter diesen Gestalten können Zubaran und Herrera nicht die Vorbilder für ihre magern, pergamentenen, finstern Heiligen mit den wahnwitzigen, fieberglühenden Augen gefunden haben. Diese wohlgenährten, fast pausbäckigen Gesichter atmeten Lebenslust und Weltfreudigkeit; in diesen Augen wohnten Schelmerei und Übermut. Die Geistlichen schritten in unbekümmerter Behaglichkeit dahin; sie trugen ihre mit Goldstickereien und Edelsteinen überladenen Gewänder mit der leichten Eleganz und Freiheit, mit der ein guter erster Tenor auf der Bühne sein Edelmanns-Wams trägt; sie gaben sich nicht die Mühe, Würde, Gravität oder Andacht zu heucheln, gingen nicht in abgemessenem Stelzenschritt und schlugen die Augen nicht nieder, sondern plauderten munter miteinander, musterten im Vorübergehen neugierig die Frauen, die von den Bal-

konen auf sie hinabblickten, und sandten sogar heitere Grüße hinauf, wenn sie unter einer Mantilla ein reizendes Beichtkind erkannten. Dieser Mangel an andächtiger Sammlung bei den Geistlichen schien aber bei der Menge durchaus kein Ärgernis zu erregen. Die knieenden Zuschauer zu beiden Seiten des Zugs blieben ernst und feierlich gestimmt, die Perlen des Rosenkranzes rollten unaufhörlich zwischen den Fingern, und die Lippen murmelten emsig ungezählte Paternoster und Ave Marias. Den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit bildeten übrigens weniger die Geistlichen als die Schätze der Kathedrale, die im Umgange mitgetragen wurden. Da war ein Reliquienkasten, dessen haselnußgroße Diamanten im Sonnenglanze funkelten; da war das Banner, das dem heiligen König Ferdinand voranflatterte, als er nach der Vertreibung der Mauren in das eroberte Sevilla einzog, und da war endlich die sogenannte „Custodia", ein ungeheures Kunstwerk aus Silber, fast zwei Klafter hoch und so schwer, daß sechzehn herkulische „Gallegos" (Galicier, die in Spanien dieselbe Rolle spielen wie die Auvergnaten in Frankreich und die Irländer in England) unter seiner Last keuchten. Die Custodia stellt einen Kuppelbau mit vielen Stockwerken und Nischen dar, in welchen zahllose reizende ciselierte Heiligenstatuetten, gleichfalls aus Silber, stehen, während zu unterst in einem offenen, säulengetragenen Raume das Christkindlein sitzt.

Der Umzug nahm ungefähr anderthalb Stunden in Anspruch. In dem Maße, wie die Sonne höher stieg und die Hitze drückender wurde, beschleunigte die Prozession ihre Schritte, und ihre Rückkehr nach dem kühlen Patio de los naranjes (Orangenhof) neben der Kathedrale erfolgte in einem gelinden Trabe, der den Trägern der Custodia den Atem raubte. Gegen halb zehn Uhr war alles vorüber; die Calle Genova zeigte wieder ihre gewöhnliche Ausgestorbenheit, über

die Balkone, von denen die Mädchenköpfe verschwunden waren, fielen wieder die buntgestreiften, grellfarbigen „Persianos“ herab, mit Schellengebimmel trampelten die Esel der Aguadores durch die sonnenglühenden Gassen, und wenn sie ihr Treiber einen Augenblick stehen ließ, fraßen sie mit unehrerbietiger Genäschigkeit die duftenden Feldblumen, welche fromme Hände am frühen Morgen auf die Wege der Prozession gestreut hatten.

Um vier Uhr nachmittags erwachte die schlummernde Stadt zu frischem Leben. Die ganze Bevölkerung war wieder auf den Beinen und begab sich in endlosem Zuge nach der Plaza de Toros (Arena für Stiergefechte), wo ein großartiger Stierkampf stattfinden sollte. Provinzstädte, selbst die größten, sind nicht so glücklich, das ganze Jahr „corridas“ zu haben; diesen Luxus kann sich nur Madrid bezahlen. Überall anders ist die Corrida ein Regal der großen Festtage. Man weiß dann aber auch die seltene Festgabe zu schätzen. Alt und jung eilt zu dem Schauspiele, und wer nicht durch Krankheit ans Lager gefesselt ist, den findet die fünfte Stunde gewiß im weiten Cirkus, dessen Dimensionen darauf berechnet sind, die ganze Bevölkerung der Stadt fassen zu können.

Die Plaza de Toros von Sevilla, obwohl eine der größten in ganz Spanien, war bei dieser Gelegenheit bis auf den letzten Platz gefüllt. Sie bot einen Anblick, den man nicht vergessen kann, wenn man ihn einmal gesehen hat. Die eine Hälfte des Cirkus war im Schatten, auf der andern Hälfte brütete die Sonnenglut. Unter dem Himmel Spaniens und an einem Maitage bedeutet Licht und Schatten nicht dasselbe wie in den nördlicheren Breiten. Der Schatten ist hier ein schwarzer Abgrund und das Licht eine blendende Flamme. In dieser weißglühenden Flamme aber funkelten wie Figuren von limousinischem Email die gelben, grünen, roten und blauen Kleider der Frauen aus dem Volke und

fuhren gleich den sprühenden Funken eines Feuerwerks die unablässig geschwungenen zehntausend Fächer aus grellfarbigem Papier hin und her, die am Eingange des Cirkus um zwei Cuartos (etwa 5 Pfennig) das Stück verkauft werden und mit denen alle Zuschauer auf der Sonnenseite versehen sind. Die Umfassungsmauer des kreisrunden Cirkus ist an einer Stelle beschädigt; sie wurde vor siebzig Jahren von einem heftigen Sturm in der Breite von etwa zehn Klaftern demoliert und ist — nach spanischer Gewohnheit — nie wieder ausgebessert worden. Durch diese Bresche erblickt man die bunte Giralda, die schlank und hoch wie eine Palme gen Himmel strebt. Während des Schauspiels zog ein schweres Ungewitter herauf. Eine schwarze Wolke bedeckte den Himmel und bildete einen wunderbaren Hintergrund, von dem sich die rote Giralda und der massige Cirkus mit unvergleichlichem Effekte abhob.

Das Stiergefecht war ein glänzendes. Der große Lagartijo und der elegante Frascuelo waren die Espadas und die Stiere von besonderer Tüchtigkeit. Allein der Wolkenbruch, der sich gegen sieben Uhr über die Stadt ergoß, zwang die Cuadrillas, den Cirkus zu verlassen, und von den sechs Stieren, die nach dem Programme getötet werden sollten, kam zur großen Unzufriedenheit des Publikums einer mit dem Leben davon. Das Unwetter ging übrigens so schnell vorüber, wie es gekommen war, und ein duftiger, wonnesam kühler, sternenheller und mondbeglänzter Abend beschloß den Tag. In der Calle Sierpes wogten bis lange nach Mitternacht elegante Spaziergänger auf und nieder, im Vorübergehen mit den Damen tiefe Blicke austauschend und ihnen Liebesworte zuflüsternd. In Triana tönte in allen Posadas die schwirrende Guitarre, und zur Copla des Gitano tanzten junge Mädchen unermüdlich den Fandango und Habanero. In den schweigenden, dämmrigen Nebengassen preßte mancher

Jüngling die brennende Stirne an die kalten Eisenstäbe des Fenstergitters, hinter dem ein ängstliches Mädchen stand und den leidenschaftlichen Worten des Werbers lauschte. Am nächsten Morgen aber wurden in Triana und auch in den stillen Nebengassen diesseits des Guadalquivir einige Leichen mit einem Messer im Herzen aufgelesen. So enden in Andalusien die freudenreichen Festtage der Kirche!

Am zweitnächsten Abend ging ich in die Kathedrale, um den „Tanz der Seises" zu sehen. Diese durch die ganze katholische Welt berühmte Schaustellung findet in der Kathedrale zu Sevilla dreimal jährlich, nach dem Himmelfahrtstage, nach Weihnachten und Ostern, allabendlich eine Woche hindurch statt. Im vorigen Jahrhundert geschah es, daß der Tanz der Seises in Rom als eine unschickliche und possenhafte Handlung denunziert wurde und der Papst die Fortsetzung der uralten Gepflogenheit untersagte. Da sandte der damalige Erzbischof von Sevilla seine Seises nach Rom und ließ sie vor dem heiligen Vater ihren Tanz aufführen, der jenen so rührte, daß er in Thränen ausbrach und in einer eigenen Bulle den „baile de los Seises" als gottgefällige Übung rühmte und für ewige Zeiten gestattete.

Durch den Patio de los Naranjes, den wunderschönen maurischen Hof mit Arkaden und Springbrunnen und voll von Orangenbäumen, der ehedem zu einer Moschee gehörte und jetzt an die Kathedrale stößt, führt der Haupteingang zu dieser. Man tritt durch eine Pforte, über welcher ein ausgestopftes Krokodil, das Geschenk irgend eines mittelalterlichen afrikanischen Potentaten, an einer Kette hängt, und steht nun in der ungeheuren, 625 Fuß langen und 250 Fuß breiten Kirche, die, außen durch eine angeklebte stilwidrige und geschmacklose Renaissance-Façade schmählich entstellt, sich innen als ein rein gotisches Monument präsentiert. In den zahllosen Kapellen, die einen Kranz um die ganze Kirche

bilden, hängen Gemälde von Murillo, Cano und Zurbaran, die hundert Altäre glänzen von Gold und Edelsteinen, die von den himmelhohen Gewölben niederhängenden Ampeln sind aus Silber, in der „königlichen Kapelle“ liegt in einem gläsernen Sarge die Leiche des heiligen Ferdinand, angethan in eine prächtige Rüstung aus damasciertem Stahl, sämtliche Fenster sind mit reichen Glasmalereien gefüllt, durch welche das Sonnenlicht gedämpft und zauberisch getönt ins Innere der Kirche dringt.

Im Trascoro, den ein reich gearbeitetes Gitter rings abschließt, saßen an jenem Abend in den Chorstühlen etwa dreißig Mönche mit Streichinstrumenten, und an dem schönen gotischen Psalterium stand ein Mönch, der der Kapellmeister dieses Orchesters war. In diesem Teile der Kirche herrschte bereits tiefes Dunkel, das nur durch die im Trascoro brennenden Wachskerzen aufgehellt wurde. Um das Gitter sammelte sich allmählich eine zahlreiche Menschenmenge, welche die Hände faltend auf die Steinplatten niederkniete und in dieser Stellung, den Kopf nach dem Trascoro gewendet, der kommenden Dinge harrte. Um halb sieben Uhr öffnete sich die schwere Eichenpforte im Hintergrunde des Trascoro und unter Vorantritt eines Mönchs kam ein Zug von etwa zwanzig Chorknaben herein. Es waren durchaus schöne und wohlgestaltete Kinder, das jüngste vier, das älteste zehn Jahre alt, und alle in die Tracht der Pagen aus dem sechzehnten Jahrhundert gekleidet. Sie trugen weiße Atlasschuhe mit Schleifen, weiße Seidenstrümpfe, Kniehosen und Wämser mit Schlitzärmeln aus weißem und rotem längsgestreiftem Atlas, Achselschleifen mit lang herabhängenden Bändern in denselben Farben und einen roten Sammethut mit langer Straußenfeder. Sie stellten sich nach der Größe geordnet in zwei Reihen einander gegenüber auf, und nun begann das Orchester eine süße, melodiöse, einfache Musik zu spielen, die

wie Sphärenklang durch den weiten, dunkelnden Dom zog. Nachdem dies Konzert eine Weile gedauert hatte, hoben die Chorknaben einen Gesang zum Lobe Christi an, der sich ebenfalls in den einfachsten Rhythmen bewegte, aber von wunderbar einschmeichelndem und rührendem Wohlklang war. Während die Seises mit ihren klaren, innigen Kinderstimmen sangen, führten sie eine Art langsamen und feierlichen Menuetts auf, vortretend, sich voreinander tief verneigend, auf den Platz zurückkehrend, dann rechts und links hervorgehend, die Plätze miteinander und mit dem Gegenüber vertauschend, wobei das Lied immer fortging und die Mönche ihre unaussprechlich süße Begleitung dazu geigten. Die schönen, unschuldigen Kinder in der bildhübschen Tracht, ihre anmutigen Tanzschritte und zierlichen Verneigungen, die in Halbdunkel gehüllten geigenden Mönche, der unbestimmte Schein der wenigen Wachskerzen, die ergreifende Musik und der rührende Gesang, dazu der weite Dom, den die Schatten des Abends erfüllten und dessen Mauern und Wölbungen ins Unendliche hinausgerückt schienen, das alles wirkte überwältigend auf das Gemüt; es blieb denn auch kein Auge trocken, und die Mönche und Seises endeten ihr Geigenspiel und ihren Gesang und Tanz nach einer halben Stunde unter dem allgemeinen Schluchzen der Gläubigen, die dann noch eine Weile in religiöser Verzückung in der dunkel gewordenen Kathedrale zurückblieben.

Spanische Zigeuner.

Eine bekannte spanische Copla sagt:

„Para cantares Madrid,
Para dineros la Habana,
Para jardines Valencia,
Para gitanos Triana.“

„Gesänge hat Madrid und Geld hat die Habana, Gärten hat Valencia und Zigeuner Triana“, und in der That giebt es vielleicht in ganz Europa, selbst die Städte Siebenbürgens und der Walachai und Moskau nicht ausgenommen, keinen zweiten Ort, wo sich das braune Volk in solcher Menge zusammenfände wie in Triana, der weitläufigen Vorstadt von Sevilla, die jenseits des Guadalquivir liegt und zu der man durch ein stattliches altes Stadtthor und über eine eiserne Brücke gelangt. Die Zigeuner bilden übrigens nicht bloß in Triana, sondern im ganzen Süden Spaniens einen sehr wesentlichen, besonders in die Augen springenden Bestandteil der Bevölkerung. Das ist einer der Züge, die Spanien mit Ungarn gemein hat. Spanien und Ungarn sind die beiden Länder, wo die Zigeuner sich am wohlsten

fühlen, am lustigsten vermehren und in größter Zahl schmarotzen. Als die geheimnisvollen Fremdlinge aus dem Osten gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst in Europa erschienen, da verbreiteten sie sich, wie mehr als ein Jahrtausend vorher die Juden, nach allen Himmelsgegenden und versuchten ihr Heil in allen Ländern und mit allen Völkern; Deutschland war ihnen nicht zu dürftig, Schweden nicht zu kalt und England nicht zu ungastfreundlich. Allein bald wurden sie aus dem ganzen Norden und Westen Europas teils ausgetrieben, teils spornten sie ihre kleinen Rößlein freiwillig weiter, um schöneren Himmel und bessere Menschen zu suchen, und nur kleine, verstreute Gruppen ihrer Stammesgenossen, die sich noch heute in England, in Skandinavien und im Elsaß vorfinden, erinnern daran, daß auch diese Länder einst von dem menschlichen Heuschreckenzuge der Zigeuner überrannt worden waren.

Nach Spanien aber kamen sie, um es nicht wieder zu verlassen. Es wurde ihnen eine warme Heimat, und sie selbst wurden bald spanischer als die Spanier selbst. Ströme, Berge, Meere und Wüsten waren ihnen auf jahrhundertelanger Wanderung kein Hindernis gewesen, als sie sich von Hindostan aufgemacht hatten, um im unbekannten Westen vor dem Würgschwerte Tamarlangs Schutz zu finden; wie dunkle Vögel waren sie zuletzt über die Pyrenäen geflogen, wie braune Ottern hatten sie den Ebro übersetzt und immer weiter drängte sie noch der Wandertrieb oder die Abenteuerfreude. Als sie aber am Fuße der „braunen“ und der „schneeigen“ Bergkette (Sierra morena und nevada) und an die Ufer des Guadalete, Guadalajara und Guadalquivir gelangt waren, als sich die vier Königreiche von Andalusien vor ihnen aufgethan hatten, da starb die Wanderlust in ihrem Herzen aus, der Wanderstab fiel aus den sich öffnenden Fingern zu Boden und ihre Füße schlugen Wurzel. Überkam

sie eine Erinnerung an ihre längstverlassene Urheimat? Ich vermute es. Das Bild mußte ihnen bekannt scheinen und längstverstummte Saiten ihrer Seele wieder zu leisem Tönen bringen. Da war der unsagbar blaue, edelsteinreine Himmel, da war die flammende, nieverhüllte Sonne, da wehten hohe Palmen in der warmen Luft, da reiften die Feige, die Olive, die Orange und der Granatapfel, und da waren fröhliche, sorglose Menschen mit einer Seele voll Gesang und einer allezeit offenen Hand. Sie zogen bis an die Felsen von Gibraltar; wohl winkte jenseits des schmalen Wasserstreifens neues Land, aber es fiel ihnen nicht ein die Flut zu kreuzen, deren schäumender Saum ihre nackten Füße badete, und die die Steppen Centralasiens und die große See in ihrer Wanderung für nichts geachtet hatten, hielten für immer inne vor der unbedeutenden Meerenge.

Freigeister von Geburt und Philosophen aus Neigung fanden sich die Zigeuner sehr gut mit den spanischen Vorurteilen ab. Als die Juden und Mauren ausgetrieben wurden, da setzten sich die Zigeuner behaglich in die leergewordenen warmen Nester; als die Nachkommen jener Unglücklichen auf den Scheiterhaufen verbrannt oder an der Garota (Drosselstange) erwürgt wurden, da lebten die Gitanos in Frieden und Seligkeit. Verlangten die Herren vom heiligen Gerichte, daß jeder Vorübergehende vor den Kirchthüren den Hut abziehe, so knieten die Gitanos nieder; verlangten jene, daß man vor Prozessionen im Staube niederkniee, so warfen sich die Gitanos der ganzen Länge nach hin und berührten mit der Stirne den Boden. Was kostete es sie, in die Kirche zu gehen, wo es so kühl und duftig ist? den Pfarrer ehrfurchtsvoll zu grüßen, der ihnen ab und zu eine kleine Münze oder einen Mund voll Wein schenkte? bei allen Prozessionen mitzulaufen, wo im Gedränge vielleicht ein Börschen unbemerkt Hände wechseln konnte? So waren

sie die eifrigsten Söhne der Kirche und stellten kaum einen einzigen Mann zu dem überzahlreichen Ketzerheere, das durch drei Jahrhunderte seine Schwachgläubigkeit auf der Richtstatt zu büßen hatte, was aber nicht hindert, daß die Gitanos noch heute die übrigen Spanier im Gegensatze zu sich selbst „cristianos“ (Christen) nennen.

In Spanien ist der Zigeuner nicht verachtet, wie in anderen Ländern und selbst in Ungarn, wo er doch einen so wesentlichen Zug in der nationalen Physiognomie bildet; im Gegenteil, man fühlt eine Art Wohlwollen und Wertschätzung für ihn. Der richtige Spanier ist auf seine Gitanos so stolz wie auf seine Orangenwälder, Maurenpaläste, Malerschulen und Silberminen, wie auf irgend ein anderes der Schönheitswunder oder Absonderlichkeiten, an denen die Halbinsel so reich ist. Der Zigeuner ist eigentlich der beste Typus des unverfälschten Andalusiers, und dies wird im Lande willig anerkannt. Manche der Eigenschaften, die eben dem Andalusier seinen Sondercharakter geben, sind im Gitano noch schärfer ausgeprägt als in jenem. Wer trägt die capa mit solcher malerischen Eleganz, mit solcher stolzen Ungezwungenheit, mit solcher herausfordernden Keckheit und Koketterie, kurz mit solchem „salero“, wie der Zigeuner? Wer handhabt die Navaja, das spitze Cordobanermesser, mit so tötlicher Sicherheit und Geschicklichkeit, wer reitet so verwegen, wer ist ein so wilder Zagal wie er? Einige der besten Stierkämpfer und berüchtigtesten Banditen waren Zigeuner, und er ist überhaupt in Spanien ein ganz anderer Bursche als der Rossedieb und Kesselflicker, den wir auf unsern Jahrmärkten umherziehen sehen. Zwar sein Physikum ist dasselbe, der Mann dunkelbraun, mit pechschwarzem, leichtgekräuseltem Bart und Haar und einem verwilderten, düstern Gesicht, das Weib, namentlich so lange es jung ist, von einem wunderbar zarten gelblichen Tone, mit einer samtenen Haut, üppigen

Lippen, blendend weißen, großen, wohlgesetzten Zähnen und tiefdunklen Augen, aus denen dem Fremden stets der feindliche, scheue, halbverhüllte Blick eines oberflächlich gezähmten Waldtiers entgegenblitzt; allein hier hört die Ähnlichkeit auf. Der spanische Zigeuner ist kein Kriecher, er demütigt sich nicht für den Pfennig und leckt nicht die Hand, die den Stock über ihn schwingt. Ganz im Gegenteil: er ist stolz, hochfahrend, herrisch, zanksüchtig, gewaltthätig; er hat Launen und erwartet, daß man sich ihnen füge. Er gehabt sich wie ein verzärteltes Kind, und das ist er auch in Andalusien.

Man beobachte ihn einmal, wenn er durch die Calle Sierpes, die vornehmste Straße von Sevilla, dahinschreitet. Er trägt gelbe Halbstiefel, samtene Hosen, eine kurze Tuchjacke, eine rote Faja und ein keckes rundes Hütchen, sein Gang ist herausfordernd, seine Bewegung übermütig. Alle Welt wendet mit Wohlgefallen den Kopf nach ihm. Junge Gecken (sietemesinos, Siebenmonatkinder, nennt man sie sehr charakteristisch auf spanisch) lassen sich von ihm den genialen Wurf der Capa beibringen. Die verwegensten Raufbolde nehmen bei ihm Unterricht im Messerkampfe. Die Söhne der reichsten und stolzesten Häuser bewerben sich um ein Lächeln und um einen Blick der jungen Gitana, deren frische Blüte übrigens kaum je von einem andern als einem Stammesgenossen gepflückt wird.

Dazu noch ihre letzte und interessanteste Eigentümlichkeit: sie sind in Andalusien wie in Ungarn die Träger und Verwahrer des ganzen Schatzes der Nationalmusik. In Ungarn hat der Zigeuner sich zur Fiedel und zum Cymbal gewendet, der spanische Gitano hat die Guitarre und das Tamburin adoptiert, und er ist auf diesen untergeordneten Instrumenten ebenso groß, ebenso unübertrefflich, wie sein ungarischer Bruder auf den höher entwickelten und anspruchsvolleren.

Der Gitano singt die copla und spielt die jota am besten, wie die Gitana den Fandango am schönsten und ausdrucksvollsten tanzt. Aber es ist keineswegs leicht, sich den Genuß des Gitanogesanges und Gitanatanzes zu verschaffen. An öffentliche Produktionen um Geld oder Geschenke ist nicht zu denken, und zu ihren intimen Unterhaltungen gelangt man nicht ungeladen. Doch wenn der Andalusier, arm oder reich, sich einmal gründlich und „con garbo", mit „Chic" unterhalten will, so giebt er sich Mühe, Zigeuner zur Mitwirkung zu gewinnen.

Der große Herr in Sevilla ist nicht zu stolz, nach Triana zu schicken oder vielleicht selbst über den Guadalquivir zu gehen und irgend einen berühmten Sänger samt Frau, Schwester oder Tochter in seinen Palast zu laden. Wenn man dem braunen Kerl zu Gesicht steht, so folgt er; ist dies nicht der Fall, so würde man ihm vergebens Duros oder selbst Dublones bieten. Nehmen wir an, er habe sich herbeigelassen, mit dem Herrn zu gehen und an seinem Tische Platz zu nehmen. Da sitzt er uneingeschüchtert und selbstbewußt auf dem samtenen Stuhle, die Guitarre und die Weinflasche vor sich, und die ganze versammelte Gesellschaft macht ihm den Hof. Der Hausherr füllt feurigen Manzanilla in seine caña, die Gäste stopfen seine Taschen mit Cigarren und Tabak voll, Enthusiasten schenken ihm wohl auch hübsche Seidenbörsen voll Geld oder schöne Halstücher, gestickte Cigarrentaschen und ähnliche Kostbarkeiten. Erst nachdem der Gitano vom Wein erwärmt ist, kommt man ihm mit der Aufforderung, etwas zum besten zu geben. Anfangs will er davon nichts wissen. Er ist nicht bei Stimme, seine Finger zittern, seine Guitarre ist verdorben, sein Gedächtnis hat ihn plötzlich verlassen oder irgend eine andere unglaubliche Ausrede. Allein mit dem Manzanilla wird nicht gespart und die Aufforderungen werden dringender. „Alza!

Alza!“ ruft es von allen Seiten, die cañas werden in einer Art Rhythmus gegen den Tisch gestoßen, einer der Gäste singt vielleicht zur Ermunterung selbst eine Copla. Endlich ist das Eis geschmolzen, der Gitano nimmt die Guitarre zur Hand und seine Finger irren nachlässig zwischen den Saiten hin und her. Ein unartikuliertes Vibrieren leiser Töne ist alles, was man zuerst hört; allein allgemach werden die Fingerspitzen fester, die Töne lauter, aus dem verschwommenen Gesumme ringt sich mit anfangs unbestimmten, dann immer bestimmteren Umrissen ein erkennbarer Takt, ein faßbarer Rhythmus los, und zuletzt fließt das vage Gemurmel halblauter, die Tonleiter auf- und niederwallender Klänge in eine schöne, fremdartige, vielleicht nicht gleich im ersten Augenblicke verständliche Melodie hinüber. Dem Vorspiele auf der Guitarre folgt der Gesang, der eigenartig und überraschend im höchsten Grade ist. Der andalusische Gesang ist der direkte Abkömmling der maurischen Musik, die in der großen Wüste Afrikas und in den Felsenwildnissen Marokkos entstanden ist. Ich glaube, einem gebildeten Ohre und kultivierten Musikgeschmacke wird die andalusische Musik bei erster Bekanntschaft eher sonderbar als schön erscheinen, allein nach einiger Zeit erschließt sich uns ihre tiefe Schönheit und sie ist dann unwiderstehlich. Es ist nicht einmal eigentlicher Gesang, sondern ein bald leidenschaftliches, bald träumerisches Recitativ, in welchem das Wort die größere Bedeutung behält und die Musik bloß als Nachdruckverleiherin mitwirkt. Die Melodie besteht aus einer nicht endenden Reihe von Tremolos, bald im höchsten Falsett, bald in tiefen Gutturaltönen; es ist ein ewiges Geschnörkel, eine unlöslich verschlungene Kette von Fiorituren, die so richtig, so glatt, so ausdrucksvoll auszuführen selbst für manche Koloratursängerin ersten Ranges eine nicht unbedeutende Aufgabe wäre; die Guitarre aber ist immer die Hauptsache; in der Begleitung

fließt die Melodie einfach und schön dahin, ungebrochen, ungeschnörkelt, ohne Variationen, in fremdartigen Accorden, die wohl gegen die Regeln des Generalbasses sündigen, aber das Herz des Hörers dennoch unfehlbar erschüttern.

Hat der Gitano einmal begonnen, so findet er nicht bald das Ende. Er wird dann zu einem Sprudelquell von Gesängen aller Art, und seine Zuhörer sind Gefäße ohne Boden, wenn es sich um die Aufnahme dieses Reichtums handelt. Auf Copla folgt Copla, auf Jota Jota, bis die Weinflasche leer, das Auge übernebelt, die Stimme heiser ist und alle Saiten der Guitarre abgerissen sind. Dann, nach Stunden feurigen Gesanges, verstummt der Gitano endlich, und umjubelt von den begeisterten Zurufen der Gesellschaft, die ihn „Engel!" „Blume!" „Wunder!" und „Orgel!" nennt, verläßt er den Herrensaal, um sich nach seiner dürftigen Hütte in Triana zurückzubegeben.

Ganz hat der spanische Zigeuner übrigens seinen Wanderinstinkt noch nicht verloren und ab und zu findet sich wohl noch einer unter ihnen, der nach Art seiner Väter allein oder mit seiner Familie umherschweift und in abenteuerlichen Bettelfahrten fast alle Länder Europas durchzieht. Ein merkwürdiges Beispiel ward mir hierfür durch den Zufall. Als ich an einem schönen Abend in den engen Winkelstraßen des Albaycin, der für Granada das ist was Triana für Sevilla, zwecklos umherschlenderte, von nackten Kindern und etwas mehr bekleideter reiferer Jugend mit großer Neugierde verfolgt, angestaunt und ab und zu wohl auch angebettelt, drang plötzlich aus einer der niedrigen, ärmlichen, schmutzigen Hütten ein ungarisches Lied an mein Ohr, das mir zu wohlbekannt war, als daß ich nicht an eine Sinnestäuschung hätte glauben sollen. In Granada ein ungarisches Lied! Ich blieb wie gebannt stehen und horchte ... Ja, das war es, kein Zweifel möglich! „Az alföldön halászlegény vagyok

én“ sang es da drinnen, und zu den magyarischen Worten tönte leise und süß eine ganz leicht und spielend gerührte Guitarre. Ich trat sofort durch die allezeit offene Thür ins Gemach, welches das einzige des Häuschens war. Ein kleiner Hund fuhr mir mit wütendem Gekläff entgegen, und indem ich ihm ausweichen wollte, zertrat ich fast ein nacktes, kleines, braunes Kind, das auf dem Lehmfußboden spielte. Ich fragte auf ungarisch, wer hier „Az alföldön“ singe. Ein Mann erhob sich, kam lebhaft auf mich zu und fragte statt aller Antwort in übrigens recht schlechtem Ungarisch, ob ich vielleicht aus Ungarn sei. Wir hatten bald die nötigen Erklärungen ausgetauscht. Er hatte sich jahrelang in Ungarn herumgetrieben und dort die ungarische Sprache und ungarischen Lieder erlernt; er bedauerte die ungarischen Zigeuner, die wie Hunde leben, beneidete sie aber um ihre schönen Lieder und wilden Geigen, die denn doch noch anders sprechen als seine schwachatmige Guitarre . . .

Er rief auch sein Weib herbei, seine Gefährtin auf all den Irrfahrten durch Europa und wohl auch in den zahlreichen Polizeigefängnissen, die alle kleine Weile sein Obdach waren, und sie äußerte ebenfalls große Freude über den Besucher aus dem fernen Lande. Der Gitano war rührendkomisch in seiner Seligkeit mit dem Fremden, den er fast wie einen Stammesgenossen behandelte. Er wollte mir seinen Hund schenken, den ich natürlich nicht annahm, worauf er ebenso entschieden die Silbermünze zurückwies, mit der ich mich angenehm machen wollte. Ich mußte von seinem Wein trinken und von seinem Brote brechen und ihm zusagen, tags darauf wiederzukommen. Ich that es auch und hatte es nicht zu bedauern. Der freundliche Zigeuner brachte mich mit den besten Sängern und den berühmtesten Tänzerinnen des Albaycin zusammen, und ich sah, ein glücklicher, stolzer,

einsamer Zuschauer, Produktionen an, für die ein Parterre von Königen kein zu gutes Publikum gewesen wäre.

Als ich drei Wochen später dieses kleine Abenteuer einigen Freunden in Sevilla erzählte, seufzten sie alle mit schwerem Neide und waren einstimmig in der Erklärung, daß ich ein Sonntagskind sei und Dinge kennen gelernt habe, die selbst dem Eingeborenen nur selten und nur mit vieler Mühe und gegen schwere Duros zugänglich seien.

Wanderungen in Córdoba.

Träumerisch und poetisch ist jede Stadt Andalusiens, aber die träumerischte und poetischte von allen ist Córdoba. In diesen melancholischen, verödeten Straßen wandern am hellen Tage Gespenster umher, aus diesem mittelalterlichen Straßenpflaster blühen so dicht wie das Gras, das zwischen den Steinen wächst, Erinnerungen hervor. Ich weiß nicht, wie man in Córdoba singen kann; fürchten denn diese schönen Mädchen, die hinter den Persianen der Balkone halb unsichtbar ihre hellen Coplas schmettern, fürchten sie denn nicht, die schwermütige, feierliche Stille zu unterbrechen, die über der Stadt brütet, und werfen denn diese alten Häuser, diese halbzerstörten Inschriften, diese grauen Türme und Zinnenmauern ihre unheimlichen Schatten nicht in ihr Herz?

Córdoba ist gar nicht eine Stadt, sondern ein Mausoleum, ein ungeheures Grabdenkmal über der alten maurischen Herrlichkeit, die hier eingesargt wurde. Nirgends ist die mohammedanische Vergangenheit Andalusiens so lebendig und schön, nirgends seine spanische Gegenwart so beschämend und trostlos wie hier. Córdoba hatte einst über 100,000 Einwohner, heute zählt es deren kaum 42,000; seine Leder-,

Seiden-, Metallindustrie war einst hochberühmt, heute giebt es kaum mehr einige Gerbereien in der Stadt, Seide webt sie gar nicht mehr, das Geheimnis der Damascenerklingen, das Toledo noch bewahrt hat, ist hier gänzlich verloren gegangen, und die Einwohner versinken immer tiefer in Dürftigkeit; einst blühte hier eine Hochschule, deren Glanz weithin in die Finsternis des mittelalterlichen Europas hinausstrahlte, heute giebt es hier keinerlei höhere Lehranstalt, die Plaza de Toros hat die Universität ersetzt und die unwissende Bevölkerung sucht in den Kirchen die Erleuchtung, die sie einst in der Wissenschaft fand.

Von den Mauren stammt noch die gezinnte und vielgetürmte Stadtmauer mit ihren zahlreichen festen Steinthoren, an deren Hufeisenbogen die arabischen Inschriften halb zerstört und teilweise mit lateinischen und spanischen Votivtafeln überdeckt sind, die Spanier aber lassen sie verfallen und bessern keine der Breschen aus, welche die Zeit und vandalische Anwohner in sie reißen; die Mauren haben auf den Trümmern eines uralten Römerwerks die schöne Guadalquivirbrücke erbaut, die Spanier aber ersetzen keinen der Steine, welche die Frühjahrs-Hochfluten des Stromes von den Pfeilern losreißen; von den Spaniern stammt das geschmacklose Denkmal vor der großen Kathedrale, der „Triunfo", ein Haufe barock zubehauener, übereinander getürmter Steine mit einem durcheinander geworfenen Gewühl von Palmen, Tieren, Fischen und Engeln und einer Säule darauf, welche auf ihrem Abakus den Erzengel Gabriel trägt, von den Mauren aber die Kathedrale, dieses wunderbarste Überbleibsel mohammedanischer Baukunst in Spanien.

Durch die Puerta del Perdon, die „Pforte der Verzeihung", ein imposantes, arabeskengeschmücktes Kielbogenthor, welches eine weitläufige, kahle Umfassungsmauer durchbricht, gelangt man in einen ungeheuren Patio, den eine

Allee alter, weit ausladender Orangenbäume durchschneidet. Diese Allee weist den Weg von der Pforte der Verzeihung zu einem der Hauptthore der Kirche. Man tritt ein und bleibt geblendet, überwältigt, den Atem anhaltend und die Augen schließend stehen. Das ist anders als alles, was man bisher gesehen hat. Das läßt sich nicht nach Stilgattungen und Vorbildern klassifizieren und spottet jedem Vergleiche. Das ist kein Gebäude, sondern ein Wald, ein ungeheurer, undurchdringlicher Urwald von Säulen, in dem sich der Blick verirrt. Aus dem glatten Marmorestrich wachsen gegen tausend niedrige Säulen aus bunten, kostbaren Steinarten hervor, die der Länge, der Quere, der Schräge nach zu endlosen geraden Linien geordnet sind. Blickt man vor sich hin, so sieht man in eine lange, verdämmernde Perspektive, an deren Ende eine geöffnete Pforte wie ein silberner Stern leuchtet; schaut man rechts oder links oder hinter sich, so hat man denselben Durchblick durch Säulenalleeen, die sich unabsehbar verlängern und zuletzt in einem offenen Thor enden. Wo immer man steht, glaubt man im Mittelpunkt des Wunderbaues zu sein, in den alle optischen Linien zusammenlaufen. Alle die Säulen sind untereinander durch überhöhte doppelte Kleeblattbogen verbunden, welche aus abwechselnden Längsstreifen weißer und roter Steine bestehen und die je eine kleine Kuppel tragen. Unten das Gewirr des Säulendickichts, oben das Geranke der durcheinander geflochtenen, durchbrochenen, scheinbar in der Luft schwebenden Bogen und das Wogen der Kuppeln, die nach allen Seiten hinzurollen scheinen wie die runden Wellen der hochgehenden See — die Phantasie braucht viele Minuten, ehe sie in diesem erstaunlichen Labyrinth heimisch wird und all die tiefsinnigen Heimlichkeiten errät, die der arabische Baumeister in sein unvergleichliches Werk zu legen beabsichtigt hat.

Diese Moschee wirkt ähnlich wie ein gotischer Dom und

doch wieder ganz anders als ein solcher. In einem gotischen Dome ist man wie in der Lichtung eines Tannenwaldes; einzelne schlanke Stämme streben noch himmelan und der Blick folgt ihrem kühnen Anstieg bis zur dunkelnden Wölbung, die dem Auge kaum mehr erreichbar ist; alle Verhältnisse sind weit und groß, alle Linien ziehen den Blick in die Höhe, in die Ferne, und zwischen den himmelhohen Pfeilern, unter den erdentrückten Spitzbogengewölben und angesichts der ungeheuren Fenster, welche die Mauern in Luft und Licht auflösen und gleichsam den fernen Horizont zur Begrenzungslinie der Kirche machen, erwacht in der Seele des Gläubigen eine dämmernde, unbestimmte Ahnung der Unendlichkeit. In der Moschee zu Córdoba ist man ebenfalls wie in einem Walde, aber nicht wie in einer Rodung, sondern wie im dicksten Gewirre der tropischen Vegetation. Stamm drängt sich an Stamm und Krone an Krone. Der Blick ist von allen Seiten eingehemmt; nirgends thun sich vor und über ihm freie, weite Räume auf; wohl öffnen sich endlose Perspektiven, aber diese Durchsichten sind eng und schmal, und wenn der Blick rechts oder links von der geraden Linie schweifen will, verirrt er sich im pfadlosen Säulenwalde. Der Eindruck der Unendlichkeit wird auch hier hervorgebracht, aber mit andern Mitteln wie im gotischen Dome; in diesem geschieht es durch die Weite und Höhe des Raumes, in der Moschee dagegen durch die allseitige unvollkommene Einhemmung des Gesichtskreises, welche einesteils keinen weiten, freien Ausblick gestattet, andererseits aber genug teleskopische Durchblicke offen läßt, um in der unruhig nach einem Ende und einer Grenze suchenden Seele die Ahnung ungemessener Fernen zu erwecken. Da man nirgends eine Wand, sondern überall nur Säulen sieht, so vermutet man, daß hinter diesen Säulen, die man sieht, noch andere Säulen sind, die man nicht sieht, und hinter diesen andern Säulen wieder andere,

und daß man tagelang in dieser Säulenwildnis fortwandern könnte, ohne zu einem Ende zu gelangen.

Dazu kommt, daß in der Moschee, die ihr Licht bloß durch die offenen Thüren empfängt, in welche die Säulenalleeen münden, ein Zwielicht herrscht, welches sich gegen die Mitte hin zu tiefem Dunkel abschwächt. Zur Zeit der Mauren hing von jeder Kuppel eine Lampe herab, und zehntausend Flämmchen glänzten nah und fern zwischen den Säulen und von der Decke herab wie die Sterne eines mondlosen Sommernachthimmels. Heute wandelt der Besucher wie ein Schatten zwischen den Schatten der Säulen dahin. Sein Auge dringt suchend durch das Dunkel und bevölkert den Raum mit flüchtigen Erscheinungen, die aus Wirklichkeit und Einbildung gewoben sind. Flattert dort nicht ein Gewand durch die Alleeen? Vielleicht, allein jetzt ist das flüchtige Gesicht wieder verschwunden. War das ein Mönch in langer Kutte, der da vorüberhuschte, oder war es eine Frau in langem, dunklem Kleide? Ich vermöchte es nicht zu sagen, denn ehe ich mich umsehen konnte, war die aus der Dunkelheit hervortretende Gestalt wieder in die Dunkelheit zurückgetaucht. Die rege Phantasie des betenden Arabers mußte im Säulenwald dieser Moschee Allah und seine Engel in der Ferne erscheinen und umherwandeln und verschwinden sehen.

Die Moschee ist für die scheue, einsame Andacht des Mohammedaners, nicht für die mitteilsame und gesellige des Christen erbaut; die Beter können hier nie eine Gemeinde bilden, sondern bleiben vereinzelt und wenn ihrer zehntausend wären; man glaubt sich hier allein, selbst wenn die Moschee von einem Ende bis zum andern gefüllt ist, denn man sieht kaum den nächsten Nachbar vor den Säulen, von denen man wie von den Wänden einer Zelle eingeschlossen ist. Wie ich so durch die Moschee dahinschritt, kam ich jeden Augenblick an knieenden Frauen und Männern vorüber, die ich erst er=

blickte, wenn ich bei ihnen stand, und die ich beim nächsten Schritte wieder aus dem Gesichte verloren hatte. Es wäre unverzeihliche Selbstüberhebung von mir, wollte ich mir einbilden, daß ich allein diese verbergende und unsichtbar machende Eigenschaft der Moschee bemerkt hätte. Sie ist offenbar den Eingeborenen wohlbekannt, wenigstens giebt es zu denken, daß man die scheinbar in Andacht versunkenen Beter hinter den Säulen immer paarweise entdeckt, während man sie regelmäßig einzeln kommen und gehen sieht . . .

Als die Spanier von der Moschee Besitz ergriffen, legten sie die vandalische Axt an ihre Wunder; sie hieben in der Mitte des Säulenwaldes eine große Anzahl der steinernen Stämme um und bauten in die so entstandene Lichtung eine spätgotische, fabelhaft reiche und fabelhaft geschmacklose Kirche hinein, die man aber erst erblickt, wenn man unmittelbar vor ihr steht; es ist, als hätte die heilige Wildnis der Moschee den Eindringling verschlungen und als wären die freventlich gefällten Säulen wieder aus dem Boden gewachsen und hätten die Klause des Christengottes überwuchert und erdrückt. Dagegen haben die fanatischen Eroberer glücklicherweise das herrlichste Juwel in diesem architektonischen Schatzkästchen, den unvergleichlichen „Mihrab“, unangetastet gelassen. Diese von Gold und bunten Arabesken strahlende kleine Kapelle leuchtet noch in ihrer ursprünglichen Schönheit wie damals, als hier der Koran unter der achteckigen Stalaktitenkuppel verwahrt wurde und die Gläubigen von den fernsten Grenzen der islamitischen Welt hierher wallfahrteten wie zur Kaaba von Mekka. Mit tausend Zungen rufen noch die goldenen, blauen und roten Ornamente, welche die Säulchen und die Wände und die Kuppel über und über bedecken, das mohammedanische Glaubensbekenntnis in das christlich gewordene Gotteshaus hinein, und die krause Schnörkellinie des goldenen Namenszuges Allahs zückt und sprüht noch an tausend Stellen wie

ein lichter Blitz die Pfeiler und Mauern entlang. So frisch, so neu und prächtig ist die Stelle, daß man sich gar nicht in die Vorstellung finden kann, in ihr die zurückgelassene Ruine einer auf ewig verjagten Kultur zu erblicken; sie macht vielmehr den Eindruck einer Verlassenen, die zuversichtlich die baldige Wiederkehr des Geliebten erwartet und sich für den Tag seiner Rückkunft geschmückt hat.

Vor diesem Mihrab hatte ich eine Begegnung, die mir unter allen meinen Reiseerlebnissen das unvergeßlichste geblieben ist und auf mich den tiefsten und mächtigsten Eindruck gemacht hat. Wie ich an die Kapelle herantrat und nachdenklich die tiefe Spur betrachtete, welche die Kniee der mohammedanischen Pilger, die gewohnt waren, auf den Knieen siebenmal um den Mihrab zu rutschen, im Laufe der Jahrhunderte in den Fliesen des Estrichs ausgehöhlt haben, da bemerkte ich plötzlich einen Mann, der dastand, beide Hände an die Säulchen des Mihrab gedrückt und mit solcher Weltvergessenheit in dessen Inneres starrend, daß er meine Anwesenheit gar nicht bemerkte. Dieser Mann war in die Tracht der Nordafrikaner gekleidet, welche man in den Städten Andalusiens als „Babuschen“- (Pantoffel-) Händler in ziemlicher Anzahl zu treffen pflegt; er trug die Schuhe und Pluderhosen, den Kaftan und roten Fez der „Moriskos“, wie die Spanier diese meist aus Algier und Marokko kommenden Gäste nennen, und vor ihm lag auf dem Boden ein kleiner Stoß ineinander gesteckter Babuschen aus rotem Leder. Die Moriskos sind gewöhnlich nichts weniger als poetische Leute, die nur für ihr Geschäft Sinn haben und sehr fröhlich sind, wenn sie in einem Café oder auf der Straße einem Spanier etwas von ihrer billigen Ware anhängen können. Allein die Anwesenheit dieses Mannes an diesem Ort, seine düstere Versunkenheit beim Anblick des Heiligtums seiner Vorfahren mußte in einer nicht allzu-

schläfrigen Phantasie eine ganze Reihe romanhafter Vorstellungen erwecken. Wie der Leser aber gleich sehen wird, war die Wirklichkeit diesmal noch weit romantischer als die romantischten Vorstellungen der Phantasie.

Ich achtete eine Weile die sichtlich tiefe und schmerzliche Erregtheit des Morisko und richtete dann in spanischer Sprache die Frage an ihn, ob er die arabischen Inschriften des Mihrab lesen könne. Er fuhr auf meine Ansprache wie aus einem schweren Traume empor, blickte mich einen Augenblick lang mit einem eigentümlichen Ausdruck der Verachtung und des Hasses an und begann ohne eine Silbe zu erwidern seine Schuhe vom Boden aufzulesen. Dieses auffallende Benehmen machte mir den Mann immer interessanter. Ich wußte, daß die Morisken samt und sonders Spanisch verstehen, dachte mir aber doch, dieser könne eine Ausnahme bilden, und versuchte es mit Italienisch, da diese Sprache von den herumziehenden nordafrikanischen Händlern fast ausnahmslos gesprochen wird. Der Mann blickte mich nun scharf an und sagte spanisch: „Sie sind nicht von hier?“ „Nein, ich bin ein Fremder.“ „Kein Spanier?“ „Nein, ein Ausländer.“ Da warf der rätselhafte Morisko seinen Kram wieder zur Erde, und mit einer losbrechenden Leidenschaftlichkeit, die mich beinahe ängstigte, hob er beide Hände in die Höhe und zischte zähneknirschend halblaut zwischen den gekniffenen Lippen hervor: „Vor diesem Mihrab haben meine Vorfahren gebetet, diese Grube haben die Kniee meiner Väter mitvertieft, mein Geschlecht war reich und mächtig in dieser Stadt, und ich bin heute ‚nadie hijo, de nadie‘, niemand, der Sohn niemands, ein elender Bettler, der von Stadt zu Stadt zieht, um bei den Räubern seines Vermögens etliche Realen auf Brot zu verdienen.“

Spielte der Mann Komödie mit mir? War das ein schlauer Betrüger, der mir ein Melodrama vormachte, um

dem leichtgläubigen und romantischen Fremden ein Silberstück zu entlocken? War er mit ein Inventarstück der Moschee und lauerte er hier gewöhnlich auf die fremden Besucher, um ihnen die effektvolle Rührscene vorzuspielen? Ich bin von Natur ein Skeptiker, und wenn man jahrelang die systematische Überlistung der Reisenden und die Spekulation auf ihre sentimentalen Reminiscenzen aus der Geschichte und Litteratur beobachtet hat, so wird man nicht leichtgläubiger. Allein was der Morisko nun that und sagte, mußte alle meine Zweifel besiegen.

„Caballero," sagte er nach einer Pause, und seine Augen waren feucht, indem er sprach, „Sie wissen nicht, wie es auf uns Marokkaner wirkt, wenn wir die Stätten unserer ehemaligen Größe besuchen."

„So sind die Erinnerungen an eure spanische Herrlichkeit bei euch auch heute noch so lebhaft?" fragte ich.

„Nicht bei allen, nicht bei der Masse des gemeinen Volks, aber bei den Nachkommen der Vornehmen und Großen; diese vergessen auch in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung nicht den Glanz ihrer Ahnen und sie pflegen treu jedes Andenken an die Vergangenheit. Sehen Sie," fuhr er fort, indem er sich mit einer plötzlichen Bewegung in die Brusttasche des Kaftans griff und eine alte Ledertasche hervorholte. „Ich, der Morisko, der Babuschenhändler, stamme aus einem Geschlechte, das im Königreich Córdoba groß war, das in der Stadt und im Lande Paläste und weite Ländereien besaß und das dem Lande Feldherren und Minister gab. Unser Palast in Córdoba steht noch" — er öffnete bei diesen Worten die Brieftasche, nahm ein Papier aus derselben und entfaltete es; nun kam ein in Seide gehülltes Paketchen zum Vorschein, das er gleichfalls aufwickelte und in welchem sich ein vergilbtes Pergamentblatt befand; auf diesem erblickte ich die farbige, gut erhaltene Zeichnung eines stattlichen Hauses, umgeben von

arabischen Inschriften, die ich nicht lesen konnte; der Morisko ließ mich das Blatt betrachten, ohne es aus der Hand zu geben, und sagte: „Das ist das Bild des Palastes, und Sie werden, wenn Sie wollen, den Palast selbst sehen.“

„Wer hat dieses Bild gemalt und aus welcher Zeit stammt es?“

„Das will ich Ihnen sagen, Caballero. Als Córdoba sich den spanischen Königen ergab, blieben meine Vorfahren unangetastet in ihrem Besitze, und sie fuhren fort, angesehen und reich zu sein. Als auch Granada fiel, da drohte man meinem Geschlechte mit der Vertreibung, wenn es nicht seinen Glauben aufgeben wollte. Es wurde äußerlich katholisch, blieb aber im geheimen dem Glauben der Väter treu. Das dauerte so drei Generationen, dann trieb man meine Familie und alle Mauren, die noch in Spanien waren, eines Tages von Haus und Hof, raubte ihnen alles, was sie hatten, mißhandelte sie und schickte diejenigen, die nicht getötet wurden, nach Marokko hinüber. Dieses Los traf vor mehr als dritthalb Jahrhunderten den Urgroßvater meines Urgroßvaters. Allein ehe er Córdoba verließ', fertigte er sich ein Bild seines Hauses an, es ist das Bild, das ich Ihnen zeige, und dieses hat sich in meiner Familie von Vater auf Sohn bis auf mich vererbt. Als ich nach Spanien kam, nahm ich es mit mir, um in Córdoba das Haus meiner Väter zu suchen.“

„Und haben Sie es gefunden?“

„Wenn Sie wollen, können Sie das gleich sehen.“ Wir verließen zusammen die Moschee, und der Morisko führte mich, fortwährend hochinteressante Familienerinnerungen erzählend, durch enge Gäßchen auf einen kleinen, winkeligen Platz. Hier blieb er stehen und deutete auf ein Haus, während er seine Pergamentzeichnung wieder hervorholte. In der That, das war das Original des Bildes! An der Façade

hatte sich seit dritthalb Jahrhunderten kaum etwas geändert; die Zahl und Stellung der wenigen Fenster, der Thorbogen, die Säulchen des Portals, alles wie es auf dem Bilde war. Während ich staunend bald das Haus, bald die Zeichnung betrachtete, ergriff der Morisko meine Hand, führte mich noch näher, ganz nahe ans schöne Gitterthor, und zeigte mir ein kunstvoll geschmiedetes eisernes Wappenschild mitten zwischen den reichen Arabesken des Thors. Über dem Thorbogen prangte in Stein ebenfalls ein Wappen, aber es war ein anderes als das des Thorgitters. Der Morisko wendete das Pergamentblatt um — hier stand dasselbe Wappen, es war das seiner Familie. Und indes mich die Situation immer mächtiger ergriff, langte der Morisko ein zweites Mal in die Kaftantasche, zog einen Seidenbeutel hervor und nahm aus demselben einen schön ciselierten und damascierten stählernen Schlüssel von ziemlicher Größe heraus. Er hielt ihn mir mit zitternder Hand vor die Augen und sagte: „Das ist der Schlüssel des Hauses. Fürchtete ich nicht, daß jemand kommt, so würde ich Ihnen zeigen, daß er noch heute das versperrte Gitterthor öffnet.“ Auf dem Schlüssel war ebenfalls das Wappen sichtbar, das ich zwischen den Stäben des Gitters bemerkt hatte. Durch neun Generationen hatte also diese unglückliche Familie den Schlüssel ihres verlassenen Hauses bewahrt und durch dieses Symbol an seinem doch auf ewig verlorenen Eigentum festgehalten!

Ich war fast ebenso ergriffen wie der Morisko selbst. Ich zog ihn von dem Hause fort, allein er ging nicht, ohne mir noch dessen Rückseite gezeigt zu haben, die auf den Guadalquivir sieht. Das war ein wunderbares Bild der Stille und Verlassenheit. Hier erhob sich eine mit Epheu über und über bewachsene alte Mauer, darunter stieg bis zum gelben, schlammigen Flusse eine Erdböschung hinab, die von Kaktus und Unkraut bedeckt war; unfern spannte sich die

Steinbrücke mit ihren Spitzbogen von ungleicher Weite über den Strom, jenseits wurde die Zinnenmauer der „Carrahola", des maurischen Brückenkopfs, sichtbar, und weithin, stromauf und ab, faßten den Guadalquivir hohe, mit Schutt und wilden Pflanzen bedeckte Erdufer und die fensterlosen, bizarr emporsteigenden und sich senkenden Rückseiten von Wohnhäusern ein, die häufig mit gezinnten epheubekleideten Gartenmauern abwechselten. Während ich in die Betrachtung dieser eigenartigen Scenerie vertieft war, schlich sich der Morisko leise davon. Ich bemerkte seine Abwesenheit plötzlich, als er schon etliche Dutzend Schritte von mir entfernt war. Rasch eilte ich ihm nach, holte ihn ein und bat ihn, mein Gast beim Diner zu sein. Er schüttelte aber abwehrend den Kopf, dankte mir und ging mit einem Gruße weiter. Ihm Geld anzubieten hatte ich wirklich nicht den Muth, und so verlangte ich, daß er mir wenigstens ein Paar Babuschen verkaufe. Er reichte mir stumm das Gewünschte, nannte den Preis, steckte das Geld, das ich ihm gab, in die Tasche, ohne es anzusehen, und verließ mich dann mit einem neuen ernsten Gruße.

Ich besitze die Babuschen noch immer und sie erinnern mich an mein interessantestes spanisches Abenteuer.

Andalusisches Städteleben.

Eine andere Erscheinung ist die andalusische Stadt im Sonnenglanze und eine andere in den Schatten der Dämmerung. Sieh sie um Mittag — sie gleicht dem reizenden Dornröschen, das, von duftenden Rosen umblüht, in tiefem Zauberschlummer ruht und nur durch die leise Atembewegung der Brust verrät, daß noch Leben in ihm ist; sieh sie am Abend — du findest sie weit wach, die Augen offen und leuchtend, der Mund lachend und singend, die Hände das Tamburin schlagend und die Füße in lustigem Tanzschritt hüpfend. Süße, üppige, wollüstige Träumerei und dann wieder hell aufflackernde Lebensfreude; träges, schattenhaftes Hindämmern und dann wieder Thätigkeit, Lärm und Bewegung; eine fast unbewußte Halbexistenz, die zwischen Schlaf und Wachen unentschieden schwankt, und dann wieder ein volles Welterfassen mit gesteigert thätigen Sinnen, das sind die Gegensätze, zwischen denen das Dasein des andalusischen Städtebewohners jeden Tag hin und her pendelt. So viele individuelle Eigenheiten die Städte Südspaniens auch haben mögen, in diesem Punkte gleichen sie sich alle, und wenn man den Tagesverlauf einer einzigen darstellt, hat man ihn auch für alle übrigen geschildert.

Nehmen wir als Beispiel Córdoba, diese charakteristischte Stadt Andalusiens. Sie hat wenig Handel, wenig Industrie, wenig Verkehr. Zwischen den unregelmäßigen Rundsteinen ihres unsäglich schlechten Pflasters wächst hohes Gras, an allen Ecken und Enden starrt der Verfall hervor, von den öffentlichen Gebäuden krümelt sich der vernachlässigte Mörtelanwurf ab. Reinlicher und besser gehalten sind die Privathäuser, von deren Thorbogen stolze Wappen herabblinken und deren Flur wunderbar gearbeitete Gitterthüren, mit Goldschmiedkunst verfertigte wahre Filigranflechterei in Eisen, abschließen. Wandelt man in den frühen Stunden des taufrischen Morgens durch die vielgekrümmten Straßen und Gäßchen, die infolge ihrer wunderlichen Windungen eine stete Reihenfolge greller Lichtstreifen und kühler, dunkler Schattenpartieen darbieten, so findet man sich fast allein zwischen den verschlafen aussehenden Häusern und trägt beinahe Bedenken, mit seinem Tritt das hallende Echo der ausgestorbenen Stadt zu erwecken. Wenn die Glocken zur Frühmesse rufen, so huscht wohl hie und da aus einer halbgeöffneten Thür ein Mädchen heraus, das, in seine dunkle Mantilla gehüllt, raschen Schrittes nach der Kathedrale eilt, wo man sicher sein kann, es in dem Urwald der tausend Säulen aus den Augen zu verlieren. In der Nähe der Stadtthore befinden sich die wenigen Marktplätze, und hierher treiben die malerisch gekleideten Bauern aus der nahen Sierra Morena, deren Tracht meist aus lichten Hosen, einer dunklen, knappen Sammetjacke und einem breitränderigen, ringsum mit Quasten und Kügelchen besetzten Sammethute besteht, ihre lebensmittelbeladenen Esel. Gemüse von nie gesehener Größe, Obst von beispielloser Üppigkeit, frischer Schaf- und Ziegenkäse sind zu Bergen aufgehäuft und gehen um die denkbar kleinste Kupfermünze in den Besitz feilschender alter Käuferinnen über. Andere Ge-

müsehändler ziehen mit ihrem Esel von Haus zu Haus und suchen die Aufmerksamkeit der Hausfrauen durch unermüdliches Geschrei auf sich zu ziehen. Esel und Eseltreiber sind überhaupt die einzigen lebenden Wesen, die bis tief in den Tag hinein auf der Straße sichtbar werden. Fuhrwerke, Schiebkarren trifft man kaum; der Esel ist so ziemlich das einzige Mittel zur Förderung kleiner Lasten. Der Kehricht aus den Häusern und Straßen wird in Körbe geladen und von Eseln weggetragen; Kohle, Mehl, Obst bringt der Esel in Körben zu den Häusern; bei den wenigen Bauten, die in der Stadt vorgenommen werden, verwendet man Esel zur korbweisen Abfuhr des Bauschuttes und Zufuhr von Ziegeln, Kalk und Sand, eine Transportmethode, die natürlich nicht zu den schleunigen gehört, namentlich wenn man erwägt, daß der Eseltreiber oder Arriero nie pressiert ist und weit mehr nach seinem Cigarillo als nach dem seiner Obhut anvertrauten Tiere sieht. Die ständigste Straßenfigur ist neben dem Arriero der Aguador, der Wasserverkäufer. „Agua! Agua fresca! Agua fresquita!“ preist er seine Ware mit dröhnender Stimme an und sucht durch Anhängung zärtlicher Diminutive an die lobenden Beiwörter das Verlangen der Dürstenden nach seinem Getränk noch besonders zu steigern. Das Geschäft des Aguadors ist ein bescheidenes, nährt aber seinen Mann, denn der Andalusier ist immer durstig und — zu seinem Ruhme sei’s gesagt — liebt nichts so sehr wie kühles, frisches Wasser, um seinen Durst zu löschen. Macht der Andalusier unter den glühenden Strahlen seiner heimatlichen Sonne auch nur den kürzesten Weg, so läßt er sicher keinen Wasserhändler an sich vorübergehen, ohne dessen Last um ein oder mehrere Gläser erleichtert zu haben. Der Genuß ist ein wohlfeiler; er kostet bloß einen Ochavo, etwas mehr als einen Pfennig; allein wenn ein armer Teufel ein Glas Wasser verlangt,

es auf einen Zug leert, das Glas mit behaglichem Schnalzen zurückgiebt und mit einem „gracias!“ (Danke!) weitergeht, ohne seine Hände in die Tiefe der Tasche hinabbemüht zu haben, so wird der Aguador auch nicht quer, sondern antwortet: „Vaya Vd. con Dios, hermano!“ (Geht mit Gott, Bruder.) Die ärmeren Aguadores tragen ihre Ware in einer Butte auf dem Rücken, die besser gestellten haben einen Esel und führen außer Trinkwasser auch noch „helado“, nämlich kleingestoßenen Eisgries, in den sehr dünner Citronensaft gegossen wird und der dann ein erfrischendes, wiewohl nicht ungefährliches Getränk nach Art der amerikanischen „Cobblers“ bildet, die wohl die Yankees von den kalifornischen Nachkommen der Spanier übernommen haben dürften.

In Rom sagt man sprichwörtlich: Nur Hunde und Fremde gehen in der Sonne; in Spanien lautet ein ähnliches Sprichwort: Nur Ärzte und Steuereinheber sieht man in der heißen Tageszeit auf der Straße. Wer es nur irgend kann, vermeidet es von zehn bis vier Uhr auszugehen. Der Handwerker sitzt in seinem thürlosen Laden hinter dem dichten Vorhang aus Mückengarn, der ihn gegen die Straße abschließt, und näht seine bunte Jacke oder klopft seine Stiefelsohle unter lautem Gesang. Auf den Balkonen, mit denen alle Fenster versehen sind, haben die Mädchen und Frauen ihren ständigen Platz, und von der über Fenster und Balkon niederhängenden Matte aus feinen Binsen vor den Blicken der wenigen Vorübergehenden geschützt, verträumen sie ungewaschen, ungekämmt und halb entkleidet mit irgend einer Handarbeit und ununterbrochenem Coplasingen den ganzen Tag. Oft genug werden auch mit Freundinnen, die nebenan oder über die Straße wohnen, ungenierte Zwiegespräche gehalten, und heitere Scherzworte von ungesehenen Lippen, lustiges Gelächter aus jungen

Kehlen, verfängliche Fragen und spitze Antworten fliegen über dem Kopfe des intrigierten Wanderers zwischen den verschiedenen Häusern hinüber und herüber.

Die Bauart der andalusischen Häuser ermöglicht eine erquickende Kühle im Innern der Wohnräume, während außen eine versengende Hitze herrscht. Man tritt von der Straße in sein Zimmer und empfindet einen Temperaturunterschied von 8—9 Graden. Den Fußboden bedeckt selbst in den vornehmen Häusern eine kühle Binsenmatte und nicht ein wärmender Stoffteppich, die Fensterläden aus Holz sind geschlossen, die Thür führt auf den Patio, den marmorgepflasterten Hof mit murmelndem Springbrunnen in der Mitte, umgeben von epheu- und weinbewachsenen Arkaden, überspannt mit einem gleich einem Vorhange verschiebbaren Zeltdach, das am Tage die glühenden Sonnenstrahlen abhält, ohne am Abend den kühlen Luftstrom auszuschließen; man fühlt sich förmlich berauscht in dieser kühlen, duftenden Atmosphäre; ich für meinen Teil konnte wenigstens nie nach einem Spaziergange heimkehren, ohne sofort beinahe stehenden Fußes einzuschlafen, sowie ich die Schwelle meines kosigen, verdunkelten Zimmers überschritten hatte.

Alle Welt schläft während der ersten Nachmittagsstunden; wer es thun kann, in aller Bequemlichkeit und entkleidet daheim, der Arriero im Schatten seines Esels, Straßenjungen in irgend einer Kirche, die stets erfrischende Kühle haucht, Bettler im nächstbesten Hausflur, der ihnen immer offen steht. Der andalusische Hausflur hat nämlich zwei Thore an seinen beiden Enden; das Thor nach der Straße hin ist immer geöffnet und erlaubt schattensuchenden Vorübergehenden einzutreten, dasjenige nach dem Patio aber ist sorgsam verschlossen, und hier beginnt das Heiligtum des Hausinnern.

Die bessern Klassen nehmen wie in England und Frankreich des Abends ihre Hauptmahlzeit ein, bei der das Menu ein stereotypes ist; man ißt zuerst Suppe, dann Garbanzos (eine Art großer Erbsen) mit Speck oder gekochtem Rindfleisch, dann eine Fritura (gebackene Fische oder Fleischklöschen), einen Braten und den unvermeidlichen „gaspacho“, ein Mittelding zwischen Suppe und Salat, bestehend aus Gurken-, Zwiebel-, Selleriescheiben, grünem spanischen Pfeffer, Essigwasser, Pfeffer, Salz und Öl, dem Fremden ungefähr ungenießbar, von den Eingeborenen aber mit Löffeln schüsselweise verzehrt. Während der Mahlzeit darf das Cigarillo nicht ausgehen; es liegt neben jedem Speisenden auf dem Tische, und zwischen zwei Löffeln Suppe oder zwei Bissen Fleisch werden rasch einige Züge gethan.

Nach dem Speisen beginnt erst das eigentliche Leben. Um sieben Uhr hat sich das Straßenbild wie mit einem Zauberschlage verwandelt. Die Häuser speien ihre Bewohner aus, die Gassen und Plätze füllen sich, tausend Töne werden laut. Mit lustigem Schellengeklingel und lautem Rädergerassel jagt ein maultierbespannter Wagen durch die Hauptstraße. Es ist der Eisenbahnomnibus und sein Erscheinen verkündet die Ankunft des Zuges von Madrid. Kaum ist das Peitschengeknall des Mayorals, das Rufen und Zetern des Zagals verhallt, so erhebt sich das Geschrei der Zeitungsweiber, die wie eine wilde Jagd durch die Straßen rasen und mit ihrem „La Correspondencia!“- und „El perro grande!“-Gekreisch die Luft erfüllen. Was nicht bettlägerig ist, das strömt jetzt nach dem Paseo, wo sich alsbald die ganze Stadt versammelt. Der Paseo ist eine der prächtigsten spanischen Einrichtungen; er fehlt in keiner Stadt; es giebt Städte, die keine Schule, keine Post, keinen Bücherladen besitzen, aber solche ohne Paseo giebt es nicht. Er gehört nächst Kirche und Wirtshaus zu

den vornehmsten Existenzbedingungen des Spaniers. Der Paseo ist der Salon der Stadt, eine Art modernen Forums, zugleich Promenade, Konzertsaal und Empfangszimmer. Meist ist er eine Allee von Palmen, Orangenbäumen oder Platanen, oft noch von Rosenhecken und Blumenrabatten eingesäumt, manchmal mit Statuen geschmückt, immer mit massiven Steinbänken versehen. Der Paseo von Córdoba heißt „Paseo del gran Capitan“. Hier liegen die drei Fondas oder Hotels, die die Stadt besitzt, hier ist das Kaffeehaus „del Gran Capitan“, unfern sind die Plaza de Toros und die Eisenbahnstation. Das Kaffeehaus, die Salons der Hotels füllen sich, und an hundert Tischen wird Domino gespielt, die Lieblingsunterhaltung des Spaniers, der er tagelang ohne Ermüden obliegen kann, und zwar bloß aus Interesse am Spiel, nicht aus Gewinnsucht, da gewöhnlich nicht um Geld gespielt wird. Vor diese Lokale sind zahlreiche Tische und Stühle gesetzt, und hier bildet sich alsbald ein wogendes Parterre, vor dem die ganze Damenwelt Córdobas unausgesetzt auf und nieder zieht. Aus den Thoren der vornehmen Häuser rollen jetzt die tagsüber in der Remise gehaltenen Fuhrwerke hervor und drängen sich auf dem Paseo zu einer endlosen Doppelreihe zusammen: elegante Pariser „Landaus“, Coupés, Broughams, neben ihnen alte, schwerfällige Karossen, die in Doppelfedern hängen, alle mit vielfelderigen Wappen bemalt und den schwachen und wenig ausdauernden, aber herrlich gebauten andalusischen Rossen bespannt. An der Seite der Wagenkolonnen flutet ein Strom von Spaziergängerinnen, die oft von Galans, selten von Gatten oder Vätern begleitet sind, und das Auge kann sich an einzelnen Schönheiten weiden, wie sie so brillant kaum noch irgendwo in Europa vorkommen. Solche Schönheiten sind übrigens auch hier Ausnahmen, die Mehrzahl der Damen kann nur als hübsch

klassifiziert werden, und alle, auch die jüngsten und reizendsten, verunstalten sich durch gewissenlosen Mißbrauch von Reispulver und Schminke.

Jetzt ist die Zeit des Requiebro, dieser charakteristischen andalusischen Sitte. Übersetzen kann man das Wort nicht, nur es erklären. Ein junger Mann geht rasch an einer Dame vorüber, und im Augenblicke, wo er sie streift, flüstert er tonlos: „Blume von Córdoba!" oder „Stern meines Himmels!" oder „Dein Blick tötet und belebt!", ohne daß jedoch ein dritter die Bewegung seiner Lippe sähe oder den Laut seiner Stimme hörte. Die Dame, ebenfalls ohne die Augen aufzuschlagen, ebenfalls ohne die Lippen merklich zu bewegen, antwortet leise: „Gracias!" oder „Entendido!" („Dank", „Man hat verstanden.") — Das ist ein Requiebro. Eine platonische Huldigung, hervorgegangen aus dem edlen, selbstlosen Drange der Schönheitsanerkennung. „Requebrar" ist frei und straflos; der Bettler kann der Königin ein Requiebro zuflüstern, und sie wird ihm nicht gram darum sein, im Gegenteil man kann annehmen, daß sie ihm sein „Gracias" nicht vorenthalten werde. Daß diese luftige, scheinbar zwecklose Liebeserklärung, systematisch wiederholt und mit Ausdauer angebracht, in manchen Fällen dennoch Unheil stiften mag, wird jedem Geiste sehr glaublich sein, der von der Erbsünde auch nur ganz leise berührt und verunreinigt ist.

In und vor dem Kaffeehause sitzen, den Paseo auf und nieder gehen oder fahren, reiche Toiletten ausstellen und bewundern, Requiebros flüstern und erwidern ist doch mehr Beschäftigung der Jugend. Die ältere Generation versammelt sich mittlerweile in den Patios um die rauschenden Springbrunnen und bildet „tertulias" oder Plauderkränzchen. Nichts Schöneres, nichts Gemütlicheres, nichts Poetischeres als eine andalusische Tertulia. Man sitzt im Kreise auf niedrigen

Taburetts oder in den beliebten Schaukelstühlen, die Herren Cigarillos rauchend, die Damen Thee trinkend oder Helado löffelnd; ringsum duften frische Rosen, über den Häuptern funkeln die Sterne und leuchtet der Mond auf tiefblauem Himmel, die kühle Luft wird durch den unvermeidlichen Fächer, ohne den man keinen Andalusier welchen Alters oder Geschlechts immer sieht, in leiser Bewegung erhalten, man spricht über alles und noch etwas, über Politik, Klatsch, Haushalt, Kunst, Reisen, man erzählt Anekdoten, man lacht, man singt Coplas, man spielt Guitarre, und im seligen, geistverjüngenden, muntern Kinderschwatzen sieht man die Stunden wie im Traum vorüberfliegen und es wird Mitternacht, ehe man recht angefangen zu haben glaubt. Ich behaupte, man altert nicht um die Zeit, die man in einer rechten Tertulia verbringt. Solche Stunden gehen vorbei, ohne Spuren zurückzulassen. Sie sind nicht vom Leben des Menschen abgezogen, sondern ihm zugelegt.

Und während auf dem Paseo die schöne Welt promeniert und in den Patios die Tertulias blühen, spielt sich versteckt in Nebengäßchen, auf ausgestorbenen Plätzen an den Eisenstäben von Patiothüren und Fenstergittern geheimes Liebesleben ab. Da stehen glühende Seladons diesseits und seufzende Mädchen jenseits der unerbittlich trennenden Eisenschranke, und ein Händedruck, ein Kuß auf die Wange ist alles, was er außen verlangen, sie innen gewähren kann. Das ist die einzige Annäherung, die zwischen jungen Leuten der bessern Stände stattfindet. Man beginnt mit dem Requiebro auf dem Paseo oder in der Kirche, man geht durch das Stadium des „Fensterlns", das aber Monate, oft Jahre währt, und erst wenn der junge Mann direkt um die Hand des Mädchens angehalten hat und sie ihm von den Eltern gewährt wurde, erlaubt man ihm, die streng abwehrende Eisenthür zu passieren und sein Liebchen in dessen eigenem

Gemache zu sehen. Die Zeit, da er in dunkler Straße in seine Capa gehüllt vor dem Fenster der Geliebten stand und durch das Gitter ihr die bebende Hand drückte und aus der Finsternis ihm ihre leuchtenden Augen entgegenfunkelten, betrachtet jeder Spanier als die schönste seines Lebens, und noch als alter Mann, wenn er gegen Mitternacht aus einer Tertulia heimkehrt und in der finstern Straße an einer vermummten Gestalt vorüberkommt, die gegen ein Fenster gelehnt ist, hinter dem eine unbestimmte weibliche Form schwach sichtbar wird, verfehlt er nicht tief aufzuseufzen und mit einer Stimme, in der Sehnsucht und Melancholie beben, zu murmeln: „Ich wollt' ich wäre du!"

Spanische Zeitungen.

Jeder ernste Geist muß im Zeitungswesen eines Volkes einen hervorragenden Gegenstand der Beobachtung erkennen. Nichts giebt so unverfälschte, so absolut zuverlässige Aufschlüsse über den Bildungsgrad, die Neigungen, Anschauungen, Tugenden und Laster, über die herrschende Ideen- und Geschmacksrichtung einer Nation, wie ihre Tageslitteratur. Sie ist als diagnostisches Hilfsmittel in der Völkerpsychologie nicht durch die klassische Litteratur, nicht durch die Kunst und Wissenschaft, überhaupt durch nichts zu ersetzen. Denn diesen idealeren Gebieten wenden sich immer nur mehr oder weniger exceptionelle Geister zu und ihre Gemeinde ist jedenfalls eine Minorität, vielleicht eine verschwindende Minorität. Die Journalistik aber ist auf die große Masse berechnet und muß stets zu dem geistigen Niveau hinabsteigen, auf dem das Durchschnittsindividuum der betreffenden Nation steht. So giebt die klassische Litteratur ein idealisiertes Bild, die Tageslitteratur aber eine kaum retouchierte Photographie des geistigen und materiellen Lebens der betreffenden Nation. Aus diesem Grunde habe ich in jedem Lande, das ich besucht, dem Zeitungswesen eine besondere Aufmerksamkeit zu-

gewendet, und ich glaube nicht, daß die diesem Gegenstande gewidmete Zeit eine verlorene gewesen sei.

Die englische Presse ist jedenfalls diejenige, der man in Europa die Palme zuerkennen muß. Der einzige Vorwurf, den man einem — glücklicherweise kleineren — Teile derselben machen kann, ist der eines übertriebenen Sensationalismus. Sonst aber ist sie ehrlich, würdig, gründlich, umsichtig und hochanständig. Bei sehr stark ausgeprägtem Nationalbewußtsein ist sie dennoch universell im besten Sinne, achtsam auf alle Vorkommnisse, jedes Ereignis auch in der entlegensten Ferne verzeichnend, jeder Bewegung mit stets schlagfertiger Kritik Schritt auf Schritt folgend; die Männer, welche die englische Presse machen, sind von vielseitiger Bildung, sprachkundig, weitgereist, vielerfahren; jedes englische große Blatt enthüllt täglich einen Schatz von thatsächlichem Wissen und eine fast lückenlose Bewandertheit auf allen, selbst sehr speciellen Gebieten; der Stil der hervorragenden englischen Journale ist plastisch, graphisch, warm, belebt von jenem feinen Humor, der der Sprache Charles Lambs, Dickens' und Thackerays so besonders eigentümlich ist, dabei immer von der größten Würde, die sich manchmal zur Leidenschaft hinreißen läßt, aber nie zu einer Zweideutigkeit hinabsteigt, geschweige denn sich bis zur Gemeinheit vergißt. Die englische Presse ist in Wirklichkeit eine Lehrerin, Leiterin, Beraterin und Unterhalterin ihres Volks; dem englischen Nationalcharakter entsprechend, ist sie eminent positiv; sie polemisiert fast nie, dagegen erzählt, berichtet, schildert und kommentiert sie.

Ein ganz verschiedenes Bild zeigt uns die französische Presse. Diese ist vornehmlich polemisch; ihr Hauptgebiet ist nicht die Thatsache, sondern die Kritik und die Negation: Vorgänge, Neuigkeiten, Geschehnisse nehmen in ihr den zweiten Rang ein, der erste wird abstrakten Betrachtungen,

Wortduellen mit Kollegen, Angriffen gegen politische und sociale Persönlichkeiten eingeräumt. Sie ist brillanter und geistreicher geschrieben als die Presse irgend einer andern Nation, aber sie ist unwesenhaft und ohne solide Grundlagen: mehr prickelnder Schaum als fester Nahrungsstoff. Die Polemik, das liegt in ihrer Natur, hat einen engen Gesichtskreis. Die französischen Blätter sind denn auch so ausschließlich französisch, ja pariserisch, daß man selbst die größten von ihnen nur Pariser Lokalblätter nennen kann. Der Franzose, der bloß seine Pariser Zeitung liest, kann leben und sterben, ohne zu ahnen, daß es außer Frankreich noch Länder, Völker, politische Bewegungen, Kulturbestrebungen, wissenschaftliche Arbeiten und Erfolge, Litteraturen und Erfindungen in der Welt giebt. Eine der schönsten und edelsten Aufgaben der Tagespresse besteht darin, Vermittlerin zwischen dem Geistesleben verschiedener Völker zu sein, das Wissens- und Nachahmenswerte wachsamen Auges an allen Punkten des bewohnten Erdballs aufzufinden und zur Kenntnis des eigenen Leserkreises zu bringen, das Pfahlbürgertum, den beschränkten Sonderdünkel zu bekämpfen und den Völkern einen weiten Blick beizubringen, der die ganze Menschheit und die ganze Zeitgeschichte umfaßt; die Tagespresse soll gleichsam die internationalen Beziehungen zwischen den Völkern aufrecht erhalten und pflegen, wie die Diplomatie die Beziehungen zwischen den Höfen und Regierungen aufrecht erhält und pflegt. Von dieser Aufgabe hatte die französische Presse vor dem Kriege kaum ein leises Bewußtsein, und sie hat seither nur erst sehr allmählich, sehr zögernd begonnen, ihr einigermaßen gerecht zu werden.

Die spanische Journalistik kann selbstverständlich nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, den man an die Presse der vornehmsten Kulturvölker legt. Sie hat für uns mehr ein Kuriositäts-Interesse. Sie ist fremdartig und abweichend

von allen europäischen Vorbildern. Alle Blätter, die größten wie die kleinsten, haben hier gewisse Züge miteinander gemein, die sofort beweisen, daß Spanien noch immer das Land der frommen Gläubigkeit, der höfischen Etikette und der theatralischen Deklamation sei. Jede Zeitung enthält eine Rubrik — es ist noch dazu die vornehmste und steht immer an der Spitze des Blattes —, in der die Heiligen des Tages, das Evangelium der Woche und die in den zahlreichen Kirchen und Kapellen der Stadt zu lesenden ordentlichen und außerordentlichen Messen verzeichnet sind; unter den Inseraten aber nehmen den ersten Platz die Einladungen zu Seelenmessen für Verstorbene ein. Ärmere Leute lassen solche Einladungen bis ins dritte oder vierte Jahr nach dem Tode des betreffenden Angehörigen ergehen; wer aber etwas darauf hält, für wohlhabend und anständig zu gelten, der muß die öffentliche Ankündigung der Erinnerungs-Messen mindestens bis zum zehnten Jahrestage des Todes wiederholen.

In ihren Polemiken gegeneinander oder gegen öffentliche Persönlichkeiten sind die spanischen Blätter von einer durch ihre Übertriebenheit auf den Fremden komisch wirkenden Höflichkeit oder vielmehr ceremoniösen Umständlichkeit in der Form, die andererseits große Derbheit im Wesen nicht ausschließt. Es kommt oft vor, daß eine Zeitung von der andern sagt: „Unser tüchtiger Kollege lügt wieder einmal unverschämt, und es ist erstaunlich, daß der gelehrte und sympathische Herausgeber des erwähnten vortrefflichen Blattes nicht an seinen eigenen Worten erstickt.“ Oder wenn von einem hohen Beamten die Rede ist, der wegen Unterschleifs seiner Stelle entsetzt wurde: „Der ausgezeichnete Sektionschef Don Fulano, dessen geschickten Händen seit etlichen Monaten die Verwaltung der Silbergruben von Cartagena anvertraut war, hat mehrere Diebstähle begangen, welche die Entfernung dieses tüchtigen Beamten von seinem Posten notwendig

machten." Wenn die spanischen Blätter etwas Unangenehmes zu sagen haben, so versüßen sie die bittere Pille durch irgend ein angefügtes Kompliment, das aber nicht immer glücklich ausfällt. So lacht noch heute ganz Spanien über die Notiz in der „La palmera de Cádiz", „die Palme von Cádiz", welche die Hinrichtung eines bekannten Räubers ankündigte. Dieses köstliche Produkt andalusischer Höflichkeit lautete ungefähr: „Don Enrique Pino, unser wohlbekannter Mitbürger, dessen Familie mit Recht zu den geachtetsten Bewohnern unserer teuern Vaterstadt gerechnet wird, soll heute nachmittag durch unsern flinken und geschickten Henker erdrosselt (garotado) werden. Wir sind überzeugt, daß der tapfere Gaditaner sein Leben in würdiger Weise aufgeben werde, und freuen uns im vorhinein darauf."

Das verbreitetste Blatt Spaniens ist die „Correspondencia de España". Ihre Auflage betrug zur Zeit meines Aufenthalts im Lande 50,000 Exemplare. Der Titel dieses Blattes ist wohl dasjenige Wort, das der Fremde in Spanien zuerst erlernt und am häufigsten zu hören bekommt. Auf allen Eisenbahnstationen, in allen Häfen heult man es ihm in die Ohren, die Straßen und Plätze aller Städte, selbst der kleinen Provinzflecken, hallen davon wider, es ist der Ruf, mit dem man einschläft und erwacht. Die „Correspondencia" hat nämlich fast gar keine Abonnenten und lebt bloß vom Einzelverkauf. Eine Armee ihrer Agenten überschwemmt das ganze Land. In Madrid wegelagern Hunderte von Knaben, Mädchen, Krüppeln und alten Weibern auf allen Trottoirs und zetern jeden Vorübergehenden mit ihrem kreischenden Rufe: „La Correspondencia!" an. In der Provinz erwarten Dutzende von ähnlichen Gestalten die Ankunft des Zeitungspakets und stürzen sich dann gleich einem Trupp von Rasenden in die Straßen, einander in tollem Lauf zuvorzukommen suchend, mit unermüdlicher Kehle ohne

Unterbrechung ihre Ware ausrufend und in alle Hausthore und Fenster, die sich bei dem wohlbekannten Geschrei beleben, Exemplare des Blattes gegen Empfangnahme einer kleinen Kupfermünze, zweier Cuartos (5 Pfennig), schleudernd. Um zu wissen, wann die Eisenbahnzüge von Madrid ankommen, muß man in der Provinz nie eine Fahrordnung haben, denn nach Anlangen der Post erfüllen sich die bis dahin stillen Straßen mit Getümmel und wildem Geschrei und der zu bestimmter Stunde laut werdende „Correspondencia!"-Ruf ersetzt vollkommen jede Uhr. Wenn die Correspondencia einginge, so würde Spanien einen seiner charakteristischen Züge verlieren; das Land würde stiller und öder werden und einer Glocke gleichen, in welcher der Klöppel ausgebrochen ist.

Dieses Blatt ist übrigens nicht bloß wegen seiner starken Auflage und seiner geräuschvollen Vertriebsmethode merkwürdig, sondern auch wegen seines litterarischen Charakters. Es ist ein journalistisches Unikum. Artikel kommen darin nicht vor, ebensowenig längere Korrespondenzen; es besteht vielmehr ausschließlich aus kurzen Personalnachrichten, die ohne System, ohne Tendenz, ohne Wahl zusammengestoppelt sind. „Der treffliche A. wurde zum Feldwebel ernannt." — „Der edle B. ist zu seinem Vergnügen nach Paris gereist." — „Der heldenmütige Karlistengeneral C. wurde vom tapfern Alfonsistengeneral D. in der blutigen Schlacht bei E. besiegt." — „Der gelehrte F. ist von seinem Schnupfen genesen" — so geht es drei Seiten eines mittelgroßen Formats hindurch, und diese geistreiche Lektüre wird von den Pyrenäen bis zur Meerenge von Gibraltar alltäglich mit Heißhunger verschlungen. Die wahllose Allgemeinheit, mit der die Correspondencia bei der Zusammenstellung ihrer Nachrichten vorgeht, ist zum großen Teile das Geheimnis ihres Erfolges; sie interessiert jeden Spanier, denn sie beschäftigt sich mit jedem Spanier, vom Könige angefangen bis hinab zum letzten

wassertragenden Gallego, und es ist kaum möglich, seinen Lebensweg in Spanien zurückzulegen, ohne mindestens einmal den Gegenstand eines schmeichelhaften Epithetons und einer Notiz in der Correspondencia gebildet zu haben.

Ein anderes originelles Blatt ist „El perro grande“, „Der große Hund“. Das ist gleichfalls eine täglich erscheinende Zeitung und kommt an Verbreitung der Correspondencia ziemlich nahe. Der Titel scheint auf den ersten Blick sehr grotesk und unerklärlich, doch verliert er diesen Charakter, wenn man weiß, was er für Bedeutung hat. Das Blatt nennt sich nämlich nicht nach dem bekannten Vierfüßler dieses Namens, sondern nach einer Münze; sein Titel ist nicht eine zoologische, sondern eine finanzielle Anspielung. Wie es aber kommt, daß eine Münze „großer Hund“ genannt wird, das hat auch wieder seine Geschichte. Seit ältester Zeit war in Spanien die Münzeinheit der Real, der wieder in 34 Maravedis geteilt war. Seit 1868 aber suchte sich das Land dem Frankensystem der übrigen lateinischen Nationen zu nähern, und die Münzeinheit ist nun die Peseta, die vier Realen enthält und dem französischen Frank im Werte ziemlich gleichkommt. Eine Peseta ist, wie die korrespondierende französische Münze, in hundert Céntimos geteilt, und es giebt Teilstücke von 1, 5 und 10 Céntimos. Auf diesen neuen Münzen wurde — nach dem Vorbild des belgischen Prägestempels — ein sitzender Löwe angebracht, der mit der einen Pranke das Wappenschild Spaniens aufrecht hält. Die Zeichnung und Stellung dieses Tiers ist nicht besonders korrekt und künstlerisch, und der Volkswitz besteht darauf, in dem Wappenlöwen einen — Hund zu sehen. Davon benannte er die 10 Céntimos-Stücke „perro grande“, großer Hund, und die 5 Céntimos-Stücke „perro chico“, kleiner Hund. Heute wird das nicht mehr als Witz betrachtet, sondern gilt als die ernste, angenommene Bezeichnung der

neuen Münzen. Niemand wird es einfallen, zu lächeln, wenn man ihm sagt, daß diese Melone, um deren Preis er sich auf dem Markte erkundigt, einen „großen Hund" koste, und er noch unbedingt einen „kleinen Hund" hinzufügen müsse, wenn er jene Trauben haben wolle.

Das Blatt nun, wovon ich spreche, kostet eben 10 Céntimos, und um diese Thatsache dem öffentlichen Bewußtsein mit der größten Deutlichkeit und mit Ausschluß jeden Zweifels nahezubringen, hat es den volkstümlichen Namen des Geldstücks, das seinen Preis darstellt, zu seinem Titel genommen. In litterarischer Hinsicht ist der „Perro grande" nicht sonderlich merkwürdig. Er ist ein gewöhnliches Lokalblatt, so gut und so schlecht, als Lokalblätter bei einem Lesepublikum von geographisch und geistig ziemlich engem Gesichtskreise eben zu sein pflegen; allein eine ingeniöse Idee seiner Herausgeber hat ihn zu einer erstaunlichen Verbreitung gebracht. Der Perro grande ist nämlich nicht bloß eine Zeitung, sondern auch zugleich ein — Lotterielos. Die Exemplare sind mit einer laufenden Nummer versehen, das Datum gilt als Serie. Zweimal monatlich finden Ziehungen statt, und jedesmal gelangen drei Treffer von 1000, 300 und 100 Pesetas zur Verlosung; außerdem gewinnt eine weitere Anzahl gezogener Nummern das Anrecht auf den Bezug eines Freiexemplars des Perro grande durch ein Jahr. Wie man sieht, spekuliert das Blatt auf die Neugierde und auf die Gewinnsucht der Spanier, und diesem vereinten Ansturme können nicht viele widerstehen, namentlich hier, wo die Leidenschaft für die Lotterie fast so groß ist wie in den Kreisen der Traumbuchgläubigen Wiens und wo die häufig wiederkehrenden öffentlichen Ziehungen in allen größeren Städten als Feste gefeiert werden, an denen die Behörde und die ganze Bevölkerung mit dem größten Interesse teilnehmen.

Das ganze System des Perro grande steht unter öffent-

licher Überwachung. Die allvierzehntäglichen Ziehungen finden in den Bureaus des Blattes zu Madrid im Beisein von Gerichtspersonen und einer beschränkten Anzahl Fremder statt; die gezogenen Nummern werden im Blatte selbst und in der amtlichen „Gaceta de Madrid“ veröffentlicht und die Gewinste unmittelbar nach Vorzeigung des Exemplars, dessen Nummer herauskam, ausbezahlt. Ich kenne selbst jemand in Sevilla, der auf diese Weise einmal tausend Pesetas und ein andermal ein Freiexemplar gewonnen hat und nun natürlich zu den begeistertsten Lobrednern des Perro grande gehört.

Die wenigen ernsten Blätter Spaniens, die sich mehr der europäischen Zeitungsschablone anpassen, zeichnen sich nur durch geringen Umfang, schwache Verbreitung und hochtrabende Schreibweise aus. Originelle Individualitäten unter diesen Dutzendjournalen sind nur „El globo“ (der Erdball), ein illustriertes Tageblatt, das Humor, Poesie, Belletristik, Politik und Wissenschaft kultiviert, ferner „El diario de Barcelona“ (das Barcelonesische Tageblatt), der das kleinste mir bekannte politische Journal ist. Er erscheint nämlich in gewöhnlichem Buchformat, Klein-Oktav, allerdings meist 12 bis 16 Seiten stark, und ist übrigens eins der besten spanischen Blätter.

Humoristische Journale spielen merkwürdigerweise eine verschwindend kleine Rolle im spanischen Zeitungswesen; es giebt nur ein Wochenblatt in Madrid, „El mundo cómico“ (die komische Welt), welche das heitere Genre pflegt, und auch dieses ist bloß eine geistlose Kopie des Pariser „Petit Journal pour rire“. Und doch ist der spanische Volksgeist von einer unbezwingbaren Schelmerei und einer Neigung zu Scherz und Spott, die seine parodistische Erfindungskraft keinen Augenblick lang ruhen läßt.

Wenn aber Spanien keine Witzblätter besitzt, so hat es dafür eine Zeitung, die ihresgleichen nirgends in der Welt

findet; das ist „El Enano“ (der Zwerg), ein mehrmals im Monat, jedoch in unbestimmten Zwischenräumen erscheinendes kritisches Organ für — Stiergefechte! Im „Enano“ werden sämtliche in Madrid und den größeren Provinzstädten abgehaltenen Stiergefechte von Fachmännern in einer überaus reichen technischen Sprache kritisch beleuchtet, und es ist oft bewundernswert, zu sehen, mit welcher Penetration, mit welchem Aufwande an historischen, anatomischen und ästhetischen Kenntnissen, und mit welcher Sicherheit des Urteils die Leistungen der Picadores, Banderilleros und Espadas, ja selbst die der Chulos, der Opfergäule und der Stiere in diesem einzigen Fachblatte beleuchtet werden. Erst seit ich ein Leser des „Enano“ wurde, ward mir klar, bis zu welcher Höhe wissenschaftlicher Systematik das Kunstverständnis für Stierkämpfe sich entwickelt hat, und nach den in jeder Nummer enthaltenen ungemein gründlichen Abhandlungen über die Seitensprünge, mit denen der Espada den Hörnern des Stiers auswich und deren jeder — ebenso wie die verschiedenen Degenstöße — einen besondern Namen hat, wunderte es mich nicht mehr, als ich eines Tages bei einem Herrn in Madrid eine Bibliothek fand, die ganz aus Werken über die „Tauromachie“ bestand und doch nicht einmal noch die ganze außerordentlich reiche Litteratur dieses Gegenstandes enthielt, wie mir ihr Besitzer mit einem gewissen Kummer mitteilte.

Wahrheit und Dichtung.

Auf den andalusischen Frühling folgte ein kastilianischer Sommer und auf diesen ein süditalienischer Herbst, von dem ich vielleicht noch ein andermal erzähle, dann aber hatte die herrliche Wanderzeit ein Ende und es hieß heimkehren, auf der Ofenbank bleiben, bieder Kohl pflanzen und brav Steuer zahlen. So lag ich denn in einer häßlichen Novembernacht in meiner Koje auf dem Lloyddampfer, der von Venedig nach Triest fuhr, und während mich das schwankende Schiff unsanft hin und her rollte, zog ich in Gedanken das Facit meines bisherigen Lebens. Ich besuchte noch einmal alle die Stätten in Nord und Süd, die mir lieb und teuer geworden waren, und die ich vielleicht nie wieder sehen sollte; Hunderte von Menschen, deren Freundschaft ich erworben und bei denen ich ein Stück meines Herzens gelassen hatte, Mädchen und Frauen, schwärmerische Jünglinge und ernüchterte, ernste Männer zogen an meinem innern Auge vorüber und winkten mir schwermütig lächelnd mit der Hand und riefen mir in vielen Zungen Lebewohl! und Glückauf! zu. Je länger ich bei diesen Vorstellungen

verweilte, je inniger ich mich in die Vergangenheit vertiefte, um so leuchtender und poetischer erschien mir diese, um so finsterer und prosaischer die Zukunft. Meine Stimmung wurde mir unleidlich, und um ihr zu entgehen, sprang ich rasch entschlossen aus dem Bette, kleidete mich an und ging aufs Verdeck hinauf.

Hier war es kalt und naß und überaus ungemütlich. Die See ging hoch, der Wind pfiff durch das Takelwerk, die dicken Wolken, aus denen ein feiner, durchdringender Regen niederrieselte, rollten tief unterm Himmel und schoben sich nur manchmal auf Minuten auseinander, um den Mond und einige Sterne sichtbar werden zu lassen. Das Deck war vollkommen verlassen, da die nicht sehr zahlreichen Reisenden alle unten in ihren Kabinen waren, die einen seekrank und stöhnend, die anderen gesund und schnarchend, und außer dem Mann am Steuer sah ich nur einen in einen Mantel gehüllten alten Herrn mit langem, schneeweißem Barte, der an der Brüstung lehnte und gedankenvoll in die dunkle See hinabstarrte. Nachdem ich einige Male auf und ab gegangen war, stellte ich mich schließlich neben ihn. Er blickte jedoch nicht auf und nahm überhaupt keinerlei Notiz von mir. Eine Weile blieb ich schweigend an seiner Seite, dann entschloß ich mich ihn anzusprechen. Auf eine banale Bemerkung über das Wetter und die Überfahrt folgte eine ungefähr ebenso banale, aber höfliche Antwort, die bereits die indiskrete, aber in solchen Situationen übliche Frage nach dem Woher und Wohin gestattete, ein Wort gab das andere, und wenige Minuten darauf waren wir in einem eifrigen Gespräche über Länder und Völker begriffen.

Der alte Herr mußte viel gereist sein; er kannte alle Stätten, die ich erwähnte, war überall gewesen, hatte alles gesehen und sprach alle Sprachen, deren ich mächtig bin.

Sein Aussehen und seine Redeweise waren nicht die eines Commis Voyageur, allein andererseits hatte er zahlreiche Orte besucht, die für den gewöhnlichen Touristen keinerlei Interesse haben, und er kannte in all den Ländern, die er besucht hatte, keine einzige jener Persönlichkeiten, die ein vornehmer Vergnügungsreisender aufzusuchen pflegt. Ich riskierte die Frage, ob er ein Geschäftsreisender sei? Er sah mich sonderbar an und antwortete nach einer kleinen Pause: „Nein, aber ich bin stets auf Reisen.“

„Sie Glücklicher!“ rief ich, „wie beneide ich Sie!“

Er sah mich wieder so sonderbar an wie vorhin und bemerkte mit einem unterdrückten Seufzer: „Da haben Sie unrecht, junger Freund, was mich betrifft, so bin ich des Reisens sehr, sehr müde, und ich wollte, es hätte ein Ende.“

„Da denke ich anders als Sie,“ erwiderte ich eifrig. „Ich habe nun sieben Jahre lang ein rastloses Wanderleben geführt, und ich wollte, ich könnte es ewig fortsetzen. Mir graut vor dem Gedanken, daß ich nun für den Rest meiner Tage an die Kette gelegt und zum Stillsitzen verurteilt werden soll.“

„Haben Sie denn gar keine Sehnsucht nach der Heimat?“

„Meine Heimat ist die Welt. Ich bekenne mich nicht zum Schildaer Dogma: Überall ist's gut, doch zu Hause am besten. Ich habe gefunden, daß jedes Land und jedes Volk Vorzüge und Fehler hat, die einander ungefähr die Wage halten, daß man sich überall wohl fühlen kann, wenn man den Menschen ihre Schwächen verzeiht und ihre Tugenden anrechnet, und ich gebe nur das *eine* zu, daß der Süden im ganzen schöner ist als der Norden und der Kulturmensch trotz specifischer Fehler ein angenehmerer Umgang als der Barbar.“

„Das ist recht schön. Aber haben Sie sich nie gesagt,

daß Sie mit bloßen Lustfahrten eigentlich Ihre Jahre vergeuden und nicht dazu gelangen, die ernsten Pflichten des Bürgers zu erfüllen, die man gegen sein Land und die Gesellschaft hat?"

„Sie sind streng in Ihren Gedanken und hart in Ihren Ausdrücken. Ich habe meine Jahre nicht vergeudet und mein Gewissen beschuldigt mich keiner Pflichtversäumnis. Ich habe mich bemüht zu sehen, zu erfahren, zu lernen. In den Spitälern habe ich mein Ohr an die Brust der Kranken gelegt, ihre Leiden zu finden und zu erleichtern gesucht, in den Straßen mein Ohr ans Herz des Volks gedrückt, seinem schweren Atem und seinem intimsten Herzschlag gespannt gelauscht, seine Krankheiten und Erregungen beobachtet und wenn nicht das Vermögen, doch das innige Verlangen gehabt, ihm zu helfen und es zu heilen. Ich habe vielen guten Menschen die Hand gedrückt, viele Freundschaft gegeben und empfangen, und ich finde, daß das ein so würdiger und schöner Lebensinhalt ist wie der irgend einer seßhaften bürgerlichen Zoophytenexistenz."

Der alte Herr lächelte trübe und sagte nach kurzem Stillschweigen:

„Das ist alles recht hübsch, aber jedes Ding hat zwei Seiten. Sie vertreten mir gegenüber den Standpunkt der Jugend, lassen Sie mich Ihnen gegenüber den Standpunkt des Alters vertreten. O gewiß, es hat sein Angenehmes, in der Welt umherzufahren, so lange man jung ist. Der Geist ist neu und das Herz ist frisch. Man schläft auf jedem Lager, man verdaut jede Speise, man findet jede Lippe küßlich. Man ist federleicht und beweglich, denn man hat keinen Ballast von Gewohnheiten und Vorurteilen mitzuschleppen. Aber das dauert nicht ewig und man ist leider nicht immer zwanzig oder dreißig Jahre alt. Der Leib nutzt sich ab, wenn auch vielleicht das Gemüt jung

bleibt. Der Moment kommt, wo die unbequeme Matratze den Schlaf verscheucht und der Magen wählerisch wird. Dann sehnt man sich nach Ruhe und Bequemlichkeit, aber es ist zu spät. Sie haben dann das Bedürfnis, aber nicht die Gewohnheit des Stillsitzens. Ferne Horizonte locken Sie mit tausend Fingern, und Sie sind tief unglücklich, wenn Sie dem Wink und Ruf nicht folgen können. Wenn Sie überall dauernde Freundschaften zurückgelassen haben, so ist es noch schlimmer, denn das menschliche Herz faßt nicht den Gedanken eines Abschieds auf ewig und verzehrt sich in der Hoffnung und im Verlangen des Wiedersehens. Jede Ihrer schönen Reiseerinnerungen wird zu einer aktiven Sehnsucht, die Sie quält und an Ihrer Seele nagt. Und noch eins: Sie sind dann überall ein Fremder und in Ihrer Heimat am fremdesten. Sie finden sich nicht in die Menschen und nicht in die Verhältnisse. Die Gespielen und Jugendgenossen, die mit Ihnen auf der Schulbank gesessen, sind hübsch im Lande geblieben und haben sich redlich genährt, während Sie ruhelos schönen Idealen nachjagten; Sie treffen sie in Amt und Würde und in sicherm Brote, als respektable Personen mit Titeln und Orden und Konnexionen, als Stützen der hohen Obrigkeit, des Gesetzes und der hergebrachten Ordnung. Diesen Menschen sind Sie ein Dorn im Auge, ein gehässiger Eindringling; ihr enger Horizont schämt sich vor Ihrem weiten; ihre spießbürgerliche Beschränktheit fürchtet Ihre Kritik; es ärgert sie zu denken, daß jemand unter ihnen ist, der sich untersteht zu glauben, daß es anderwärts ein und das andere bessere Gesetz, eine und die andere bessere Speise, eine und die andere bessere Einrichtung giebt, daß ihre Verhältnisse überhaupt einer Verbesserung fähig wären und sie noch etwas vom Beispiel der Fremde lernen könnten, und sie strafen Sie selbst für Ihre unausgesprochenen Gedanken und Urteile mit Anfeindung

und Verhöhnung. Glauben Sie mir, junger Freund, es ist besser für den Menschen, wie ein Baum unbeweglich im Boden festzuwurzeln, zu den Nachbarbäumen ein stetiges Verhältnis zu haben und die Sonne jeden Morgen an derselben Stelle aufgehen zu sehen, als gleich einem Vogel von einem Zweig zum andern zu ziehen und haltlos in den Lüften umherzugaukeln. Oder wenn man schon die Leidenschaft des Reisens hat, so soll man jung sterben, so lange man vom Kelche dieses Vergnügens erst den Schaum, aber noch nicht die Hefe getrunken hat."

Ich hatte unter den widerstreitendsten Empfindungen zugehört und die Rede des Alten hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Als er schwieg, konnte ich mich nicht enthalten auszurufen: „Und trotz diesen Ansichten sagen Sie, daß Sie selbst stets auf Reisen sind."

„Nicht weil ich will, sondern weil ich muß."

Meine Neugierde war so heftig, daß ich wider alle Gesetze der Höflichkeit mit der Frage herausplatzte: „Was in aller Welt kann Sie dazu zwingen?"

Der Alte heftete seine tiefliegenden Augen auf mich, griff schweigend in die Rocktasche, zog eine Brieftasche heraus, nahm aus derselben eine Visitenkarte und reichte sie mir. Ich trat zur Lampe, die am Kompaß vor dem Steuerruder brennt, und las — „Ahasverus!" Ein elektrischer Schlag rieselte durch alle meine Nerven und —

. . . ich erwachte aus meinem Traume, der nur die Stimmung des vorhergehenden Abends anthropomorphosiert hatte, es war bereits heller Morgen und das Schiff im Hafen von Triest.

Eine halbe Stunde später hatte ich das Schiff verlassen und war ans Land gestiegen. Mir war's in diesem Momente, als würde hinter mir die Pforte des sonnigen Frühlings

zugethan und als öffnete sich vor mir das aschgraue Philisterium, aus dem mir ein feuchtkalter Hauch entgegenwehte. Einen letzten Blick warf ich auf den Dampfer und die See, dann ging ich weiter. Dieser Blick war ein Abschiednehmen vom Schönsten, was ein Menschenleben enthält . . .

O Reiseherrlichkeit! O Sonnenschein! O Jugend!

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S

